P. O. germ. 1156 - 2, 2

<3660638417001 5

<3660638417001 5

Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Deutsches
Musterbuch
oder
Sammlung auserlesener Stellen
aus
den besten deutschen Schriftstellern,
zur
Bildung der jugendlichen Seelenkräfte
und
des Styls.

Herausgegeben
von
Peter Richarz,
Professor.

Zweiter Cursus. Zweite Abtheilung.
Prosaische Muster.

Bamberg und Würzburg.
in der Goebhardtschen Buchhandlung.
1815.

Deutsches
Musterbuch
für
die oberen Klassen
an
Gymnasien.

Herausgegeben
von
Peter Richarz,
Professor.

Zweite Abtheilung.
Prosaische Muster.

Bamberg und Würzburg,
in der Goebhardtschen Buchhandlung.
1815.

66

P.o. germ. 1156-2,2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

B Aa

Erster Abschnitt.

Beschreibende Gattung.

A) Beschreibungen von Naturgegenständen.

1) Beschreibung des Bienenschwarmes.

Die wilden sowohl, als die zahmen Bienen halten sich in großen Gesellschaften, die aus etlichen tausend Mitgliedern bestehen, zusammen; man nennt eine solche Gesellschaft einen Schwarm. In jeder Gesellschaft befinden sich dreierlei Bienen, die nicht nur in ihrer äußern Gestalt, sondern auch in ihrem innern Bau von einander verschieden sind.

Die erste und vornehmste ist die Königin (Mutterbiene, der Weiser) welche die ganze Gesellschaft zusammenhält, und nach deren Tode oder Entfernung dieselbe in eine gänzliche Unthätigkeit geräth, und sich allmählig zerstreuet, wofern nicht ihre Stelle bald durch eine neue Königin ersetzt wird. Sie ist zwar nicht die größte Biene, hat aber einen gestrecktern Leib, als die übrigen, eine lebhaftere, etwas röthliche Farbe, kürzere Flügel, die kaum den halben Hinterleib bedecken, hohe braune Füße, und einen langen Stachel. Dieses Stachels bedient sie sich nur im äußersten Nothfall, wenn sie gedrückt oder sehr geneckt wird. Sonst kann man sie ohne Gefahr auf der Hand herum kriechen lassen; denn da von ihrem

Leben das Wohl der ganzen Gesellschaft abhängt, und mit einem Stich gewöhnlich auch der Verlust des Stachels und der Tod verbunden ist: so hält ein geheimer Naturtrieb sie von einem leichtsinnigen, für sie und ihr Reich gefahrvollen, Gebrauch ihrer Waffe zurück. So wenig aber ein Schwarm ohne eine Königin bestehen kann, so wenig wird doch mehr als Eine geduldet. Sobald durch einen Zufall sich zwei oder mehrere in einem Stock einfinden, so entsteht gleich ein allgemeiner Aufruhr. Man nimmt eine in Schutz und bringt die andern um, oder der Haufe theilt sich, und es bildet sich unter Anführung jeder einzelnen Königin ein neues Reich. Die Ehrfurcht, welche die gemeinen Bienen gegen ihre Königin bezeugen, ist außerordentlich. Ein ansehnliches Gefolg begleitet sie überall, wo sie hingeht, und scheint kein anderes Geschäft zu haben, als der Königin aufzuwarten. Diese Begleiter reichen ihr von Zeit zu Zeit Honig dar, und putzen und streicheln sie mit ihren Rüsseln. Und, in welche Gegend des Stocks sie hinkommt, da verbreitet sie neues Leben und neue Thätigkeit; man arbeitet dann, beseelt durch die Gegenwart der Königin noch einmal so rasch.

Nächst der Königin sind die Drohnen oder die männlichen Bienen zu bemerken, welche sich durch ihre Größe, woran sie alle übrigen im Stock übertreffen, leicht unterscheiden lassen. Sie haben sehr große Augen, die beinahe den ganzen Kopf einnehmen, kurze Flügel, einen kürzern und feinern Rüssel und gar keinen Stachel. Von Ansehen sind sie viel rauher, als die andern, auch dicker, dabei aber sehr träge. Sie fliegen selten aus, nur bei heissem Wetter zur Mittagsstunde entfernen sie sich

zuweilen eine kurze Zeit. Ihre vornehmste Bestimmung ist, die Mutterbiene zu befruchten.

Endlich sieht man auch noch in einem Stock eine Menge kleiner Bienen, wovon eine halb so schwer ist, als eine Drohne, aber verhältnißmäßig längere Flügel und einen Stachel hat. Man nennt sie Werk- oder Arbeitsbienen, weil sie allein alle Arbeit verrichten. Sie bauen die Zellen, machen Honig und Wachs, reinigen die Wohnung, und schaffen zu dem Ende allen Unrath, todte Bienen, Würmer und andere faulende Sachen hinaus. Ist ihnen ein Körper zu schwer, so überziehen sie ihn mit Wachs, damit er durch seine Verwesung die Luft nicht verunreinige. Ihres eigenen Kothes entledigen sie sich außerhalb des Stockes. Andere halten an dem Flugloche Wache, um gemeinschaftliche Feinde abzuhalten; wieder andere füttern die Jungen u. s. w.

Zu einem vollkommenen Schwarm gehören nun ungefähr zwanzigtausend Arbeitsbienen, anderthalbtausend Drohnen und eine Königin. Wenn diese beisammen sind, so fangen sie an, sich in irgend einer bequemen Höhle — die zahmen in den für sie bestimmten Stöcken oder Körben — eine zweckmäßige Wohnung anzulegen, und zwar übernehmen, wie schon gesagt, blos die Arbeitsbienen dies Geschäft. Zuerst sammeln sie eine Art Kitt (Vorwachs) von den klebrigten und harzigen Knospen einiger Bäume, indem sie es mit den Zähnen abkneipen, und sich dasselbe sodann an die Füße kleben. Hiemit beladen fliegen sie nach Hause, wo es ihnen sogleich von andern Bienen abgenommen, und von diesen zum Ueberzug der innern Wände und zum Verschmieren der Ritzen gebraucht wird.

Nachdem alles, bis auf das Flugloch, sorgfältig verkleht und verwahrt ist, so machen sie sich an den überaus künstlichen Bau der Zellen, wozu sie aber nicht die vorhergenannte harzige Materie, sondern wirkliches Wachs nehmen. Zur Verfertigung des Wachses dient ihnen der Saamenstaub in den Blüthen und Blumen der Gewächse. Da dieser des Mittags von der Sonnenhitze zu trocken ist, als daß sie ihn bequem aufladen und fortbringen könnten, so fliegen sie gemeiniglich des Morgens und Abends nach demselben aus. Sie tauchen sich dann mitten in die Blüthe ein, und der Samenstaub bleibt wie Puder an dem haarigten Körper hängen. Hierauf streichen sie ihn mit den Füßen ab, ballen ihn zu kleinen Kügelchen, und bringen diese mit den mittlern Füßen in eine besondere Grube am Hinterschenkel, welche sich zu diesem Zwecke nur bei den Arbeitsbienen findet. So eilen sie ihren Wohnungen zu, legen die Staubkügelchen in die dazu bestimmten Zellen, tröpfeln etwas Feuchtigkeit darunter, und kneten es durcheinander. Der so durchknetete Samenstaub heißt nun Wachsmehl, und wird von den Bienen verzehrt, und erst hier, in dem Leibe derselben, in eigentliches Wachs verwandelt. Das Wachsmehl geht durch den ersten oder sogenannten Honigmagen in den zweiten Magen, wo die Speisen verdaut werden, und von da in die Eingeweide. Ein Theil davon scheint ihnen wirklich zur Nahrung zu dienen, ein anderer Theil aber schwitzt durch die sechs Ringe am Hinterleibe hervor, und setzt sich da in Gestalt zarter Blättchen an, welche die Bienen mit den Hinterfüßen abnehmen. Dies ist dann das vollkommene Wachs, das jedoch nach Beschaffenheit des Samen-

staubes in der Farbe und Güte ändert. Anfangs sieht es gemeiniglich weiß aus, es wird aber mit der Zeit im Stock immer brauner, weil es immer mehr vom Honig durchdrungen wird.

Von diesem Wachse bauen sie ihre Zellen. Sie bauen nämlich von der Decke des Stockes senkrecht herunter Wachskuchen, gemeiniglich sechs bis sieben, nicht völlig einen Zoll dick, und in denselben legen sie auf beiden Seiten Zellen an, die folglich ungefähr so tief sind, als der halbe Wachskuchen dick ist. Ein Wachskuchen steht von dem andern so weit ab, daß zwei Bienen neben einander in den Zwischenräumen gehen können. Auch sind in jedem Wachskuchen Oeffnungen und Durchgänge, damit sie von einem zum andern ohne viel Zeitverlust kommen können. Wegen der Menge der Arbeiter und bei ihrer ausnehmenden Emsigkeit geht das Werk sehr geschwind von statten. Ein etwas starker Schwarm bauet einen Wachskuchen, acht bis neun Zoll lang und halb so breit, in einem Tage ganz fertig. Die Zellen selbst sind sechseckigte Röhrchen, so geschickt und mit so ökonomischer Ersparung des Raums angelegt, daß sie nach der genausten mathematischen Berechnung und Ausmessung unverbesserlich befunden worden sind. Auf einem Wachskuchen, der 15 Zoll lang und 10 Zoll breit ist, zählt man über 9000 Zellen. Die Wände der Zellen sind dünner, als feines Papier, und dennoch fest genug; aber den Rand des ganzen Wachskuchens umgeben sie mit einer stärkern Einfassung.

Die Zellen werden nicht von den Bienen bewohnt — denn diese halten sich zwischen dem Wachskuchen auf — sondern sie haben eine doppelte Bestimmung:

einige bienen zur Aufbewahrung des Honigs, und andere zu Nestern für die junge Brut. In einem Stock, der 50 000 Zellen enthält, rechnet man 30,000 für den Honig, die übrigen für die Brut.

Der Stoff des Honigs ist der süße Saft (Nektar) der sich in den allermeisten Blüthen findet, auch der süße Schweiß auf den Blättern verschiedener Gewächse. Zur Einsammlung desselben fliegen die Arbeitsbienen in den Mittagsstunden aus, weil alsdann die Hitze diesen Saft am meisten hervorlockt. Sie lecken ihn mit den Rüsseln ab, schlucken ihn hinunter, und bereiten ihn in einem besondern Behältniß in ihrem Leibe, das deshalb der Honigmagen heißt, durch Gährung oder Beimischung andrer Säfte gehörig zu. Wenn dieser Magen voll ist, kehren sie nach Hause zurück, geben den Honig durch den Mund wieder von sich, und speien ihn in die dazu bestimmten Zellen. Die angefüllten Zellen verschließen sie mit einer Wachsdecke. An Farbe, Geschmack und Geruch ist der Honig nach Beschaffenheit der Gewächse, von welchen die Säfte genommen wurden, verschieden.

2) Ueber die Steppen und Wüsten.

Am Fuße des hohen Granitrückens, welcher im Jugendalter unseres Planeten, bei Bildung des antillischen Meerbusens, dem Einbruch der Wasser getrotzt hat, beginnt eine weite unabsehbare Ebene. Wenn man die Bergthäler von Caraccas, und den inselreichen See Tacarigua, in dem die nahen Pisangsstämme sich spiegeln; wenn man die Fluren, welche mit dem zarten Grün des thaitischen Zuckerschilfes

prangen, oder den ernsten Schatten der Cacaogebüsche zurückläßt: so ruht der Blick im Süden auf Steppen, die scheinbar ansteigend, in schwindender Ferne, den Horizont begränzen.

Aus der üppigen Fülle des organischen Lebens tritt der Wanderer betroffen an den öden Rand einer pflanzenleeren Wüste. Kein Hügel, keine Klippe erhebt sich inselförmig in dem unermeßlichen Raume. Nur hier und dort liegen gebrochene Flötzschichten von zweihundert Quadratmeilen Oberfläche, bemerkbar höher als die angränzenden Theile. Bänke nennen die Eingebornen diese Erscheinung, gleichsam im Geist der Sprache den alten Zustand der Dinge ahnend, da jene Erhöhungen Untiefen, die Steppen selbst aber der Boden eines großen Mittelmeeres waren.

Noch gegenwärtig ruft oft nächtliche Täuschung diese Bilder der Vorzeit zurück. Denn wenn im raschen Aufsteigen und Niedersinken die leitenden Gestirne den Saum der Ebene erleuchten; oder wenn sie zitternd ihr Bild verdoppeln in der untern Schicht der wogenden Dünste, glaubt man den küstenlosen Ozean vor sich zu sehen. Wie dieser erfüllt die Steppe das Gemüth mit dem Gefühl der Unendlichkeit. Aber freundlich zugleich ist der Anblick des klaren Meeresspiegels, in dem sich die leichtbewegliche sanft aufschäumende Welle kräuselt. Todt und starr liegt die Steppe hingestreckt, wie die nackte Felsrinde eines verödeten Planeten.

In allen Zonen bietet die Natur das Phänomen dieser großen Ebenen dar; in jeder haben sie einen eigenthümlichen Charakter; eine Physiognomie, die durch die Verschiedenheit ihres Bodens, durch ihr

Klima und durch ihre Höhe über der Oberfläche des Meeres, bestimmt wird.

Im nördlichen Europa kann man die Heideländer, die von einem einzigen, alles verdrängenden Pflanzenzuge bedeckt, von der Spitze von Jütland sich bis an den Ausfluß der Schelde erstrecken, als wahre Steppen betrachten; aber Steppen von geringer Ausdehnung und hochhüglicher Oberfläche, wenn man sie mit den Llanos und Pampas von Südamerika, oder gar mit den Grasfluren am Missury vergleicht, in denen der zottige Bison, und der langhörnige Mosschusstier umherschwärmen.

Einen größeren und ernsteren Anblick gewähren die Ebenen im Innern von Afrika. Gleich der weiten Fläche des stillen Ozeans hat man sie erst in neueren Zeiten zu durchforschen versucht. — Theile eines Sandmeeres, welches fruchtbare Erdstriche von einander trennt, oder inselförmig einschließt, wie die Wüste am Basaltgebirge Harutsch, wo in der dattelreichen Oasis vom Siwah, die Trümmer des Ammon-Tempels den ehrwürdigen Sitz früher Menschenbildung bezeichnen. Kein Thau, kein Regen benetzt diese öden Flächen, und entwickelt im glühenden Schooß der Erde den Keim des Pflanzenlebens. Denn heisse Luftsäulen steigen überall aufwärts, lösen die Dünste, und verscheuchen das vorübereilende Gewölk.

Wo die Wüste sich dem atlantischen Ozean nähert, wie zwischen Darah und dem weißen Vorgebirge, da strömt die feuchte Meeresluft hin, die Leere zu füllen, welche durch jene senkrechten Winde erregt wird. Dort erquicken kühle Weste den hügelichen Rand der Wüste. Selbst wenn der Schiffer durch ein Meer, das wiesenartig mit Seetang bedeckt ist, nach der

Mündung des Gambia steuert, ahnet er, wo ihn plötzlich der tropische Ostwind verläßt, die Nähe des weitverbreiteten wärmestrahlenden Sandes.

Heerden von Gazellen, schnellfüßige Strausse, dürstende Pantherthiere und Löwen durchirren in ungleichem Kampfe den unermeßlichen Raum. Rechnet man ab die im Sandmeere neuentdeckten Gruppen quellenreicher Inseln, an deren grünen Ufern die nomadischen Tibbos und Tuaryks schwärmen; so ist der übrige Theil der afrikanischen Wüste als dem Menschen unbewohnbar zu betrachten. Auch wagen die angränzenden gebildeten Völker sie nur periodisch zu betreten. Auf Wegen, die das Handelsverkehr seit Jahrtausenden unwandelbar bestimmt hat, geht der lange Zug von Tafilet bis Tombuctu, oder von Fezzan bis Darfur; kühne Unternehmungen, deren Möglichkeit auf der Existenz des Kamels beruht, des Schiffs der Wüste, wie es die alten Sagen der Ostwelt nennen.

Diese afrikanischen Ebenen füllen einen Raum aus, welcher den des nahen Mittelmeeres fast dreimal übertrifft. Sie liegen zum Theil unter den Wendekreisen selbst, zum Theil denselben nahe; und diese Lage begründet ihren individuellen Naturcharakter. Dagegen ist in der östlichen Hälfte des alten Continents dasselbe geognostische Phänomen der gemäßigten Zone eigenthümlich.

Auf dem Bergrücken von Mittelasien zwischen dem Altai und Mustag, von der chinesischen Mauer an bis gegen den Aral-See in einer Länge von 1000 Meilen, breiten sich die höchsten und größten Steppen der Welt aus. Einige sind Grasebenen; andere mit saftigen, immergrünen, gegliederten Kali-Pflanzen

geschmückt; viele fernleuchtend von flechtenartig aufsprießendem Salze, das ungleich, wie frischgefallener Schnee, den lettigen Boden deckt.

Diese Mongolischen und Tatarischen Steppen scheiden die uralte langgebildete Menschheit in Tibet und Hindostan, von den rohen Nordasiatischen Völkern. Auch ist ihr Daseyn von mannigfaltigem Einfluß auf die wechselnden Schicksale des Menschengeschlechts gewesen. Sie haben die Bevölkerung gegen Süden zusammengedrängt; mehr, als das Schneegebirge von Sirinagur und Gorka, das Verkehr der Nationen gestört, und im Norden unwandelbare Gränzen gesetzt der Verbreitung milderer Sitten, und des schaffenden Kunstsinns.

Aber nicht als hindernde Vormauer allein darf die Geschichte die Ebene von Inner-Asien betrachten. Unheil und Verwüstung hat sie mehrmals über den Erdkreis gebracht. Hirtenvölker dieser Steppe, die Avaren, Mongolen, Alanen und Uzen haben die Welt erschüttert. Wenn in dem Lauf der Jahrhunderte frühe Geisteskultur, gleich dem erquickenden Sonnenlicht, von Osten nach Westen gewandert ist; so haben späterhin, in derselben Richtung, Barbarei und sittliche Rohheit Europa nebelartig zu überziehen gedroht. Ein brauner Hirtenstamm, die Hiongnu, bewohnte in ledernen Gezelten die hohe Steppe von Gobi. Ungestüm brach er hervor aus dem östlichen Theile von Hinter-Asien, und erschien plötzlich so (geht die dunkele Sage) als Hunnische Kriegsschaar erst an der Wolga, dann in Pannonien, dann an der Loire und an den Ufern des Po die schön bepflanzten Fluren verheerend, wo seit Antenors Zeiten die bildende Menschheit Denkmal auf Denkmal ge-

häuft. So wehte aus den mongolischen Wüsten ein verpesteter Windeshauch, der auf Cisalpinischem Bo, den die zarte langgepflegte Blüthe der Kunst erstickte.

Von den Salzsteppen Asiens, von den europäischen Heideländern, die im Sommer mit honigreichen röthlichen Blumen prangen, und von den pflanzenleeren Wüsten Afrika's kehren wir zu den Ebenen von Südamerika zurück, deren Gemälde ich bereits angefangen habe, mit rohen Zügen zu entwerfen.

Das Interesse, welches dies Gemälde dem Beobachter gewähren kann, ist ein reines Naturinteresse. Keine Oase erinnert hier an frühe Bewohner, kein behauener Stein, kein verwildeter Fruchtbaum an den Fleiß untergegangener Geschlechter. Wie den Schicksalen der Menschen fremd, allein an die Gegenwart fesselnd, liegt dieser Erdwinkel da, ein wilder Schauplatz des freien Thier- und Pflanzenlebens.

Von der Küstenkette von Caraccas erstreckt sich die Steppe, bis zu den Wäldern der Guayana, von dem Gebirge von Merida, in dem siedende Schwefelquellen unter ewigem Schnee hervordringen, bis zu dem großen Delta, welches der Orinoco an seiner Mündung bildet. Südwestlich zieht sie sich gleich einem Meeresarme jenseits der Ufer des Meta und Vichada bis zu den unbesuchten Quellen des Guaviare, oder bis zu dem einsamen Gebirgsstock hin, den spanische Kriegsvölker, im Spiel ihrer regsamen Phantasie, den Paramo de la Summa Paz, gleichsam den schönen Sitz des ewigen Friedens, nannten.

Diese Steppe nimmt einen Raum von 14000 Quadratmeilen ein. Aus geographischer Unkunde hat man sie oft als ununterbrochen bis an die magellanische Meerenge fortlaufend geschildert, nicht einge-

denk der Bergjoche, welche die Andeskette östlich aussendet, und welche die waldige Ebene des Amazonenflusses gegen Norden und Süden von den Grassteppen des Appure und la Plata-Stromes scheiden. Die letztern, die Pampas von Buenosayres, übertreffen jene (die Llanos) dreimal an Flächeninhalt. Ja ihre Ausdehnung ist so wundervoll groß, daß sie auf der nördlichen Seite durch Palmengebüsche begränzt, und auf der südlichen fast mit ewigem Eise bedeckt sind. — Der Casuarähnliche Touyou ist diesen Pampas eigenthümlich, wie die Colonien verwildeter Hunde, welche gesellig in unterirdischen Höhlen wohnen, aber oft blutgierig den Menschen anfallen, für dessen Vertheidigung ihre Stammväter kämpften.

Gleich der Wüste Zaara liegen die Llanos, oder die nördlichste Ebene von Südamerika, in dem heissen Erdgürtel. Dennoch erscheinen sie in jeder Hälfte des Jahres unter einer verschiedenen Gestalt; bald verödet, wie das lybische Sandmeer, bald eine Grasflur, wie die hohe Steppe von Mittel-Asien.

Es ist ein belohnendes, wenn gleich schwieriges Geschäft der allgemeinen Länderkunde, die Naturbeschaffenheit entlegener Erdstriche mit einander zu vergleichen, und die Resultate dieser Vergleichung in wenigen Zügen darzustellen. Mannigfaltige zum Theil noch wenig entwickelte Ursachen vermindern die Dürre und Wärme des neuen Welttheils.

Schmalheit des mannigfaltig-eingeschnittenen Continents; seine weite Ausdehnung gegen die beeiseten Pole hin; der freie Ozean, über den die tropischen Winde wegblasen; Flachheit der östlichen Küsten, Ströme kalten Meereswassers, welche vom

Feuerlande bis gegen Peru hin nördlich vordringen; die Zahl quellenreicher Gebirgsketten, deren schneebedeckte Gipfel weit über alle Wolkenschichten emporstreben; die Fülle ungeheurer Ströme, welche nach vielen Windungen stets die entfernteste Küste suchen; sandlose und darum minder erhitzbare Steppen; undurchdringliche Wälder, welche die flußreiche Ebene am Aequator ausfüllen, und im Innern des Landes, wo Gebirge und Ozean am entlegensten sind, ungeheure Massen theils eingesogenen, theils selbsterzeugten Wassers aushauchen — alle diese Verhältnisse gewähren dem flachen Theile von Amerika ein Klima, das mit dem Afrikanischen durch Feuchtigkeit und Kühlung wunderbar kontrastirt. In ihnen allein liegt der Grund jenes üppigen saftstrotzenden Pflanzenwuchses, jener Frondosität, welche den eigenthümlichen Charakter des neuen Continents bezeichnet.

Wird daher eine Seite unsers Planeten luftfeuchter als die andere genannt; so ist die Betrachtung des gegenwärtigen Zustandes der Dinge hinlänglich, das Problem dieser Ungleichheit zu lösen. Der Physiker braucht die Erklärung solcher Naturerscheinungen nicht in das Gewand geologischer Mythen zu hüllen. Es bedarf der Annahme nicht, als habe sich auf dem uralten Erdkörper ungleichzeitig geschlichtet der verderbliche Streit der Elemente, oder als sey aus der choatischen Wasserbedeckung Amerika später, als die übrigen Welttheile hervorgetreten, ein sumpfreiches, von Crocodillen und Schlangen bewohntes Eiland.

Allerdings hat Südamerika, nach der Gestalt seines Umrisses und der Richtung seiner Küsten eine auffallende Aehnlichkeit mit der südwestlichen Halbin-

sel des alten Continents. Aber innere Struktur des Bodens, und relative Lage zu den angränzenden Ländermassen, bringen in Afrika jene wunderbare Dürre hervor, welche in unermeßlichen Räumen der Entwickelung des organischen Lebens entgegensteht. Vier Fünftheile von Südamerika liegen jenseits des Aequators; also in einer Hemisphäre, welche wegen der größern Wassermenge und wegen mannigfaltiger andrer Ursachen, kühler und feuchter, als unsere nördliche Halbkugel ist. Dieser letztern gehört dagegen der beträchtlichere Theil von Afrika zu.

Die südamerikanische Steppe, die Llanos, haben, von Osten gegen Westen gemessen, eine dreimal geringere Ausdehnung, als die afrikanischen Wüsten. Jene empfangen den tropischen Seewind; diese, unter einem Breiten-Zirkel mit Arabien und dem südlichen Persien gelegen, werden von Luftschichten berührt, die über heisse, wärmestrahlende Continente hinwehen. Auch hat bereits der ehrwürdige langverkannte Vater der Geschichte, Herodot, im ächten Sinn einer großen Naturansicht, alle Wüsten in Nordafrika, in Yemen, Kerman und Mekhran (dem Gedrosia der Griechen) ja bis Multan in Vorder-Indien hin, als ein einziges zusammenhängendes Sandmeer geschildert.

Zu der Wirkung heisser Landwinde gesellt sich in Afrika, so weit wir es kennen, noch der Mangel an großen Flüssen, an inländischen Seen, und an hohen Gebirgen. Mit ewigem Eise bedeckt ist blos der westliche Theil des Atlas, dessen schmales Bergjoch, seitwärts gesehen, den alten Küstenfahrern wie eine einzelnstehende luftige Himmelsstütze erschien. Oestlich läuft das Gebirge bis gegen Dakul zu, wo, itzt

in Schutt gesunken, das meergebietende Carthago lag. Als langgedehnte Küstenkette, als gätulische Vormauer, hält sie die kühlen Nordwinde, und mit diesen die aus dem Mittelmeere aufsteigende Dämpfe zurück.

Wahrscheinlich erhebt sich auch über der untern Schneegränze das Mondgebirge, al Komri, von dem man fabelt, daß es einen Bergparallel zwischen dem afrikanischen Quito, der hohen Ebene von Habesch, und den Quellen des Senegal bildet. Selbst die Cordillere von Lupata, die sich an der östlichen Küste von Mosambique, wie die Andeskette in der westlichen Küste von Peru, hinzieht, ist mit ewigem Eise bedeckt. Aber diese wasserreichen Gebirge liegen weit entfernt von der ungeheuren Wüste, die sich von dem südlichen Abfall des Atlas bis an den östlichfließenden Niger erstreckt.

Doch wären vielleicht alle diese aufgezählten Ursachen der Dürre und Wärme noch nicht hinlänglich, jene afrikanischen Ebenen in ein furchtbares Sandmeer zu verwandeln, hätte nicht einst irgend eine Naturrevolution z, B. der einbrechende Ozean, diese flache Gegend ihrer Pflanzendecke und ihrer Dammerde beraubt. Wann diese Erscheinung sich zutrug, welche Kraft den Einbruch bestimmte, ist tief in das Dunkel der Vorzeit gehüllt. Vielleicht war sie Folge des großen Wirbels, der die wärmeren merikanischen Gewässer über die Bank von Neufundland an den alten Continent treibt, und durch welche westindische Cocosnüsse nach Irland und Norwegen gelangen. Wenigstens ist ein Arm dieses Meeresstroms noch gegenwärtig von den Azoren an, gegen Südosten gerichtet, und schlägt mit Ungestüm an die westliche

Küste von Nordafrika. Auch zeigen alle Meeresufer (ich erinnere an die Peruanischen zwischen Amotape und Coquimbo) wie Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende, vergehen, bevor sich in heissen regenlosen Erdstrichen, wo weder Lecideen noch andere Flechten keimen, der bewegliche Sand mit Kräutern zu bedecken anfängt.

Diese Betrachtungen genügen, um zu erklären, warum, trotz der äußern Aehnlichkeit der Länderform, Afrika und Südamerika doch die abweichendsten klimatischen Verhältnisse, den verschiedensten Vegetations-Charakter darbieten. Hat aber auch die südamerikanische Steppe eine dünne Rinde fruchtbarer Erde, wird sie auch periodisch durch Regengüsse getränkt, und mit üppigaufschießendem Grase geschmückt; so hat sie doch die angränzenden Völkerstämme nicht reizen können, die schönen Bergthäler von Caraccas, oder das Meeresufer, oder die Flußwelt des Orinoco zu verlassen, um sich in dieser baum- und quellenleeren Einöde zu verlieren. Daher ward sie auch bei der Ankunft europäischer und afrikanischer Ansiedler fast menschenleer gefunden.

Zwar sind die Llanos zur Viehzucht allerdings geeignet, aber die Pflege milchgebender Thiere war den ursprünglichen Einwohnern des neuen Continents völlig unbekannt. Kein Völkerstamm wußte die Vortheile zu benutzen, welche die Natur auch in dieser Hinsicht dargeboten hatte. Zwei Arten einheimischer Rinder weiden in den Grasfluren von West-Canada, und um die kolossalen Trümmer des Aztekenpallastes, der, ein amerikanisches Palmyra, sich verlassen in der Einöde am Gyla-Flusse erhebt. Der langhörnige Mouflon, der Stammvater des Schaafes,

schwärmt auf den dürren und nackten Kalkfelsen von Californien umher. Der südlichen Halbinsel sind die kamelartigen Vicunnas, die Alpacas und Lamas eigenthümlich. Aber alle diese nutzbaren Thiere haben, das Lama abgerechnet, Jahrtausende lang ihre natürliche Freiheit bewahrt. Denn Genuß von Milch und Käse ist, wie der Besitz und die Kultur mehlreicher Grasarten, ein charakteristisches Unterscheidungszeichen der Nationen des alten Welttheils.

Sind daher von diesen einige durch das nördliche Asien auf die Westküste von Amerika übergegangen, und haben sie, Kälte-liebend, den hohen Andesrücken gegen Süden verfolgt; so muß diese Wanderung auf Wegen geschehen seyn, auf welchen weder Heerden noch Cerealien den neuen Ankömmling begleiten konnten. Sollte vielleicht ein Stamm der Hiongnu, welcher laut den chinesischen Jahrbüchern, unter seinem Anführer Punon in Nord-Sibirien verschwand, bis Amerika vorgedrungen, und wie in Panonien als Hunnen, wie in Corea als Neujapanesen, so in Mexiko als Tulteken oder Azteken erschienen seyn? Eine so gewagte, durch Sprachvergleichung bisher wenig begünstigte Hypothese würde wenigstens den auffallenden Mangel der Getraidearten in dem neuen Continent erklären. Denn die Bewohner der asiatischen Steppen waren selbst nicht ackerbauend.

Blieb dennoch das Hirtenleben, diese wohlthätige Mittelstufe, welche nomadische Jägerhorden an den grasreichen Boden fesselt, und gleichsam zum Ackerbau vorbereitet, den Urvölkern Amerika's unbekannt; so liegt in dieser Unbekannschaft selbst der Grund

von der Menschenleere der südamerikanischen Steppe. Desto freier haben sich in ihr die Naturkräfte in mannigfaltigen Thiergestalten entwickelt; frei, und nur durch sich selbst beschränkt, wie das Pflanzenleben in den Wäldern am Orinoco, wo der Himenee und dem riesenstämmigen Lorbeer nie die verheerende Hand des Menschen, sondern nur der üppige Andrang schlingender Gewächse, drohet. Agutis, kleine buntgefleckte Hirsche, gepanzerte Armadille, welche rattenartig den unterirdischen Haasen in seiner Höhle aufschrecken; Heerden träger Chiguires, schön gestreifte Viverren, welche die Luft verpesten; der große ungemähnte Löwe; brasilianische Tiger, die den jungen selbsterlegten Stier am Hügel aufwärts schleppen — diese und viele andere Thiere durchirren die baumlose Ebene.

Fast nur ihnen bewohnbar, hätte sie keine der nomadischen Völkerhorden, die ohne dies (nach indischer Art) die vegetabilische Nahrung vorziehen, fesseln können, stände nicht hie und da die Fächer-Palme, Mauritia, zerstreut umher. Weit berühmt sind die Vorzüge dieses wohlthätigen Lebensbaumes. Er allein ernährt am Ausflusse des Orinoco die unbezwungene Nation der Guaraunen. Hängematten, aus den Blattstielen der Mauritia gewebt, spannen sie künstlich von Stamm zu Stamm, um, während in der Regenzeit das Delta überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben.

Diese schwebenden Hütten werden theilweise mit Letten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage schüren die Weiber zu häuslichen Bedürfnissen Feuer an. Wer bei Nacht auf dem Flusse vorüberfährt, sieht die Flammen hoch in der Luft. Die Guaraunen ver-

danken die Erhaltung ihrer physischen und vielleicht selbst ihrer moralischen Unabhängigkeit dem lockeren Moorboden, über den sie leichtfüßig fortlaufen, und ihrem Aufenthalt auf den Bäumen, einer hohen Freistatt, zu der religiöse Begeisterung wohl nie einen amerikanischen Styliten leiten wird.

Aber nicht blos sichere Wohnung, auch mannigfaltige Speise gewährt die Mauritia. Ehe auf der männlichen Palme die zarte Blüthenscheide ausbricht, und nur in dieser Periode der Pflanzen-Metamorphose, enthält das Mark des Stammes ein sagoartiges Mehl, welches, wie das Mehl der Jatropha-Wurzel, in dünnen brodartigen Scheiben gedörrt wird. Der gegohrne Saft des Baums ist der süße berauschende Palmwein der Guaraunen. Die frischschuppigen Früchte, welche röthlichen Tannenzapfen gleichen, geben, wie Pisang und fast alle Früchte der Tropenwelt, eine verschiedenartige Nahrung, je nachdem man sie nach völliger Entwickelung ihres Zuckerstoffes, oder früher, im mehlreichen Zustande, genießt. So finden wir auf der untersten Stufe menschlicher Geistesbildung (gleich dem Insekt, das auf einzelne Blüthentheile beschränkt ist) die Existenz eines Völkerstammes an einen einzigen Baum gefesselt.

Seit der Entdeckung des neuen Continents ist die Ebene dem Menschen bewohnbar geworden. Um das Verkehr zwischen der Küste und der Guayana zu erleichtern, sind selbst hie und da Städte an den Steppenflüssen erbaut. Fern von ihnen hat überall Viehzucht in dem unermeßlichen Raume begonnen. Tagereisen von einander entfernt liegen einzelne, mit Rindsfellen gedeckte, mit Riemen zusammengeflech-

tene Hütten. Zahllose Schaaren verwildeter Stiere, Pferde und Maulesel schwärmen dazwischen umher. Ja die ungeheure Vermehrung dieser Thiere der alten Welt ist um so bewunderswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben.

Wenn unter dem senkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, und pflanzt sich durch Gegenstoß die kreisende Bewegung fort; so gewährt die Steppe einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, deren Spitzen an der Erde hingleiten, steigt der Sand dampfartig durch die luftdünne, vielleicht elektrisch-geladene, Mitte des Wirbels empor — gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrene Schiffer fürchtet. Ein trübes, strohfarbiges Halblicht wirft die nun scheinbar niedrigere Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe, wie das Gemüth des Wanderers. Die heisse staubige Erde, die im nebelartig-verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Gluth herbei, wenn er über den lang erhitzten Boden hinweht.

Auch verschwinden allmählig die Lachen, welche die gelbgebleichte Fächer-Palme vor der Verdünstung schützte. Wie im eisigen Norden die Thiere durch Kälte erstarren, so schlummert hier unbeweglich das Crocodill und die Boasschlange, tief vergraben im trocknen Letten. Ueberall verkündigt Dürre den Tod, und überall verfolgt den Dürstenden, im Spiele des

gebogenen Lichtstrahls, das Trugbild des wellenschlagenden Wasserspiegels. In dichte Staubwolken gehüllt, und von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen die Pferde und Rinder umher, erstere mit langgestrecktem Halse hoch gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen.

Bedächtiger und verschlagener suchen die Maulthiere auf andere Art ihren Durst zu lindern. Eine kugelförmige und dabei vielrippige Pflanze, der Melonen-Cactus, verschließt unter seiner stachlichen Hülle ein wasserreiches Mark. Mit dem Vorderfuße schlägt das Maulthier die Stacheln seitwärts, und wagt es dann erst die Lippen behutsam zu nähern, und den kühlen Distelsaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieser lebendigen vegetabilischen Quelle ist nicht immer gefahrlos; denn oft sieht man Thiere, welche von Cactusstacheln am Hufe gelähmt worden.

Folgt endlich auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der gleichlangen Nacht, so können Rinder und Pferde selbst dann nicht ruhen. Ungeheure Fledermäuse verfolgen sie während des Schlafes, saugen ihnen vampyrartig das Blut aus, und hängen sich an dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in denen Mosquitos, Hippoboscen, und eine Schaar stechender Insekten sich ansiedeln. So führen die Thiere ein schmerzenvolles Leben, wenn vor der Gluth der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Scene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie

bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbild des südlichen Kreuzes. Der sanfte phosphorartige Schimmer der Magellanischen Wolken verlischt. Selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder planetarischem Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden. Nebelartig breiten die Dünste sich über dem Zenith aus. — Den belebenden Regen verkündigt der ferne Donner.

Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt; so überzieht sich die duftende Steppe mit Kyllingien, mit vielrispigem Paspalum, und mit mannigfaltigen Gräsern. Vom Lichte gereizt entfalten krautartige Mimosen die schlummernden Blätter, und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgesang der Vögel, und die sich öffnenden Blüthen der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genuß des Lebens. Im hochaufschießenden Grase versteckt sich der schongefleckte Jaguar, und erhascht die vorüberziehenden Thiere, im leichten Sprunge, katzenartig, wie der asiatische Tiger.

Bisweilen sieht man (so erzählen die Eingebornen) an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben, dann plötzlich mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruche kleiner Schlamm-Vulkane, die aufgewühlte Erde wolkenartig auffliegen. Wer des Anblicks kundig ist, sieht die Erscheinung; denn eine riesenhafte Wasser-Schlange, oder ein gepanzertes Crocodill, steigen aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß, aus dem Scheintod erwecket.

Schwellen allmählig die Flüsse, welche die Ebene südlich begränzen, der Arauca, der Appure und der Payara; so zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren, staubigen Boden vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erscheint nun wie ein unermeßliches Binnen-Wasser. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche lange, inselförmig, über dem Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher, und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, die sich über dem braungefärbten gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken, viele werden von den Crocodillen erhascht, mit dem zackigen Schwanz zerschmettert, und verschlungen. Auch nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder, die den Rachen dieser blutgierigen Eidexen entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

Dieser Anblick erinnert unwillkührlich den ernsten Beobachter an die Biegsamkeit, mit welcher die alles aneignende Natur gewisse Thiere und Pflanzen begabt hat. Wie die mehlreichen Früchte der Ceres, sind Stier und Roß dem Menschen über den ganzen Erdkreis gefolgt; vom Ganges bis an den Plata-Strom, von der afrikanischen Meeresküste bis zur Gebirgsebene des Antisana, welche höher, als der Kegelberg von Tenerissa liegt. Hier ist es die nordische Birke, dort die Dattelpalme, welche den ermüdeten Stier vor dem Strahl der Mittagssonne schützt. Dieselbe Thiergattung, welche im östlichen Europa mit Bären und Wölfen kämpft, wird unter einem

anderen Himmelsstriche von den Angriffen der Tiger und der Crocodille bedroht!

Aber nicht die Crocodille und der Jaguar allein stellen den südamerikanischen Pferden nach; auch unter den Fischen haben sie einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwasser von Bera und Rastro sind mit zahllosen elektrischen Aalen gefüllt, deren schleimiger gelbgefleckter Körper aus jedem Theile die erschütternde Kraft nach Willkühr aussendet. Diese Gymnoten haben 5 bis 6 Fuß Länge. Sie sind mächtig genug, die größten Thiere zu tödten, wenn sie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günstiger Richtung entladen. In der That mußte die Steppen-Straße von Uritucu einst verändert werden, weil sie sich in solcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Fuhrt ertranken. Auch fliehen alle andere Fische die Nähe dieser furchtbaren Aale. Selbst den Angelnden am hohen Ufer schrecken sie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erschütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht elektrisches Feuer tief aus dem Schooß der Gewässer aus.

Ein malerisches Schauspiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maulthiere und Pferde in einen Sumpf, den die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärmen die muthigen Fische zum Angriff reizt. Schlangenartig sieht man sie auf dem Wasser schwimmen, und sich, verschlagen, unter den Bauch der Pferde drängen. Viele der letzteren erliegen unter der Stärke unsichtbarer Schläge. Mit gesträubter Mähne schnaubend, wilde Angst im funkelnden Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter.

Aber die Indianer mit langen Bambusstäben bewaffnet, treiben sie in die Mitte der Lache zurück.

Allmählig läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerstreuen sich die ermüdeten Gymnoten. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu sammeln, was sie an galvanischer Kraft verschwendet haben. Schwächer und schwächer erschüttern nun allmählig ihre Schläge. Vom Geräusch der stampfenden Pferde erschreckt, nahen sie sich furchtsam dem Ufer, wo sie durch Harpune verwundet, und mit dürrem, nicht leitenden Holze auf die Steppe gezogen werden.

Dies ist der wunderbare Kampf der Pferde und Fische. Was unsichtbar die lebendige Waffe dieser Wasserbewohner ist; was, durch die Berührung feuchter und ungleichartiger Theile erweckt, in allen Organen der Thiere und Pflanzen umtreibt, was die weite Himmelsdecke donnernd entflammt, was Eisen an Eisen bindet, und den stillen wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel lenkt; alles, wie die Farbe des getheilten Lichtstrahls, fließt aus einer Quelle; alles schmilzt in eine ewige allverbreitete Kraft zusammen.

Ich könnte hier diesen gewagten Versuch eines Naturgemäldes der Steppe schließen. Aber, wie auf dem Ozean die Phantasie sich gern mit den Bildern ferner Küsten beschäftigt; so werfen auch wir, ehe die große Ebene uns entschwindet, vorher einen flüchtigen Blick auf die Erdstriche, welche die Steppe begränzen.

Afrika's nördliche Wüste scheidet die beiden Menschenarten, welche ursprünglich demselben Welttheil angehören, und deren unausgeglichener Zwist so alt-

als die Mythe von Osiris und Typhon, scheint. Nördlich vom Atlas wohnen schlicht- und langhaarige Völkerstämme von gelber Farbe und kaukasischer Gesichtsbildung. Dagegen leben südlich vom Senegal, gegen Sudan hin, Negerhorden, die auf mannigfaltigen Stufen der Civilisation gefunden werden. In Mittel-Asien ist durch die mongolische Steppe, sibirische Barbarei von der uralten Menschenbildung in der Halbinsel von Hindostan getrennt.

Auch die südamerikanischen Ebenen begränzen das Gebiet europäischer Halbkultur. Nördlich zwischen der Gebirgskette von Venezuela, und dem antillischen Meere, liegen gewerbsame Städte, reinliche Dörfer, und sorgsam bebaute Fluren an einander gedrängt. Selbst Kunstsinn und wissenschaftliche Bildung sind längst darinnen erwacht.

Gegen Süden umgiebt die Steppe eine schaudervolle Wildniß. Tausendjährige Wälder, ein undurchdringliches Dickigt erfüllen den feuchten Erdstrich zwischen dem Orinoco und dem Amazonen-Strome. Mächtige, bleifarbige Granitmassen verengen das Bette der schäumenden Flüsse. Berg und Wald hallen wieder von dem Donner der stürzenden Wasser, von dem Gebrüll des Jaguar, und dem dumpfen regenverkündenden Geheul der bärtigen Affen.

Wo der seichte Strom eine Sandbank übrig läßt, da liegen mit offenem Rachen, unbeweglich wie Felsstücke hingestreckt, oft mit Vögeln bedeckt, die ungeschlachten Körper der Crocodille.

Den Schwanz um einen Baumast, zusammengerollt, lauert am Ufer, ihrer Beute gewiß, die tigerfleckige Boasschlange. Schnell vorgestreckt ergreift sie in der Fuhrt den jungen Stier oder das schwächere

Wildpret, und zwängt mühsam den Raub, in Geifer gehüllt, durch den schwellenden Hals.

In dieser großen und wilden Natur leben mannigfaltige Geschlechter der Menschen. Durch wunderbare Verschiedenheit der Sprachen gesondert, sind einige nomadisch, dem Ackerbau fremd, Ameisen, Gummi und Erde genießend, ein Auswurf der Menschheit, wie die Otomaken und Jaruren, andere angesiedelt, von selbst erzielten Früchten genährt, verständig und sanfterer Sitten, (wie die Maquiritarer und Makos). Große Räume zwischen dem Cassiquiare und dem Atabapo sind nur vom Tapir und von geselligen Affen, nicht von Menschen bewohnt. In Felsen gegrabene Bilder beweisen, daß einst auch diese Einöde der Sitz höherer Cultur war. Sie zeugen für die wechselnden Schicksale der Völker, wie die Form biegsamer Sprachen, die zu den unauslöschlichsten Denkmälern der Menschheit gehören.

Wenn aber in der Steppe Tiger und Crocodille mit Pferden und Rindern kämpfen; so sehen wir dagegen an ihrem waldigen Ufer, in den Wildnissen der Guayana, ewig den Menschen gegen den Menschen gerüstet. Mit unnatürlicher Begier trinken hier ganze Völkerstämme das ausgesogene Blut ihres Feindes; andere würgen ihn, scheinbar waffenlos, und doch zum Morde vorbereitet, mit vergiftetem Daumnagel. Die schwächern Horden, wenn sie das sandige Ufer betreten, vertilgen sorgsam mit den Händen die Spur ihrer schüchternen Tritte.

So bereitet der Mensch auf der untersten Stufe thierischer Rohheit, so im Scheinglanze seiner höheren Bildung, sich stets ein mühevolles Leben. So verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis

über Meer und Land, wie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte, das einförmige trostlose Bild des entzweiten Geschlechts.

Darum versenkt, wer im ungeschlichteten Zwist der Völker nach geistiger Ruhe strebt, gern den Blick in das stille Leben der Pflanzen, und in der heiligen Naturkraft inneres Wirken; oder hingegeben dem angestammten Triebe, der seit Jahrtausenden der Menschen Brust durchglüht, blickt er ahndungsvoll aufwärts zu den hohen Gestirnen, welche in ungestörtem Einklang die alte ewige Bahn vollenden.

3) Schilderung des Rheinfalles bei Schafhausen.

Nachdem wir die berühmte Brücke über den Rhein, die vornehmsten Straßen der Stadt, und die Stadt selbst von der Anhöhe, wo vormals eine Burg oder eine Festung war, besehen hatten, so fuhren wir nach dem Rheinfalle, um ihn von der Zürcher Seite zu betrachten. Als wir bei dem Schlosse Laufen ankamen, und auf die erste Laube geführt wurden, wo man dies Schauspiel der Natur übersieht, erstaunten wir, nicht über die Größe der Erscheinung, sondern darüber, daß sie so weit unter unserer Erwartung war. Wir sahen Ströme von weißem schäumenden Wasser quer durchs ganze Bett des Flusses herabfallen, und hörten ein heftiges Getöse; allein weder Augen noch Ohren wurden so gerührt, daß wir nicht einen heimlichen Unwillen gegen diejenigen empfunden hätten, die so viel Geschrei über das, was wir jetzo vor uns sahen, machen könnten. Als wir aber an dem steilen Ufer des Rheins auf den

kleinen hölzernen Treppen zu der Brücke oder höl, zernen Gallerie hinabstiegen, die an den Rand, und man kann sagen, in den Katarrakt selbst hineingebaut ist, da, bester Freund, hörten und sahen wir Dinge, die unsere Ohren nie gehört, unsere Augen nie gesehen hatten, die keine menschliche Zunge auszusprechen, keine Kunst zu erreichen vermag, die endlich solche Empfindungen hervorbringen, von denen man in Lesern, oder Hörern nicht einmal Annäherungen oder Anfänge erwecken kann. Ungeachtet wir alle Augenblicke, besonders wenn ein Windstoß die Dünste auf uns zutrieb, mit ganzen Wolken von feinem Staubregen bedeckt wurden; ungeachtet der Boden, auf welchem wir standen, auf eine so furchtbare Art zitterte, als wenn er von heftigen Erdbeben erschüttert würde; ungeachtet wir stets in Gefahr waren, von einem Gewitterschauer überfallen zu werden: so konnte ich mich doch nicht eher losreißen, als bis ich alles genossen und gleichsam erschöpft hatte. In den ersten Augenblicken standen wir voll stummen anbetenden Erstaunens da, und in der Folge konnten wir uns unsere Bewunderung nur durch Geberden, Mienen und Blicke zu verstehen geben, weil Worte und Geschrei selbst vor dem Donnern des Wasserfalls nicht würden gehört worden seyn. Als ich mich nachgerade von dem ersten betäubenden, nahe an Entsetzen gränzenden Erstaunen erholte, und das, was ich sah und hörte, und die in mir vorgehenden Bewegungen unterscheiden konnte, versuchte ich es, von dem erhabenen Schauspiele, was mich so tief gerührt hatte, gleichsam eine schwache Zeichnung in Worten zu entwerfen, weil ich fühlte, daß, wenn ich es nicht gleich

auf der Stelle thäte, ich eine Stunde nachher nicht den hundertsten Theil von dem, was ich jetzo mit meinen Sinnen wahrnahm, mit meiner Phantasie wieder erreichen würde. Allein ich unterlag bald diesen ersten Versuchen, und fand, daß die Kunst ihre eigenen Werke und auch die schönen Werke der Natur nachahmen könne, daß es ihr aber unmöglich sey, erhabene Gegenstände und Scenen in Worten oder andern Zeichen treu darzustellen, und dasjenige nur einigermaßen auszudrücken, was den Rheinfall zu einer der größten Erscheinungen in der Natur macht. Denn gerade die eine jede andere sichtbare Bewegung, und selbst die Schnelligkeit unserer Gedanken übersteigende Geschwindigkeit, womit man unaufhörlich Wellen über Wellen herstürzen sieht, als wenn sie von der Hand des Allmächtigen herabgeschleudert würden, ferner die unglaubliche Kraft, womit diese Wellen, die aus ihrem schon Jahrtausende geschlagenen Bett hervorragenden Felsen zersprengen und sich selbst zernichten zu wollen scheinen, endlich die unendliche Mannigfaltigkeit von ganz neuen Tönen, Getösen und Gestalten, womit die Wellen in sich selbst hinein und wieder heraus strudeln, gerade dieses, also, was am meisten Bewunderung und Erstaunen hervorbringt, läßt sich weder durch Worte, noch durch Zeichnungen, und durch diese noch weniger als durch jene ausdrücken. Zwar ist kein Mensch im Stande, in Worten die Größe dessen, was er gesehen hat, nach Würden zu beschreiben; allein man kann doch bemerken, was man nicht auszudrücken vermag, und einigermaßen andeuten, was man dabei empfunden hat. Dies alles kann der Mahler und Zeichner nicht, und es bleibt

ihm weiter nichts übrig, als die umliegende Gegend des Rheinfalls, die Formen der Felsen, von und an welchen der Rhein herabstürzt, die Gestalt und Farbe der Wellen u. s. w. also nur das, was da seyn könnte, ohne den Rheinfall zu einem so seltenen Phänomen zu machen; in einem verstümmelnden oder doch bis zur Unkenntlichkeit verkleinernden Bilde darzustellen. Auch die glücklichsten Zeichnungen liefern demjenigen, der nicht eben das, was der Künstler beobachtet hat, keine treue Darstellung des hinreissenden Schauspiels, sondern nur einen schwachen Schattenriß, der höchstens dazu dienen kann, das, was man vormals sah, von Zeit zu Zeit zu erfrischen und zu erneuern. — Schon eine halbe Stunde vor dem Fall, nämlich von der prächtigen Rheinbrücke bei Schafhausen wird das Bett des Rheins so abschüßig, und der Fluß selbst so reißend, daß alle Schiffe ausgeladen werden müssen. Nahe vor dem großen Sturze aber werden seine Gewässer durch unzählige theils verborgene, theils hervorragende Klippen in fürchterliche Strudel und schäumende Wellen zerspalten, bis er endlich von einer Höhe von etwa 75 Schuhen an einer steilen aber unebenen Felswand herunter schießt. Gerade an der Stelle, wo die herabstürzenden Fluthen sich mit dem Flusse wieder vereinigen, steigen zween Felsen hervor, unter welchen der zweite der größte, der erste aber, den man von der Zürcher Seite sieht, der kleinste und gebrechlichste ist. Sein Fuß ist durch die Gewalt der Wellen größtentheils verzehrt, und es scheint, als wenn eine jede ihn von neuem angreifende Wassersäule denselben umwerfen könnte. Dieser Fels macht, daß man nur einen Theil des

Wasserfalls, denjenigen nämlich übersehen kann, der zwischen ihm und dem Ufer ist, auf welchem man steht. Dieser Theil ist aber unstreitig der wichtigste, und läßt sich wiederum in vier Absätze zerlegen. Beim ersten stürzen die Wellen mit einer solchen Gewalt herab, daß es fast unmöglich ist, mit sterblichen Augen einen stärkern sinnlichen Ausdruck von Kraft zu sehen. Schon von diesem ersten Sturze steigen unaufhörlich Wolken über das obere Bett des Flusses empor, und es ist, als wenn man in die Spitze einer mächtigen Wassersäule hineinsähe, die durch künstliche Triebwerke in die Höhe gehoben, und zuletzt in Nebel und feinen Regen zerstäubt würde. Die drei übrigen Fälle sind weniger hoch, allein die Wuth der Wellen ist gerade da am größten, wo sie sich in die Abgründe verlieren, die sie sich selbst ausgehöhlt haben. Diese Abgründe werfen ohne Unterlaß Strahlen von milchweißem Wasser und dicke Staubwolken aus, deren Gestalten und Wälzungen eben so mannigfaltig, als die der Wellen sind, aus denen sie entstehen, und die sichtbar und langsam dem entgegengesetzten Ufer zugetragen werden. Als wir den Wasserfall von der interessantesten Seite betrachtet hatten, stiegen wir wieder zur obern Laube hinauf, entschlossen uns aber sogleich, uns an das andere Ufer des Rheins übersetzen zu lassen. Wir kletterten einen fast unwegsamen und in der That gefährlichen Fußsteig hinab, der an eine der ersten Stellen führt, wo man ohne Gefahr über den Fluß setzen kann. Gefährlich ist dieser Fußsteig deßwegen, weil man gar nichts hat, woran man sich halten kann, und er fast durchgehends mit kleinen, glatten, und beweglichen Kieseln bedeckt ist, die bei einem

unvorsichtigen Tritt unter dem Fuß verschwinden. Der leichte Kahn, in den wir uns setzten, tanzte auf den Wellen des Flusses, der von seinem gräßlichen Falle noch heftige unnatürliche Bewegungen und gleichsam Zuckungen litt. Ich gestehe aufrichtig, daß ich nicht ganz ohne Furcht war, ungeachtet ich mehrmalen viel wildere Wellen und heftigere Bewegungen von Schiffen erfahren hatte. Der Führer unsers Kahns war ein junger Bube, der zwar kurz vorher einen guten Freund glücklich herüber gebracht hatte, von dem ich aber doch nicht wußte, wie geübt er war, und ob er nicht durch eine einzige ungeschickte Bewegung unsern kleinen Nachen umwerfen könnte. Eben dieses konnte auch geschehen, wenn einer von uns sich vor einem unvorhergesehenen Schrecken zu sehr auf die eine oder die andere Seite neigte. Die größte Gefahr, in die wir wirklich kamen, hatte ich gar nicht einmal geahndet, daß wir nämlich mitten auf dem Strome von einem heftigen Windstoß getroffen werden könnten. Wir erreichten aber glücklich das andere Ufer, und übersahen nun freilich die ganze Breite, und alle Abtheilungen des Wasserfalls mit einem Blick; allein dies Schauspiel war doch mehr neu, und seltsam, als groß und Bewunderung erregend, indem man schon zu weit entfernt ist, als daß man die Kraft und Geschwindigkeit der Wellen recht wahrnehmen könnte. Wir giengen beiläufig in den Drathzug, der im Wasserfall selbst angelegt ist, und durch die gebändigten Wellen des Rheins getrieben wird. Ungeachtet es regnete, und ich mich durch nasses Gras und Buschwerk durcharbeiten mußte, so stieg ich doch an dem

Rand des Katarrakts hinab, welchem ich jetzo am nächsten war. Hier ist der Sturz des Wassers immer noch heftig, aber doch so weit unter dem entsetzlichen Fall an der entgegengesetzten Seite, daß ich meine Mühe gar nicht belohnt glaubte. Auf der Rückfahrt sahen wir die Majestät des ganzen Falls viel besser, als von dem Ufer, das wir zuletzt verlassen hatten. Die ganze Scene wurde auf einen Augenblick von der Sonne erleuchtet, durch welche Erleuchtung alles uns viel näher gebracht, und sowohl die weiße Farbe der Wellen und Staubwolken, als die bläulichen und grünlichen Streifen, die man hin und wieder in dem abstürzenden Wasser sieht, sehr erhoben wurden. Regenbogen sahen wir nicht; allein diese entbehrte ich am ehesten, weil man sie eben so gut bei künstlichen Cascaden, und doch bei keinem Wasserfall so schön und prächtig, als am Himmel selbst sehen kann. Auf der Rückfahrt schien es uns immer, als wenn wir dem Wasserfall viel näher kämen, als wir ihm bei der Abfahrt vom Zürcher Ufer gewesen wären: eine Täuschung, die unstreitig daher entstand, weil wir das ganze furchtbare Schauspiel jetzo gerade vor Augen hatten.

4) Schilderung des nämlichen Gegenstandes.

Nun nur noch meinen letzten Besuch, unter vielen, beim Rheinsturz zu Neuhausen bei Schafhausen auf der Zürcher Seite.

Es ist, als ob eine Wasserwelt in den Abgrund aus den Gesetzen der Natur hinausrollte. Die Gewölbe der Schaumwogen im wüthenden Schuß flamm-

ein glühender Regenbogen, wie ein Geist des Zorns, schräg herab. Keine Erinnerung, der stärkste Schwung der Phantasie kanns der gegenwärtigen Empfindung nachsagen. Die Natur zeigt sich ganz in ihrer Größe. Die Allmacht ihrer Kräfte zieht donnernd die kochenden Fluthen herab, und giebt den ungeheuern Wassermassen die Eile des Blitzes. Es ist die allerhöchste Stärke, der wüthendste Sturm des größten Lebens, das menschliche Sinnen fassen können. Der Mensch steht klein wie ein Nichts davor da, und kann nur bis ins Innerste gerührt den Aufruhr betrachten. Selbst der Schlaffste muß des Wassergebirg-Getümmels nicht satt werden können. Der kälteste Philosoph muß sagen, es ist eine von den ungeheuersten Wirkungen der anziehenden Kraft, die in die Sinne fallen. Und wenn man es das hundertste Mal sieht, so ergreifts einen wieder von neuem, als ob man es noch nicht gesehn hätte. Es ist ein Riesensturm, und man wird endlich ungeduldig, daß man ein so kleines, festes, mechanisches, zerbrechliches Ding ist, und nicht mit hinein kann. Der Perlenstaub, der überall wie von einem großen wüthenden Feuer herumdampft, und wie von einem Wirbelwind herumgejagt wird, und allen den großen Massen einen Schatten ertheilt, oder sie gewitterwolkig macht, bildet ein so fürchterliches Ganzes mit dem Flug und Schuß und Drang, und An- und Abprallen, und Wirbeln und Sieden und Schäumen in der Tiefe, und dem Brausen und dem majestätischen erdbebenartigen Krachen dazwischen, daß alle Tiziane, Rubens und Vernets vor der Natur müssen zu kleinen Kindern und lächerlichen Affen werden. O Gott,

welche Musik, welches Donnerbrausen, welch ein Sturm durch all mein Wesen! heilig! heilig! heilig! brüllt es in Mark und Gebein. Kommt, und laßt euch die Natur eine andere Oper vorstellen, mit anderer Architektur, und anderer Feenmalerei und anderer Harmonie und Melodie, als die von jämmerlicher Verschneidung mit einem winzigen Messer euch entzückt. Es ist mir, als ob ich in der geheimsten Werkstatt der Schöpfung mich befände, wo das Element von fürchterlicher Allgewalt gezwungen sich zeigen muß, wie es ist, in zerstürmten ungeheuern großen Massen. Und doch läßt das ihm eigenthümliche Leben sich nicht ganz bändigen, und schäumt und wüthet und brüllt, daß die Felsen und die Berge neben an erzittern und erklingen, und der Himmel davor sein klares Antlitz verhüllt, und die flammende Sommersonne mit mildern Strahlen drein schaut.

Es ist der Rheinstrom; und man steht davor wie vor dem Inbegriff aller Quellen, so aufgelöst ist er; und doch sind die Massen so stark, daß sie das Gefühl statt des Auges ergreifen, und die Bewegung so trümmernd heftig, daß dieser Sinn ihr nicht nach kann, und die Empfindung immer neu bleibt, und ewig schauervoll und entzückend.

Man hört und fühlt sich selbst nicht mehr, das Auge sieht nicht mehr, und läßt nur Eindruck auf sich machen; so wird man ergriffen, und von nie empfundenen Regungen durchdrungen. Oben und unten sind kochende Staubwolken, und in der Mitte wälzt sich blitzschnell die dicke Fluth wie grünliches Metall mit Silberschaum im Fluß; unten stürzt es mit allmächtiger Gewalt durch den kochenden Schaum

in Abgrund, daß er wie von einer heftigen Feuersbrunst sich in Dampf und Rauch auflöst, und sich über das weite Becken wirbelt und kräuselt. An der linken Seite, wo sein Strom am stärksten sich hinein wälzt, fliegt der Schuß wie Ballen zerstäubter Kanonenkugeln weit ins Becken, und giebt Stöße an die Felsenwand wie ein Erdbeben. Rundum weiterhin ist alles Toben und Wüthen, und das Herz und die Pulse schlagen dem Wassergotte, wie einem Alexander nach gewonnener Schlacht.

5) Des Schweizerlandes erste Gestalt.

Im Norden des Landes Italien stellen sich die Alpen dar; von Piemont bis nach Istrien, ein großer halber Mond, wie eine himmelhohe weiße Mauer mit unersteigbaren Zinnen, dritthalbtausend Klaftern hoch über das Mittelmeer. Man weiß keinen Menschen, welcher den weißen Berg, oder den Schreckhorn erstiegen hätte: man sieht ihre pyramidalischen Spitzen mit unvergänglichem Eise bepanzert, und von Klüften umgeben, deren unbekannten Abgrund grauer Schnee trügerisch deckt. In unzugänglicher Majestät glänzen sie hoch über den Wolken weit in die Länder der Menschen hinaus. Den Sonnenstrahlen trotzt ihre Eislast, sie vergolden sie nur: von dem Eise werden diese Gipfel wider die Lüfte geharnischt, welche im langen Lauf der Jahrhunderte die kahlen Höhen des Boghdo und Ural in Trümmer verwittert haben; und wenn in verschlossenen Gewölbern der nie gesehene Stoff des Erdballs noch glühet, so liegt auch diesem Feuer das Eis der Glätscher zu hoch. Nur schmilzt an der

Erde Wasser unter demselben hervor, und rinnt in Thäler, wo es bald überfriert, und in Jahren, deren Zahl Niemand hat, in unergründliche Lasten, Tagereisen weit, gehärtet und aufgehäuft worden ist. In ihren Tiefen arbeitet ohne Unterlaß die wohlthätige Wärme der Natur, und aus den finstern Eiskammern ergießen sich Flüsse, höhlen Thäler, füllen Seen, und erquicken die Felder. Doch, wer durchdringt mit menschlicher Kraft in eines Lebens Lauf die unerforschte Gruft, wo in ewiger Nacht, oder bei dem Schimmer weltalter Flammen, die Grundfeste der Alpen, der andern Halbkugel begegnet, oder alternde Klüfte ihnen und uns den Untergang drohen!

Die mitternächtliche Seite der Alpen senkt sich in viele hinter einander liegende Reihen Berge: auf allen diesen haben die Gewässer getobet, bei fünfzehnhundert Klaftern hoch über den Städten und Flecken der schweizerischen Eidgenossen, und achtzehnhundert über der Fläche des Weltmeers. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß, durch eine verborgene Ordnung von Ursachen und Wirkungen, Gewolbe, groß wie Welttheile, gebrochen, die Wasser aber mit all ihrer Macht in die alten Finsternisse hinuntergestürzt sind. Doch, das menschliche Geschlecht ist von gestern, und öffnet kaum heute seine Augen zu Betrachtung des Laufs der Natur. Endlich warf die Sonne die ersten Strahlen auf den Fuß dieses Gebirges: unzählige Hügel von Sand und Schlamm waren voll von Seegewächsen, Muscheln, Fischen und faulenden Baumstämmen: im Süd und Nord stand grundloser Sumpf. Hierauf erfüllten hohe Bäume von ungeheurem Umfang die namenlose Wüste mit

schwarzem Wald; über den Wassern der dammlosen Ströme und hundert morastiger Seen standen kalte giftige Nebel, und (welches gewöhnlich ist in unbebautem Land) in die Pflanzen stiegen ungesunde Säfte: aus ihnen sog das Gewürme sein Gift, und wuchs in unglaubliche Dicke und Größe: die Elemente kämpften um die unbeständigen Küsten. Außer dem Schrei des Lämmergeiers in einer Felsenkluft, und außer dem Gebrülle der Aurochsen und Gebrumme großer Bären, war viele hundert Jahre hindurch traurige Stille in dem lebenlosen Lande gegen Mitternacht.

B) Beschreibungen aus der Kunstwelt.

1) Gruppe der Niobe mit ihrer jüngsten Tochter.

Niobe ist als Frau in reifen Jahren vorgestellt, in welchen die Natur alle ihre Würde, Größe und Kraft erreicht hat, und noch nicht abnimmt, sondern in ihrer vollkommensten Fülle und Pracht erscheinet.

Sie stehet, nicht als wenn sie eilends vorwärts schreiten wollte, sondern als wenn sie eben zur Seite ausweiche, um durch ihre Wendung das Kind zu bergen, welches im mütterlichen Schooße Zuflucht sucht, erschrocken, jammernd, abwehrend sich windet, und die kommenden Pfeile schon in dem zarten Körper zu fühlen glaubt. Die Mutter bückt sich über, und drückt das Kind, mit der rechten Hand, zärtlich und schützend, in den Schooß, hält es zwischen ihren sich schließenden Knieen. Sie ist etwas nach der linken zu gewendet, indem sie, vorwärts und nach der rech-

ten hin, über sich schaut, wo die Gefahr herkommt, welcher sie ausweichen will. Im hohen, schmerzhaften Gefühl der Mutterliebe, ernst und klagend, nicht stolz, wie einige zu sehen geglaubt haben, auch nicht verzweifelnd, welches gegen den Adel ihrer hohen Natur wäre, sondern besorgt und in Aengsten, doch weniger für sich als für das Kind, ihres Herzens Liebling. Die linke faßt und zieht den Mantel über die Schulter, als wollte sie auch diesen zum Schutz anwenden, sich und das Mädchen mit demselben bedecken.

Dieses hängt an der Mutter, es faßt sie mit der Linken um die Hüfte, die Rechte ist über das Haupt gebogen, kommende Pfeile aufzufangen, abzuwenden; es kniet, aber nicht auf der Erde, sondern schwebt, gleichsam in ängstlicher Bewegung, nur etwa auf der Spitze des rechten Fußes ruhend, der, mit Gewand bedeckt, nicht sichtbar ist, das linke Knie steht weiter zurück, als das rechte, und berührt, samt dem Fuß, die Erde nicht. Die Haare der Niobe, einfach von einem Band gefaßt, verbreiten sich reichlich im Nacken und auf dem Rücken, einzelne Locken fallen über die Schultern gegen den Busen herab. Das Untergewand hat keine Aermel, sondern läßt ihre Arme frei; weit und lang, bedeckt es die Füße zum Theil, und ist unter der Brust, einfach, mit einem Gürtel gebunden. Der Mantel schlägt sich, vielgefaltet, um den Schoos zusammen, und geht, von der rechten Seite, über den Rücken hinauf, bis nach der linken Schulter, über welche er gezogen ist, und von da er wieder in den Schoos niederfällt. Die Schuhe sind mit beinahe zollhohen Sohlen versehen.

Das Mädchen hat die Haare gleich der Mutter gebunden, sie fallen unter der Hand derselben reichlich über den Nacken herab. Sein Untergewand, ebenfalls ohne Aermel, wird unter der Brust, mit einer Schnur oder einem schmalen Bändchen, an den Leib gehalten, es hat nur wenig flache, wellenförmige Falten, und liegt nahe an, als habe sich der Künstler das Gewand feucht und genau anliegend gedacht, daher zeigen sich die Formen des Körpers in aller ihrer Schönheit und jugendlichem Reiz, der Mantel oder das Uebergewand ist zierlich um die Schenkel gewunden, es bedeckt dieselben, nebst dem linken Bein, bis an den Knöchel des Fußes, und fällt noch, in einem Haufen Falten, zur Seite, auf die Erde.

In Rücksicht der Erfindung betrachtet, dürfte es schwer seyn, an diesem Werk einen einzigen Flecken auszuspüren, der Gedanke ist groß, edel, rund ausgebildet, alle Kunstforderungen, welche man an ein Kunstwerk machen kann, sind erfüllt, und dabei gesteht man gern, daß es zugleich zart, innig, tief, geistreich, empfunden, zärtlich und rührend sey. Wir interessiren uns für die Figuren, ihre Würde erfüllt uns mit Achtung, ihre Huld und Schönheit zieht uns unwiderstehlich an, ihr Zustand, ihre Gefahr macht uns besorgt, dringt uns Seufzer ab. Diese Sinneseinheit herrscht und wirkt durchaus, in Stellung und Bewegung, durch Glieder und Gliedesglieder, überall zum großen Ausdruck des Ganzen.

Niobe mit ihrer Tochter gehört nicht zu den elegantesten Gruppen der alten Kunst, die Anordnung hat zwar große Verdienste, doch sind einige Werke vom spätern griechischen Style in dieser Hinsicht ohne

Zweifel vollkommnere Muster. Die Wendung beider Figuren ist vortrefflich, an der Mutter voll Würde, an dem Mädchen voll Zärtlichkeit, in beiden von unvergleichlichem Ausdruck. Wahrscheinlich hatte der Künstler die Absicht, aus dem Kopf des Mädchens und dessen Armen, mit dem Arm und der Hand der Mutter, den Mittelpunkt der Gruppe, die größte anziehende Masse, den Kern des Ganzen zu machen, welche Intention jedoch nicht ganz gelungen ist; denn der Blick des Beschauers bleibt immer zuletzt auf dem Kopf der Niobe haften, der mit doppelter Gewalt, der Schönheit und des Affekts, die Aufmerksamkeit fest hält. Die Anordnung der übrigen Glieder ist regelmäßig und künstlich, wenn gleich noch nicht völlig so vollendet, gewandt und unübertrefflich, wie wir sie am Laokoon, den Ringern und andern Gruppen vom spätern Style bewundern müssen, über welche hinaus weder Gedanke noch Wunsch reichen kann.

Das Große und Schöne war der Zweck des Künstlers, und er hat denselben herrlich erreicht. Dem Mädchen gab er den Zauber des Reizes und der Huld. Schlank und fließend, eben so wohl verstanden als zierlich, sind die Formen desselben. Der Rücken, die Hüfte, die Seiten, unter dem dünnen anliegenden Gewand, nichts kann schöner, reiner, anziehender seyn, so wie das reine Contour des Haupts, die freie Stirne. Es ist unmöglich eine anmuthigere, lieblichere, holdseligere, zartere Gestalt hervor zu bringen!

Die Mutter besticht uns nicht durch die Grazien der Jugend, sie ist die reife, ausgebildete Schönheit. Juno ist nicht erhabener, sondern nur stolzer,

gewaltiger; Pallas nicht schöner, nicht reiner von Zügen, sondern nur kälter, gleichgültiger, selbstgenügsamer in ihrer göttlichen Natur. Hier sehen wir eine Frau vor uns, eine Königin, eine Mutter; ihr leiht die Menschheit, die Noth selbst, unter welcher sie nicht erliegt, welche sie nur duldet, Reize, und bringt sie uns näher. Wir fühlen erwartend und biegen selbst aus vor den Pfeilen, welche das Kind in ihrem Schooße treffen sollen, möchten ihr helfen, dasselbe bergen und schützen, der drohenden Gefahr abwehren. Wir sind bekümmert, wir seufzen und ängstigen uns mit ihr, der liebenden Mutter! Vielleicht kann die Kunst mehr erschüttern, inniger kann sie das Herz nicht rühren!

Das Wissenschaftliche der Zeichnung scheint vollkommen gut, wir sagen absichtlich nur es scheint, denn der wägende, forschende Verstand wird von der Untersuchung dieses Werks, durch die Macht, welche dasselbe über unsere Empfindungen ausübt, immer abgezogen, es läßt uns nie Zeit, den Maaßstab der Regeln anzulegen, unser Herz ist gewonnen, kein Argwohn findet statt, wir sind immer nur zur Bewunderung, und niemals zum Tadel geneigt.

Die Behandlung ist überhaupt sehr fleißig und sorgfältig, alle Theile, besonders die Gesichter, sind mit Vorsicht, mit Liebe ausgeführt, gerundet, fein und zärtlich, sehr bestimmt, doch ohne Härte. In den Haaren nimmt man ein breites, kühn geführtes Eisen wahr. Die Arbeit an denselben kömmt mit der Arbeit an den Haaren der großen ludovisischen Juno ziemlich überein, sie ist weder so steif und drathartig, als an den beiden albanischen Minerven, oder andern frühern Bildern des hohen

Styls; entfernt sich aber doch, so wie der Geist und die Behandlung des Ganzen überhaupt, noch weit mehr von dem Weichlichen und Sanften, welches wir z. B. an der Venus im Capitolium und an der von Bupalus im clementinischen Musäum bemerken. Die Künstler dieser Figuren bemühten sich alle Ecken und Winkel sorgfältig zu vermeiden, der Meister der Niobe hingegen wollte nichts schwebend und unbestimmt lassen, sondern alles ausbilden, und mit der größten Genauigkeit und Sorgfalt vollenden. Die Ausführung der Falten ist ebenfalls glatt und fleißig, nur an wenigen Stellen wird der Meisel sichtbar, die Zeichnung ist vortrefflich schön, abwechselnd, nach der Natur des Zeuges sanft eingebogen und gebrochen. Die Massen hingegen sind nicht nach der Regel beobachtet, es kommen viele kleine, mit dem Bohrer getriebene, tiefe Falten und Brüche vor, laufen zuweilen über hohe Stellen der Glieder weg, und lassen das Auge nirgends Ruhe finden.

Diejenigen haben indessen schwache Gründe, welche bezweifeln wollen, daß die Niobe ein Originalwerk sey. Kein Nachahmer hat jemals, oder wird jemals mit so viel Liebe, Geist und Sorgfalt arbeiten, seiner Copie diesen lebendigen Odem, diese Seele einhauchen können.

2) Die Statue des Vatikanischen Apollo.

Die Statue des Apollo ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums, welche der Zerstörung derselben entgangen sind. Er übertrifft alle andere Bilder desselben, so weit Homers Apollo den, welchen die folgenden Dichter malen.

Ueber die Menschheit erhaben ist sein Gewächs, und sein Stand zeuget von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elysien, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre, und spielet mit sanfter Zärtlichkeit auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder.

Geh mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten, und versuche ein Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, und den Geist mit Bildern, die sich über die Materie erheben, zu erfüllen. Denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern noch Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllet. Er hat den Python, wider welchen er erst seinen Bogen gebraucht, verfolgt, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe seiner Genügsamkeit geht sein erhabener Blick, wie ins Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus. Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in sich zieht, blähet sich in den Nüssen seiner Nase, und tritt bis in die stolze Stirne hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebet, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Musen, die ihn zu umarmen wünschen. In allen uns übrig gebliebenen Bildern des Vaters der Götter, welche die Kunst verehrt, nähert er sich nicht der Größe, in welcher er sich dem Verstande des göttlichen Dichters offenbarete, wie hier in dem Gesichte des Sohnes, und die einzelnen Schönhei-

ten der übrigen Götter treten hier, wie bei der Pandora, in Gemeinschaft zusammen.

Eine Stirn Jupiters, die mit der Göttin der Weisheit schwanger ist, und Augenbraunen, die durch ihr Winken seinen Willen erklären: Augen, der Königin der Göttinnen mit Großheit gewölbet, und ein Mund, welcher denjenigen bildet, der dem geliebten Branchus die Wollust eingeflößet. Sein weiches Haar spielet wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um dieses göttliche Haupt. Es scheinet gesalbet mit dem Oele der Götter, und von den Grazien mit holder Pracht auf seinen Scheitel gebunden.

Ich vergesse alle andere über den Anblick dieses Wunderwerks der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheinet sich meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenige, die ich vom Geiste der Weissagung aufgeschwellt sehe, und ich fühle mich im Geiste weggerückt nach Delos und in die Lycischen Haine, Orte, die Apollo mit seiner Gegenwart beehrte: denn mein Bild scheinet Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalion Schönheit: wie ist es möglich, es zu malen und zu beschreiben? Die Kunst selbst müßte mir rathen und die Hand führen, die ersten Züge, die ich hier entworfen, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben, zu dessen Füßen, wie die Kränze derjenigen, welche das Haupt der Gottheiten, die sie krönen wollten, nicht erreichen konnten.

3) Shakespears Hamlet.

Zart und edel entsprossen wuchs die königliche Blume, unter den unmittelbaren Einflüssen der Majestät, hervor; der Begriff des Rechts und der fürstlichen Würde, das Gefühl des Guten und Anständigen mit dem Bewußtseyn der Höhe seiner Geburt, entwickelten sich zugleich in ihm. Er war ein Fürst, ein geborner Fürst, und wünschte zu regieren, nur damit der Gute ungehindert gut seyn möchte. Angenehm von Gestalt, gesittet von Natur, gefällig von Herzen aus, sollte er das Muster der Jugend seyn, und die Freude der Welt werden.

Ohne irgend eine hervorstechende Leidenschaft, war seine Liebe zu Ophelien ein stilles Vorgefühl süßer Bedürfnisse; sein Eifer zu ritterlichen Uebungen war nicht ganz Original, vielmehr mußte diese Lust, durch das Lob, das man dem Dritten beilegte, geschärft und erhöht werden; rein fühlend kannte er die Redlichen, und wußte die Ruhe zu schätzen, die ein aufrichtiges Gemüth an dem offnen Busen eines Freundes genießt. Bis auf einen gewissen Grad hatte er in Künsten und Wissenschaften das Gute und Schöne erkennen und würdigen gelernt; das Abgeschmackte war ihm zuwider, und wenn in seiner zarten Seele der Haß aufkeimen konnte, so war es nur eben so viel als nöthig ist, um bewegliche und falsche Höflinge zu verachten, und spöttisch mit ihnen zu spielen. Er war gelassen in seinem Wesen, in seinem Betragen einfach, weder im Müßiggange behaglich, noch allzubegierig nach Beschäftigung. Ein akademisches Hinschlendern schien er auch bei Hofe fortzusetzen. Er besaß mehr Fröhlichkeit der Laune als

des Herzens, war ein guter Gesellschafter, nachgiebig, bescheiden, besorgt, und konnte eine Beleidigung vergeben und vergessen; aber niemals konnte er sich mit dem vereinigen, der die Grenzen des Rechten, des Guten, des Anständigen überschritt.

Denken Sie sich einen Prinzen, wie ich ihn geschildert habe, dessen Vater unvermuthet stirbt. Ehrgeiz und Herrschsucht sind nicht die Leidenschaften, die ihn beleben; er hatte sich's gefallen lassen, Sohn eines Königs zu seyn; aber nun ist er erst genöthigt, auf den Abstand aufmerksamer zu werden, der den König vom Unterthan scheidet. Das Recht zur Krone war nicht erblich, und doch hätte ein längeres Leben seines Vaters die Ansprüche seines einzigen Sohnes mehr befestigt, und die Hoffnung zur Krone gesichert. Dagegen sieht er sich nun durch seinen Oheim, ohngeachtet scheinbarer Versprechungen, vielleicht auf immer ausgeschlossen, er fühlt sich nun so arm an Gnade, an Gütern, und fremd in dem, was er von Jugend auf als sein Eigenthum betrachten konnte. Hier nimmt sein Gemüth die erste traurige Richtung. Er fühlt, daß er nicht mehr, ja nicht so viel ist als jeder Edelmann, er giebt sich für einen Diener eines jeden, er ist nicht höflich, nicht herablassend, nein, herabgesunken und bedürftig.

Nach seinem vorigen Zustande blickt er nur wie nach einem verschwundenen Traume. Vergebens, daß sein Oheim ihn aufmuntern, ihm seine Lage aus einem andern Gesichtspunkte zeigen will, die Empfindung seines Nichts verläßt ihn nie.

Der zweite Schlag, der ihn traf, verletzte tiefer, beugte noch mehr. Es ist die Heirath seiner Mutter. Ihm, einem treuen und zärtlichen Sohne, blieb,

da sein Vater starb, eine Mutter noch übrig; er hoffte in Gesellschaft seiner hinterlassnen edlen Mutter die Heldengestalt jenes großen Abgeschiednen zu verehren; aber auch seine Mutter verliert er, und es ist schlimmer, als wenn sie ihm der Tod geraubt hätte. Das zuverläßige Bild, das sich ein wohlgerathnes Kind so gern von seinen Eltern macht, verschwindet; bei dem Todten ist keine Hilfe, und an der Lebendigen kein Halt. Sie ist auch ein Weib, und unter dem allgemeinen Geschlechtsnamen, Gebrechlichkeit, ist auch sie begriffen.

Nun erst fühlt er sich recht gebeugt, nun erst verwaist, und kein Glück der Welt kann ihm wieder ersetzen, was er verloren hat. Nicht traurig, nicht nachdenkend von Natur, wird ihm Trauer und Nachdenken zur schweren Bürde. So sehen wir ihn auftreten. Ich glaube nicht, daß ich etwas in das Stück hineinlege, oder einen Zug übertreibe.

Denken Sie sich, diesen Jüngling, diesen Fürstensohn recht lebhaft, vergegenwärtigen Sie sich seine Lage, und dann beobachten Sie ihn, wenn er erfährt, die Gestalt seines Vaters erscheine; stehen Sie ihm bei in der schrecklichen Nacht, wenn der ehrwürdige Geist selbst vor ihm auftritt. Ein ungeheures Entsetzen ergreift ihn; er redet die Wundergestalt an; sieht sie winken, folgt und hört. — Die schrecklichste Anklage wider seinen Oheim ertönt in seinen Ohren; Aufforderung zur Rache, und die dringende wiederholte Bitte: erinnere Dich meiner.

Und da der Geist verschwunden ist, wen sehen wir vor uns stehen? Einen jungen Helden, der nach Rache schnaubt? Einen gebornen Fürsten, der sich

glücklich fühlt, gegen den Usurpator seiner Krone aufgefordert zu werden? Nein! Staunen und Trübsinn überfällt den Einsamen; er wird bitter gegen die lächelnden Bösewichter; schwört den Abgeschiedenen nicht zu vergessen, und schließt mit dem bedeutenden Seufzer: die Zeit ist aus dem Gelenke; wehe mir, daß ich geboren ward, sie wieder einzurichten!

In diesen Worten, dünkt mich, liegt der Schlüssel zu Hamlets ganzem Betragen, und mir ist deutlich, daß Shakespear habe schildern wollen: eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist. Und in diesem Sinne sind ich das Stück durchgängig gearbeitet. Hier wird ein Eichbaum in ein köstliches Gefäß gepflanzt, das nur liebliche Blumen in seinen Schooß hätte aufnehmen sollen; die Wurzeln dehnen sich aus, das Gefäß wird zernichtet.

Ein schönes, reines, edles, höchst moralisches Wesen, ohne die sinnliche Stärke, die den Helden macht, geht unter einer Last zu Grunde, die es weder tragen noch abwerfen kann; jede Pflicht ist ihm heilig, diese zu schwer. Das Unmögliche wird von ihm gefordert, nicht das Unmögliche an sich, sondern das, was ihm unmöglich ist. Wie er sich windet, dreht, ängstigt, vor und zurück tritt; immer erinnert wird, sich immer erinnert, und zuletzt fast seinen Zweck aus dem Sinne verliert, ohne doch jemals wieder froh zu werden!

C) Beschreibungen aus der Menschenwelt.

1) Salomon Geßners Charakter.

Die Grundlage seines sittlichen Charakters war eine seltene Herzensgüte, und ein froher, heiterer, zufriedener Sinn, der sich in jeder Lage gefiel, und von allem das Gute und Genießbare aushob. Er nahm herzlichen Antheil an fremdem Glücke; freute sich immer, etwas dazu beizutragen, interessirte sich lebhaft für alles Schöne und Gute, half gerne dem aufkeimenden Genie empor, ermunterte es durch seinen Beifall, leitete es durch seinen Rath, und unterstützte es durch seinen Einfluß. — In früheren Jahren war sein Geschmack in der Wahl seiner Gesellschafter ausschließender. Er lebte beinahe einzig sich selbst, und den Musen, suchte und liebte keinen Umgang, als mit Männern von Kenntnissen, Talenten und aufgeklärter Denkungsart, oder mit Frauenzimmern von Geist, Geschmack und einer feinern Ausbildung. Wenn ihn Zufall oder Verhältnisse in eine Gesellschaft von alltäglichen Menschen geführt hatten, so war er seiner selbst nicht genug Meister, um sein Mißbehagen und die drückende Langeweile zu verbergen. Allmählig lernte er immer sich mit allen Klassen von Menschen vertragen, und aus jeder Lage Genuß zu ziehen. Er trieb sich willig in dem engen Ideenkreise des eingeschränktesten Kopfes herum; sprach seine Sprache, nur mit festerer Wahl und Bestimmtheit; verfolgte getreu den Faden einer noch so wenig interessanten Unterredung; und reihte oft unversehens daran eine köstliche Perle. Der Mitsprechende freute sich allemal einer solchen Entdeckung,

die er wenigstens veranlaßt zu haben wähnte, und wußte sichs selbst nicht zu erklären, wie es zugieng, daß er sich nie klüger vorkam, als wenn er sich mit Geßnern unterhielt.

Das größte Behagen fand er an den Gesprächen der treuherzigen Ehrlichkeit, oder an dem süßen Geschwätze kindischer Einfalt und Unschuld. Sobald seine eigenen Kinder laufen konnten, ward er in seinen Nebenstunden ihr treuer Gefährte, und nahm an allen ihren Spielen Theil. Bald führte er mit ihnen eine Posse auf, wobei er die drolligste Rolle übernahm; bald jagte er mit ihnen durch Zimmer und über Böden weg — das war ein Jubel für die Kleinen, daß, wer im Hause war, an ihrer Freude den lebhaftesten Antheil nehmen mußte. Ach wie vieles entbehrt der nicht, der es nicht weiß, was es heiße, auf solche Weise Vater zu seyn! — Auch in seinen ältern Tagen unterhielt er sich so gerne mit gutartigen und wohlgezogenen Kindern. Sie im Schooße zu wiegen, auf dem Fuße zu schaukeln, ihre muthwilligen Neckereien zu erwiedern, und auf irgend eine Weise zu ihrem Vergnügen thätig zu seyn, das war für ihn eine Lust, worüber er seiner liebsten Beschäftigung vergessen konnte. — Eben die Hand, welche Pinsel und Feder für die Unvergänglichkeit führte, schnitzte oft mit sorgsamem Fleiße ein Spielwerk, um damit einem fröhlichen Knaben für ein Paar Augenblicke die Zeit zu verkürzen.

Im Umgange war er der liebenswürdigste Gesellschafter, immer aufgelegt, durch treffenden Witz, heitere Laune und feinen Scherz die Unterhaltung zu beleben: voll vertraulicher Offenheit gegen seine Freunde, voll zuvorkommender Gefälligkeit und deli-

kater Behandlung gegen den minder Bekannten und Fremden. Wer hätte je in ihm den Mann geahnet, vor dem jeder kleinste Zug von Schiefheit, jede feine Nüanze des Lächerlichen, sobald er nur wollte, zur frappantesten Nachbildung im hellsten Lichte da lag. Wer hat sein Auge jemals auf der Lauer ertappt, wer von ihm ein beleidigendes Wort gehört? Im Gegentheile zeigte er für das Gute den feinsten Bemerkungsgeist, und schien für Blösen der Schwachheit weder ein Aug, noch ein Ohr zu haben. Der anmaßende Stolz und die unverschämte Dreistigkeit mußten es hoch treiben, um seine Geduld zu ermüden. Sein Unmuth äußerte sich selten anders, als durch eine auffallende Verlegenheit, worin die Besorgniß, seine Verachtung sichtbar werden zu lassen, ihn zu versetzen schien. Nur dann ward er etwa zum Unwillen gereizt, wenn plumper Unverstand seine kaum zu ermüdende Gutmüthigkeit und anmaßungslose Simplicität mißdeutete, und ihn zum Ziele eines schaalen Witzes und einer armseligen Neckerei zu machen wagte. In diesem Falle warf ein redender Blick, und ein schneidendes Wort den Thoren unfehlbar in sein wahres Verhältniß zum großen Manne zurück.

Man kann leicht denken, daß ein so berühmter Mann oft von Besuchen bestürmt ward, die einem so beschäftigten Manne sehr zur Last fallen mußten. Die Klagen, welche hierüber geführt werden, rühren oft von Eitelkeit her, oder werden leicht so mißdeutet. Geßner buhlte um keinen Besuch, und entzog sich keinem. Seine Thüre öffnete sich dem bescheidnen Fußgänger, wie dem Prinzen, und keinem williger, als dem Manne von Verdiensten. Ein ein-

ziger Besuch von der letztern Art söhnte ihn wieder mit dreißig neugierigen Reisenden aus, welche hundert Meilen weit herbeigekommen waren, um ihm eine kostbare Stunde zu rauben, worin sie ihm nichts zu sagen hatten, als daß sie auch von ihm wüßten. Niemand hörte von ihm hierüber eine Klage, als etwa seine vertrautesten Freunde, und seine Gattin, jene mehr im scherzenden, diese mehr im unmuthigen Tone. — Zuweilen trug sichs wohl zu, daß er, der in Künsten der Verstellung nicht geübt war, Jemanden, der das Unglück hatte, nach mehrern solcher lästigen Besuche, bei ihm gemeldet zu werden, sein Mißvergnügen nicht ganz verbergen konnte. Natürlicher Weise mußte dies auf den Besuchenden, wenn er ein Mann von feinem Gefühle war, immer ein wenig zurückwirken. Geßner durfte hievon nur das Mindeste bemerken, so ward sein gutes Herz zur Reue gestimmt, und er bot alle seine Kräfte auf, um den Fehler wieder gut zu machen. So ward er einst an einem Tage, da er an einem seiner Gemälde besonders con amore arbeitete, an Einem fort von Fremden überlaufen. Kaum hatte er einen oder mehrere entlassen, so meldeten sich wieder andere. Er mußte die Treppen beständig auf und nieder steigen, und immer war der letzte Besuch unbedeutender und abspannender als die vorigen. Als endlich der Abend heran rückte, so kehrte er in der süßen Zuversicht, noch ein Paar Stunden ungestört und nach Herzenslust seinem Geschäfte widmen zu können, in sein Arbeitszimmer zurück. Aber er hatte sich kaum niedergesetzt, als an der Thüre angepocht ward. Ein rasches Herein, nebst einer lebhaften Ejakulation seines Unmuthes verkündigte

drm Pochenden zum voraus seine Stimmung. Als die Thüre sich öffnete, trat ein kleines, hageres Männchen herein, welches, von der Noth seiner Haushaltung gedrückt, sich um ein bürgerliches Aemtchen bewarb. Stotternd und zitternd hob er an, aber Geßner ließ ihn nicht ausreden. Gerührt und beschämt, bot er ihm, sobald er wußte, warum es zu thun war, seine Hand, begleitete ihn alle Treppen hinunter, und entließ ihn voll Herzlichkeit.

Es versteht sich von selbst, daß ein Mann von dem bisher beschriebenen Charakter zu seinen übrigen Verdiensten auch die Bescheidenheit zählte: eine Tugend, welche von wahrer Größe selten, von der Weisheit niemals getrennt ist. Geßner besaß sie in einem außerordentlichen Grade: Wer ihn nicht kannte, der konnte Wochen und Monate lang mit ihm umgehen, ohne auf einen Schriftsteller, geschweige auf einen von allen Großen gefeierten, von allen Nationen gelesenen und bewunderten Schriftsteller zu rathen. Sein Ruhm war schon lange fest gegründet, als er noch immer die Kritiken seiner Freunde mit der gespannten Aufmerksamkeit eines Anfängers, der sich selbst noch nicht kennet, abhorchte. Auch baute er nicht auf ihre Worte allein. Wenn er etwas vorlas, so warf sein Auge von Zeit zu Zeit scharfforschende Blicke auf die Miene des Horchenden. Wenn er seine Gemälde vorzeigte, so that er es schweigend, und hörte gerne nicht nur das Urtheil der Kenner, sondern die unkunstmäßigen Bemerkungen eines Jeden, der Geschmack und ein natürliches Gefühl des Schönen besaß. Von seinen Schriften sprach er selten, oder nie, so ungesucht sich auch dazu die Gelegenheit

anbot. Ich wenigstens habe, so viel ich mich erinnern kann, ihn auch nicht ein einziges Mal davon sprechen hören.

2) Wilhelm von Oranien, und Graf von Egmont.

Unter den niederländischen Großen, die auf die Oberstatthalterschaft Anspruch machen konnten, waren die Erwartungen und Wünsche der Nation zwischen dem Grafen von Egmont und dem Prinzen von Oranien getheilt, welche durch gleich edle Abkunft dazu berufen, durch gleiche Verdienste dazu berechtigt, und durch gleiche Liebe des Volks zu diesem Posten willkommen waren. Beide hatte ein glänzender Rang zunächst an den Thron gestellt, und wenn das Auge des Monarchen zuerst unter den Würdigsten suchte, so mußte es nothwendig auf Einen von diesen beiden fallen. Da wir in der Folge dieser Geschichte beide Namen oft werden nennen müssen, so kann die Aufmerksamkeit des Lesers nicht frühe genug auf sie gezogen werden.

Wilhelm der Erste, Prinz von Oranien, stammte aus dem deutschen Fürstenhause Nassau, welches schon acht Jahrhunderte geblüht, mit dem österreichischen eine Zeitlang um den Vorzug gerungen, und dem deutschen Reiche einen Kaiser gegeben hatte. Außer verschiedenen reichen Ländereien in den Niederlanden, die ihn zu einem Bürger dieses Staats, und einem gebornen Vasallen Spaniens machten, besaß er in Frankreich noch das unabhängige Fürstenthum Oranien. Wilhelm ward im Jahr 1533 zu Dillenburg, in der Grafschaft Nassau, von einer Gräfin Stollberg geboren. Sein Vater,

der Graf von Nassau, desselben Namens, hatte die protestantische Religion angenommen, worin er auch seinen Sohn erziehen ließ; Karl der Fünfte aber, der dem Knaben schon frühzeitig wohl wollte, nahm ihn sehr jung an seinen Hof, und ließ ihn in der römischen aufwachsen. Dieser Monarch, der in dem Kinde den künftigen großen Mann schon erkannte, behielt ihn neun Jahre um seine Person, würdigte ihn seines eignen Unterrichts in Regierungsgeschäften, und ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über seine Jahre gieng. Ihm allein war es erlaubt, um den Kaiser zu bleiben, wenn er fremden Gesandten Audienz gab — ein Beweiß, daß er als Knabe schon angefangen haben mußte, den ruhmvollen Beinamen des Verschwiegenen zu verdienen. Der Kaiser erröthete sogar nicht, einmal öffentlich zu gestehen, daß dieser junge Mensch ihm öfters Anschläge gebe, die seiner eignen Klugheit würden entgangen seyn. Welche Erwartungen konnte man nicht von dem Geiste eines Mannes hegen, der in einer solchen Schule gebildet war!

Wilhelm war drei und zwanzig Jahre alt, als Karl die Regierung niederlegte, und hatte schon zwei öffentliche Beweise der höchsten Achtung von ihm erhalten. Ihm übertrug er, mit Ausschließung aller Großen seines Hofes, das ehrenvolle Amt, seinem Bruder Ferdinand die Kaiserkrone zu überbringen. Als der Herzog von Savoyen, der die kaiserliche Armee in den Niederlanden kommandirte, von seinen eigenen Landesangelegenheiten nach Italien abgerufen ward, vertraute der Kaiser ihm den Oberbefehl über diese Truppen an, gegen die Vorstellungen seines ganzen Kriegsraths, denen es all-

zugewagt schien, den erfahrnen französischen Feldherren einen Jüngling entgegenzusetzen. Abwesend und von Niemand empfohlen, zog ihn der Monarch der lorbeervollen Schaar seiner Helden vor, und der Ausgang ließ ihn seine Wahl nicht bereuen.

Die vorzügliche Gunst, in welcher dieser Prinz bei dem Vater gestanden hatte, wäre allein schon ein wichtiger Grund gewesen, ihn von dem Vertrauen seines Sohnes auszuschließen. Philipp, scheint es, hatte es sich zum Gesetz gemacht, den spanischen Adel an dem niederländischen wegen des Vorzugs zu rächen, wodurch Karl der Fünfte diesen letztern stets unterschieden hatte. Aber wichtiger waren die geheimen Beweggründe, die ihn von dem Prinzen entfernten. Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und blassen Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen, und zu viel denken, vor denen das Furchtloseste aller Gemüther gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der List und der Liebe gleich unbetretbar war; einen vielfachen, furchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen; bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren; stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister, als Wilhelm; nicht daß er, nach der Weise des Hofs, seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwendrisch war, und durch eine

kluge Wirthschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrath an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte, so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören, denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumulte, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerstreute sein Gold mit Verschwendung, aber er geizte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde, aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft; ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterlande machte. Hier verklärte sich seine Stirn beim Weine, den ihm fröhlicher Muth und Enthaltsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig, der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehn derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souverainen Fürstenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin seines Pallastes. Fremde Prinzen und Gesandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel

und Verdacht wieder ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten werfen konnte. Aber diese Verschwendungen unterhielten den Glanz seines Namens bei dem Volke, dem nichts mehr schmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er gesehen wurde, erhöhte den Werth der Leutseligkeit, zu der er herabstieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verschwörung geboren, als Wilhelm der Verschwiegene. Ein durchdringender fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunterspinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freiern Tugend, die mit dem festen Tritte auch auf der Grenze noch wandelt.

Ein Mensch, wie dieser, konnte seinem ganzen Zeitalter undurchdringlich bleiben, aber nicht dem mißtrauischsten Geiste seines Jahrhunderts. Philipp der Zweite schaute schnell und tief in einen Charakter, der, unter den gutartigen, seinem eignen am ähnlichsten war. Hätte er ihn nicht so vollkommen durchschaut, so wäre es unerklärbar, wie er einem Menschen sein Vertrauen nicht geschenkt haben sollte, in welchem sich beinahe alle Eigenschaften vereinigten, die Er am höchsten schätzte, und am besten würdigen konnte. Aber Wilhelm hatte noch einen andern Berührungspunkt mit Philipp dem Zweiten, welcher wichtiger war. Er hatte seine Staats-

kunst bei demselben Meister gelernt, und war, wie zu fürchten stand, ein fähigerer Schüler gewesen. Nicht, weil er den Fürsten des Machiavell zu seinem Studium gemacht, sondern weil er den lebendigen Unterricht eines Monarchen genossen hatte, der jenen in Ausübung brachte, war er mit den gefährlichen Künsten bekannt worden, durch welche Throne fallen und steigen. Philipp hatte hier mit einem Gegner zu thun, der auf seine Staatskunst gerüstet war, und dem bei einer guten Sache auch die Hülfsmittel der schlimmen zu Gebote standen. Und eben dieser letztere Umstand erklärt uns, warum er unter allen gleichzeitigen Sterblichen diesen am unversöhnlichsten haßte, und so unnatürlich fürchtete.

Den Argwohn, welchen man bereits gegen den Prinzen gefaßt hatte, vermehrte die zweideutige Meinung von seiner Religion. Wilhelm glaubte an den Papst, so lange der Kaiser, sein Wohlthäter, lebte; aber man fürchtete mit Grund, daß ihn die Vorliebe, die seinem jungen Herzen für die verbesserte Lehre gegeben worden, nie ganz verlassen habe. Welche Kirche er auch in gewissen Perioden seines Lebens mag vorgezogen haben, so hätte sich jede damit beruhigen können, daß ihn keine einzige ganz gehabt hat. Wir sehen ihn in spätern Jahren beinahe mit eben so wenigem Bedenken zum Calvinismus übergehen, als er in früher Kindheit die lutherische Religion für die römische verließ. Gegen die spanische Tyrannei vertheidigte er mehr die Menschenrechte der Protestanten, als ihre Meinungen; nicht ihr Glaube, ihre Leiden hatten ihn zu ihrem Bruder gemacht.

Diese allgemeinen Gründe des Mißtrauens schienen durch eine Entdeckung gerechtfertigt zu werden, welche der Zufall über seine wahren Gesinnungen darbot. Wilhelm war als Geißel des Friedens von Chateau-Cambresis, an dessen Stiftung er mit gearbeitet hatte, in Frankreich zurückgeblieben, und hatte durch die Unvorsichtigkeit Heinrichs des Zweiten, der mit einem Vertrauten des Königs von Spanien zu sprechen glaubte, einen heimlichen Anschlag erfahren, den der französische Hof mit dem spanischen gegen die Protestanten beider Reiche entwarf. Diese wichtige Entdeckung eilte der Prinz seinen Freunden in Brüssel, die sie so nah angieng, mitzutheilen, und die Briefe, die er darüber wechselte, fielen unglücklicher Weise dem Könige von Spanien in die Hände. Philipp wurde von diesem entscheidenden Aufschlusse über Wilhelms Gesinnungen weniger überrascht, als über die Zerstörung seines Anschlags entrüstet; aber die spanischen Großen, die dem Prinzen jenen Augenblick noch nicht vergessen hatten, wo der größte der Kaiser, im letzten Akte seines Lebens, auf seinen Schultern ruhte, versäumten diese günstige Gelegenheit nicht, den Verräther eines Staatsgeheimnisses endlich ganz in der guten Meinung ihres Königs zu stürzen.

Nicht minder edlen Stammes, als Wilhelm, war Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Gavre, ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, deren kriegerischer Muth die Waffen des Hauses Oesterreich ermüdet hatte. Sein Geschlecht glänzte in den Annalen des Landes; einer von seinen Vorfahren hatte schon unter Maximilian die Statthalterschaft über Holland verwaltet. Egmonts Ver-

mählung mit der Herzogin Sabina von Baiern erhöhte noch den Glanz seiner Geburt, und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. Karl der Fünfte hatte ihn im Jahre 1546 in Utrecht zum Ritter des goldenen Vließes geschlagen; die Kriege dieses Kaisers waren die Schule seines künftigen Ruhms, und die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden seines Jahrhunderts. Jede Wohlthat des Friedens, den handelnde Völker am dankbarsten fühlen, brachte das Gedächtniß der Siege zurück, durch die er beschleunigt worden, und der flämische Stolz machte sich, wie eine eitle Mutter, mit dem herrlichen Sohne des Landes groß, der ganz Europa mit seiner Bewunderung erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen seiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwischen ihm und dem Vaterlande, und die allgemeine Zuneigung gegen ihn übte sich im Anschauen derer, die ihm das Theuerste waren. Jede öffentliche Erscheinung Egmonts war ein Triumphzug; jedes Auge, das auf ihn geheftet war, erzählte sein Leben; in der Ruhmredigkeit seiner Kriegsgefährten lebten seine Thaten; ihren Kindern hatten ihn die Mütter bei ritterlichen Spielen gezeigt. Höflichkeit, edler Anstand und Leutseligkeit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterschaft, schmückten mit Grazie sein Verdienst. Auf einer freien Stirn erschien seine freie Seele; seine Offenherzigkeit verwaltete seine Geheimnisse nicht besser, als seine Wohlthätigkeit seine Güter, und ein Gedanke gehörte Allen, so bald er sein war. Sanft und menschlich war seine Religion, aber wenig geläutert, weil sie von seinem Herzen und nicht von seinem

Verstande ihr Licht empfieng. Egmont besaß mehr Gewissen, als Grundsätze; sein Kopf hatte sich sein Gesetzbuch nicht selbst gegeben, sondern nur eingelernt; darum konnte der bloße Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten. Seine Menschen waren böse oder gut, und hatten nicht Böses oder Gutes; in seiner Sittenlehre fand zwischen Laster und Tugend keine Vermittlung statt; darum entschied bei ihm oft eine einzige gute Seite für den Mann. Egmont vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden; er war ein besserer Soldat, als Oranien, aber als Staatsmann tief unter ihm; dieser sahe die Welt, wie sie wirklich war, Egmont in dem magischen Spiegel einer verschönernden Phantasie. Menschen, die das Glück mit einem Lohn überraschte, zu welchem sie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden sehr leicht versucht, den nothwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung überhaupt zu verlernen, und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft einzuschalten, der sie endlich tolldreist, wie Cäsar seinem Glücke, vertrauen. Von diesen Menschen war Egmont. Trunken von Verdiensten, welche die Dankbarkeit gegen ihn übertrieben hatte, taumelte er in diesem süßen Bewußtseyn, wie in einer lieblichen Traumwelt, dahin. Er fürchtete nicht, weil er dem unsichern Pfande vertraute, das ihm das Schicksal in der allgemeinen Liebe gegeben, und glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. Selbst die schrecklichste Erfahrung des spanischen Meineids konnte nachher die Zuversicht nicht aus seiner Seele vertilgen, und auf dem Blutgerüste selbst war Hoffnung sein letztes Gefühl. Eine zärtliche Furcht für

seine Familie hielt seinen patriotischen Muth an kleinern Pflichten gefangen. Weil er für Eigenthum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. Wilhelm von Oranien brach mit dem Thron, weil die willkührliche Gewalt seinen Stolz empörte; Egmont war eitel, darum legte er einen Werth auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt, Egmont ist nie mehr, als ein Fläminger gewesen.

Philipp der Zweite stand noch in der Schuld des Siegers bei St. Quintin, und die Oberstatthalterschaft der Niederlande schien die einzig würdige Belohnung so glänzender Verdienste zu seyn. Geburt und Ansehn, die Stimme der Nation und persönliche Fähigkeiten sprachen so laut für Egmont, als für Oranien, und wenn dieser übergangen wurde, so konnte jener allein ihn verdrängt haben.

Zwei Mitbewerber von so gleichem Verdienste hätten Philipp bei seiner Wahl verlegen machen können, wenn es ihm je in den Sinn gekommen wäre, sich für Einen von beiden zu bestimmen. Aber eben die Vorzüge, mit welchen sie ihr Recht darauf unterstützten, waren es, was sie ausschloß; und gerade durch diese feurigen Wünsche der Nation für ihre Erhebung hatten sie ihre Ansprüche auf diesen Posten unwiderruflich verwirkt. Philipp konnte in den Niederlanden keinen Statthalter brauchen, dem der gute Wille und die Kraft des Volks zu Gebote stand. Egmonts Abkunft von den geldrischen Herzogen machte ihn zu einem gebornen Feinde des spanischen Hauses, und die höchste Gewalt schien in den Händen eines Mannes gefährlich, dem es ein-

fallen konnte, die Unterdrückung zu rächen. Die Hintansetzung ihrer Lieblinge konnte weder die Nation, noch sie selbst beleidigen, denn der König, hieß es, übergehe beide, weil er keinen vorziehen möge.

3) Karl der Zwölfte, König von Schweden.

Karl der Zwölfte, König von Schweden, starb in einem Alter von sechs und dreißig und einem halben Jahre, nachdem er Alles erfahren hatte, was das Glück als das Größte, und das Unglück als das Schaudrigste kennt ohne daß er durch jenes erweicht, oder durch dieses auch nur Einen Augenblick erschüttert ward. Fast alle seine Handlungen, selbst die seines zurückgezogensten Privatlebens, giengen weit über alles Wahrscheinliche hinaus: Er ist bis itzt vielleicht unter allen Menschen, zuverlässig unter allen Königen, der Einzige, der ohne Schwäche blieb. Alle Tugenden des Helden übte er in einem Uebermaße, wodurch sie Fehler und eben so gefährlich, wie die entgegengesetzten Laster wurden. Seine Beharrlichkeit, die in Starrsinn übergieng, machte sein Unglück in der Ukraine, und hielt ihn fünf Jahre in der Türkei zurück; seine Freigebigkeit, die in Verschwendung ausartete, riß Schweden in den Abgrund; sein Muth, der bis zur Tollkühnheit reichte, verursachte seinen Tod; sein strenger Sinn für's Recht wich manchmal in Grausamkeit, so wie in seinen letzten Jahren die Behauptung seines Ansehens in Tyrannei ab. Seine großen Eigenschaften, deren jede einzeln jeden andern Fürsten verewigt haben würde, schufen das Unglück seines Landes. Nie griff er zuerst an; aber unversöhnlich, alle Schranken der

Klugheit überspringend war seine Rache. Er war der erste, der den Stolz hatte, Eroberer zu seyn, ohne die Begierde, sich zu vergrößern: er wollte Reiche gewinnen, um sie zu verschenken; aber sein Feuergefühl für Ruhm, für Krieg und Rache machte ihn jene Politik verachten, ohne die es keinen Eroberer giebt. Vor der Schlacht glich nichts seiner Zuversicht, nach dem Siege nichts seiner Bescheidenheit, nach einer Niederlage nichts seinem Muthe; hart gegen andere, wie gegen sich, und das Leben und die Drangsale seiner Unterthanen eben so für Nichts achtend, wie seine eignen; mehr ein einziger, als ein großer Mann, und mehr zu bewundern, als nachzuahmen. Sein Leben mag die Könige warnen, um wie viel eine friedliche beglückte Herrschaft besser ist, als so viel Ruhms.

Karl der Zwölfte war von ansehnlichem, edlen Wuchse; er hatte eine hohe schön gewölbte Stirne, große blaue Augen voll Sanftmuth, eine vollkräftige Nase; aber minder angenehm war der Untertheil seines Gesichts, der zu oft durch ein Lachen entstellt ward, das fast nur von den Lippen kam: seine Haare waren kurz und gerade aufstehend. Er sprach sehr wenig, und antwortete oft nur mit seinem gewohnten Lachen. Ueber seiner Tafel herrschte tiefes Schweigen. Sein eisenstarrer Charakter hatte doch im Umgang mit Fremden eine Mischung von Verlegenheit; denn Er, der sich ganz den Geschäften und dem Kriege hingegeben hatte, kannte durchaus das gesellschaftliche Leben nicht. Bis zu seinem Aufenthalt bei den Türken waren Cäsar's Commentarien und Curtius Geschichte Alexanders seine

einzige Leserei; dennoch hatte er selbst auch Bemerkungen über den Krieg und über seine Feldzüge von 1700 bis 1709 aufgezeichnet: er erzählte das Ritter Follard, mit dem Beifügen, daß diese Handschrift an dem unglücklichen Tage bei Pultawa verloren gegangen sey.

4) Adraft, der falsche Schamhafte.

Adraft, ein ehrbegieriger Jüngling, sucht sich im Umgange mit der großen Welt zu bilden, und sich Freunde und Beförderer zu erwerben. Seine gute Miene empfiehlt ihn, und seine Lebhaftigkeit, mit einer gewissen Bescheidenheit begleitet, öffnet ihm, sowohl als sein Stand, den Eintritt in angesehene Gesellschaften. Er erröthet über den geringsten Fehler der Uebereilung, oder der Unwissenheit, der ihm in Absicht auf den Wohlstand entwischt. Aber allzubegierig, Beifall zu haben, und allzuschwach, ein Mißfallen zu ertragen, verkennt er oft die wahre Ehre, und opfert sie einer falschen Schamhaftigkeit auf. Er liebt die Wahrheit, und wird nie mit kaltem Blute eine Unwahrheit sagen; dennoch, so bald er in Gesellschaften erzählt, erzählt er ungetreu, vergrößert, verkleinert, läßt Umstände weg, versetzt sie, aus großer Begierde, nichts alltägliches zu erzählen; und beleidiget die Wahrheit, um das Lob eines angenehmen und beredten Gesellschafters zu erbeuten. Er wirft sich oft, wenn er zurück in die Stille kömmt, diesen Fehler vor, und begeht ihn in dem Geräusche der Gesellschaft bald von neuem. — Er hat viel zu viel Religion, als daß er das Gebet verachten sollte; aber er sieht, daß die

Meisten, die jetzt von der Tafel aufstehen, zu vornehm sind, die Hände zum Gebete zu falten. Er hübe sie gern auf; aber, denkt er, was wird man von deiner Andacht urtheilen? Man wird dich für einen Sonderling, für einen Heuchler, oder für einen Menschen ohne Welt halten; und schon läßt er sie mit Wohlstand unempfindlich sinken. Er ist ein Feind von groben Ausschweifungen, und haßt den Trunk. Der Vornehme, mit dem Glase in der Hand, muntert ihn durch Bitten und Gesundheiten auf. Er schämt sich, diesem Manne zu widerstehen; es würde unhöflich seyn; und um nicht unhöflich zu seyn, entehrt er seine Vernunft durch einen abgenöthigten Rausch, und setzt sich in die Gefahr der Krankheit, oder des dem Weine benachbarten Lasters. — Man sagt in der Gesellschaft eine ekle Zweideutigkeit. Sie gefällt Adraften nicht; aber er zwingt sich, sie mit zu belachen, um nicht von einem unverschämten Auge den Vorwurf zu dulden, daß er so einfältig wäre, sie nicht verstanden zu haben. — Er begeht einen Fehler der Unachtsamkeit im Spiele, schämt sich, erkauft ihn durch einen Fluch, und schämt sich nicht. — Adraft scheut den Namen eines Widersprechers, der in Gesellschaften so verhaßt ist. Man spottet unbarmherzig über Amynts Fehler, die man noch darzu ihm blos andichtet; und es kränkt Adraften, daß er sie nicht widerlegen soll. Aber der vornehme Verläumder sieht ihn achtsam an, und schon giebt er seinen Beifall durch Mienen, so sehr ihm auch sein Herz widerspricht; und kaum fragt ihn einer laut: Adraft, haben Sie es nicht auch gehört? so wird er aus falscher Schamhaftigkeit ein Verläumder, und sagt ja. — Adraft ist kein Prahler, aber aus

Besorgniß, sich nicht so reich als andere zu tragen, wird er heute ein Verschwender in Kleidern, legt morgen durch eine ehrsüchtige Freigebigkeit den Grund zu einer übeln Oekonomie.

Was hindert Adraften, sich von dieser widerrechtlichen Schamhaftigkeit, die eine Feindin seiner Tugend ist, zu befreien? Wenn er aufrichtig seyn will, so kann er leicht sehen, daß er nicht sowohl nach guten Sitten, als nach dem Ruhme derselben strebt. Aus dieser Quelle fließt der Fehler seines Charakters, und diese muß er zuerst verstopfen. Er läßt sich in seinem Betragen von den Meinungen der Welt regieren; und er weiß doch, daß die wahre Würde oder das wahre Schändliche einer Handlung nicht von den Meinungen abhängt. Wird seine sinnreiche Zweideutigkeit, sein glücklich angebrachter Fluch, sein vernunftloser Rausch durch allen Beifall erlaubt, oder schön? — Welches ist edler? Der Vorschrift glänzender Gewohnheiten, welche die große Welt beschützet, oder dem Gesetze seines Gewissens zu folgen? Aber ich verliere, so spricht er, den Beifall der Andern, der Angesehenen? — So verliere ihn denn! Es ist Ehre und Glück für dich; denn der Beifall, der eine Thorheit krönet, er komme aus dem Munde eines Königes oder einer Fürstin, eines Helden oder eines Gelehrten, ist allzeit Schande. Willst du die Probe davon machen, Adraft? Du hast aus falscher Schamhaftigkeit heute wider die Warnung deines Gewissens und deiner Ueberzeugung gehandelt. Eine ganze Gesellschaft hat dich mit ihrer Achtung dafür belohnt. Wohlan, wirf dich auf den Abend denkend auf dein Lager, und stelle dir deinen Tod vor, der in dieser Nacht erfol-

gen kann. Denke die Vorwürfe, welche dir dein eigenes Herz macht; denke die Stimmen des Beifalls, mit denen dich die Gesellschaft beehrte. Hört die Anklage deines Innersten durch den Gedanken auf: Ich bin bewundert, und mit Lächeln und Dankſagung für meine Gefälligkeit aus der Gesellschaft begleitet worden? Gesetzt ein höherer Geist wäre um dein Lager sichtbar, und du fragtest ihn, was er von deinem Zustande dächte; so höre, was er dir wahrscheinlich antworten würde: Armer, ehrgeiziger und betrogner Adraſt! Du schämest dich, Menschen zu mißfallen, und mißfällst lieber dir selbst? Du suchst Ehre bei den Menschen, und verachtest die Ehre bei dem Schöpfer der Menschen? Du machst dich gegen das Unerlaubte unempfindlich; das ist deine Schande. Du gehorchst dem Beifalle der Elenden und Thoren; aber der Anordnung einer göttlichen Weisheit widerstehst du. Ist das deine Ehre? Du hast ein sehr kriechendes Herz, ehrbegieriger Jüngling! und wenn du es nicht achtest, weiser zu werden, so wirst du bald ein sehr böses Herz haben. Suche den Beifall der Vernünftigen, aber nie wider die Stimme deiner Pflicht; denn der wahre Wohlstand im Umgange kann nie mit den Gesetzen der Vernunft und der Religion streiten. Der Große, nach dessen Beifall du jetzt strebst, wird in kurzer Zeit eben der Staub seyn, der du werden wirst. Ehre seinen Stand, in den ihn die Vorsehung gesetzt hat; aber verehre nicht seine Thorheiten und Laster, und wisse, daß der erhabenste Beifall der Welt, durch eine wissentliche Vergehung erkauft, im Himmel ein Brandmal der tiefsten Niederträchtigkeit ist.

Zweiter Abschnitt.

Erzählende Gattung.

1) Die Schlacht bei Sempach im Jahre 1386.

Als der Herzog hörte, wie stark der Kern der Eidgenossen mit allen Bürgern Zürich verwahrte, beschloß er in dem Kriegsrath folgenden Plan, „der Gewalthaufen des Heers von Oestreich soll unter dem obersten Befehl des Freiherrn Johannes von Bonstetten um Brugk im Aargau Lager nehmen, zu nahe bei Zürich, als daß die Stadt ohne Furcht seyn dürfte, und vor Ueberfällen sicher durch die Aare und Rüß; er, der Fürst von Oestreich, die Herren, die Ritter und ihre Knechte, wollen das Land hinaufziehen, wo Aargau (zwar fast unmerklich und in mäßigen Hügeln) sich erhebt; es gezieme, daß des Landes Herr die Rebellen zu Sempach strafe, und hierauf aus dem Rotenburger Amt, welches durch die ungerechte Gewalt ihm entrissen worden, die Stadt Lucern, die Vormaur der Waldstette, durch Ueberraschung einnehme, ehe die Mannschaft sich getraue, Zürich zu verlassen, unverwahrt wider Bonstetten.“ Die Eidgenossen, sobald sie den Aufbruch des Fürsten vernommen, waren durch die Kenntniß, welche sie von seiner Gemüthsart hatten, auf einmal zweier Dinge gewiß; erstlich daß das Kühnste und Größte an dem Ort, wo er selber hin-

ziehe, und nicht ohne ihn geschehen werde; zweitens daß keine vortheilhafte Waffenthat, so lang nicht Leopold selber geschlagen werde, das Glück dieses Kriegs entscheiden könne. Darum faßten sie folgenden Schluß: „Die Züricher, zu deren Belagerung dem Herrn von Bonstetten auch der nöthige Zeug fehle, sollen auf jede schnelle List von seiner Seite wachsam und gerüstet seyn. Die eidgenössische Besatzung soll alsobald ausziehen, über die Rüß, durch das Rotenburger Amt, in Oberaargau, nach Sempach. Die Zuger und Glarner sollen ihrer Landmarken wohl warten; diese wegen dem Hause Montfort, wegen Gastern, Rapperschwyl und Geßler; die Zuger, auf daß nicht Bonstetten, schnell das Rüßthal herauf, zu allgemeiner Verwirrung Stadt und Amt plötzlich überwältige. Die übrigen sollen wider den Herzog stehen, obschon wenige wider die mehrern, mit Gott für das Land.“

Alsofort brachen diese auf; zu Zürich wurden die Thürme und Mauern bewacht von den Bürgern. Die Eidgenossen thaten ihren Zug mit ununterbrochener Eilfertigkeit; viele von Zug und Glaris, viele vom Entlibuch und aus den Dörfern wo sie durchzogen, da sie die Schweizer wider den Herzog an eine Schlacht eilen sahen, gesellten sich ihnen bei. An demselben Tage, als die Eidgenossen in Aargau kamen, erschien das Kriegsvolk der Stadt Bern wenige Stunden Wegs von Sempach vor der Hasenburg bei Willisau; zwar durch Anlaß einer Streitsache wider Maria, Gräfin Wittwe von Valangin; doch ist wahrscheinlich, daß, wenn der Herzog ohne Schlacht, oder nach einem Sieg auf Lucern gezogen wäre, Bern ihn befehdet, und vielleicht vermit-

telst eines Ueberfalls im Rücken, oder einer Trennung von Zufuhr und Hülfe den Eidgenossen Gelegenheit gegeben haben würde, den Schaden der Versäumniß, oder der mißlungenen Schlacht wieder gut zu machen. Von dem Stein zu Baden zog der Herzog über die Rüß, durch die freien Aemter, Aargau hinauf, über Sursee nach Sempach. Diese kleine Stadt liegt bei drei Stunden von Lucern, oben an einem zwei Stunden langen See; die Ufer, fruchtbar und angenehm, erheben sich aus Wiesen in Kornfelder, und über diesen stand ein Wald. In den Wald kamen die Eidgenossen.

Sie sahen den Feind am 9ten Heumonat, eine zahlreiche, wohlberittene und schön gerüstete Reiterei; jede Dienerschaft unter ihren Baron, die Mannschaft jeder Landstadt unter ihren Schultheiß, und jedes Landes Herren zu desselben Landes Banner geordnet; ihre Knechte, eigenen Leute und Söldner in Form eines Fußvolks; keine Feldstücke; nur waren zu der Belagerung von Sempach große Büchsen in schwerem langsamen Anzug. Sie sahen die Aargauer Herren, die Amtleute von Oestreich, Urheber des Kriegs, Herrmann Grimm von Grünenberg, welchem sie Rotenburg brachen, Thüring und Johannes von Hallwyll vor andern für das fürstliche Haus eifrig im Frieden und Krieg, die Geßler, welche angebornen Haß zu der Schweiz trugen, Egloff und Ulrich von Ems, jenen den theuersten Ritter in den Kriegen seiner Zeit, Kraft von Lichtenstein mit vielen Großen vom innern Erbland unter des Erzherzogthums Banner, das Herr Heinrich von Escheloh trug, Rudolf Graf zu Sulz, Graf Johannes von Fürstenberg zu Haslach, Montfaucon von Mümpel-

gard und viele Herren von Hochburgund. Vor allem Volk glänzte aller Orten Herzog Leopold von Oestreich selbst, seines Alters in dem fünf und dreißigsten Jahre, männlich schön, hochgemuth und voll Gefühl, voll Heldenfeuer, siegprangend aus manchem wohlvollbrachten Krieg, rachbegierig, durstig zur Schlacht.

Es war der Aerndte Zeit; sein Volk mähete Korn; die Edlen sprengten an die Mauern, um den Bürgern Hohn zu sprechen, fest in dem Entschluß, die Schweizerbauern persönlich und ohne das Fußvolk allein zu schlagen. Als der Herzog den Feind in der obern Gegend sah, vergaß er, (wenn er je sonst es wußte), daß eine Reiterei vortheilhafter den Anfall thut Berg an, als von oben herab; er hielt für nothwendig, die Pferde zu entfernen, obschon die schwere Waffenrüstung den Adel zu den Bewegungen eines Fußvolks unbehülflich machte. Oft hat eine wohlgeübte Reiterei durch Stoß und Schnelligkeit ein Fußvolk gebrochen, oder überflügelt und geschlagen, aber niemals hat eine unbeugsame Infanterie einem bessern Fußvolk widerstanden. Der Herzog befahl hierauf, daß der Adel eng zusammen trete; diesem starken Kriegshaufen gab er durch die Spieße, welche bis vom vierten Glied hervorragen mochten, eine undurchdringliche mörderische Fronte: fast wie es König Albrecht sein Großvater in der Schlacht am Hasenbühel mit Erfolg versuchte gegen die bairische Reiterei. Ueber diesen Gewalthaufen hatte unter ihm Herr Johannes von Ochsenstein den Oberbefehl; Reinhart von Wehingen, in Kriegs- und in Friedensgeschäften geschickt, und groß in der Herzogen Gnade, war über die Schützen; die Vor-

Hut von vierzehnhundert Mann, welche Friedrich von Zollern, der schwarze Graf, mit Johann von Oberkirch, Ritter, anführte, stellte der Herzog hinter das Heer; denn er wollte, daß dem entflammten Adel, bei welchem er selbst war, das Feld frei wäre. Wenn er sich darauf einrichtete, den feindlichen Anfall zu empfangen, so that er mit überlegener Menge, was der geringern Zahl besser zukam; aber wahrscheinlicher bestimmte ihn zum Fußgefecht eine Meinung der damaligen Ritter und Edlen, daß, wer in einem Kampf durch ungleiche Waffen oder schnelle List überwinde, den Preis der höchsten Tapferkeit unentschieden lasse; sie hielten dieses für unehrlich, und Leopold selbst war durch seine Tugenden vielmehr der hohen Ritterschaft Zier, als ein geschickter Feldherr durch Einsicht in das Große eines Kriegs.

Als Johannes von Hasenburg, Freiherr, ein grauer Kriegsmann, welcher die Stellung und Ordnung der Feinde gesehen, den trutzigen Adel warnte, „Hoffart sey zu nichts gut, und es wäre wohl gethan, Herrn Hans von Bonstetten sagen zu lassen, daß er eilends hinaufziehe," hielten sie seine alte Klugheit für unedel. So, als einige dem Herzog selbst Vorstellungen machten, „wie Schlachtfelder das Vaterland unvorgesehener Zufälle seyen; wie dem Fürsten zukomme, für alle zu wachen, und ihnen, für die gemeine Sache zu streiten, und wie viel verderblicher dem Heer der Verlust seines Hauptes als einiger Glieder seyn würde," sprach er, anfangs lächelnd, aber endlich ungeduldig: „Soll denn Leopold von weitem zuschauen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier in meinem Land für mein Volk mit euch will ich siegen oder umkommen."

Die Eidgenossen standen an der Höhe bedeckt vom Wald: so lange die Ritter saßen, däuchte ihnen schwer, in der Ebene den Stoß ihrer Menge zu bestehen, und sicherer, in dem anscheinenden Vortheil ihrer Stellung den Anfall auszuharren. Vom Sieg hofften sie, er werde durch die Ermunterung des Volks für den Krieg enscheidend werden; ihren Tod betrachteten sie als den Weg zum ewigen Ruhm, und als einen Sporn für die Ihrigen, vom Feind ihre Rache zu suchen. Als der Adel abstieg, zogen die Eidgenossen aus dem Wald in das Feld herab; sie besorgten auch vielleicht eine Hinterlist, oder eine schnelle Bewegung der übermächtigen Zahl in der bedeckten Gegend. Sie standen, in schmaler Ordnung, mit kurzen Waffen, vierhundert Lucerner, neunhundert Mann aus den drei Waldstetten, und ohngefähr hundert Glarner, Zuger, Gersauer, Entlibucher und Rotenburger, unter ihren Bannern, unter dem Schultheiß der Stadt Lucern, und unter dem Landammann eines jeden Thals; einige trugen die Hallbarden, womit im Paß bei Morgarten ihre Ahnen gestritten, einige hatten statt Schilden ein kleines Bret um den linken Arm gebunden. Erfahrne Krieger sahen ihren Muth. Sie fielen auf die Knie, und beteten zu Gott, nach ihrem alten Gebrauch. Die Herren bunden die Helme auf; der Herzog schlug Ritter. Die Sonne stand hoch, der Tag war sehr schwül.

Die Schweizer nach dem Schlachtgebet rannten mitten durch das Feld an den Feind in vollem Lauf mit Kriegsgeschrei; welches alles anfeuert, und weil sie hofften durchzubrechen, und alsdann rechts und links nach ihrem Wohlgefallen zu verfahren. Da

wurden sie empfangen von Schilden als von einer Mauer, und von den hervorragenden Spießen wie von einem Walde eiserner Stacheln. Da stritt mit ungeduldigem Zorn die Hauptmannschaft von Lucern, und suchte zwischen den Spießen einen Weg an die, welche dieselben trugen. Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Gepraffel seine in die Breite ausgedehnte Ordnung, als zu einem halben Mond, womit er die Feinde zu umgeben gedachte. Zu derselbigen Stunde schien der Stadt Banner von Lucern lange unterdrückt, weil Herr Petermann von Gundoldingen, Ritter, Schultheiß von Lucern, hart verwundet gesunken, der Altschultheiß Herr Heinrich von Moos, und Stephan von Sillinen, Herr zu Sillinen und Küßnacht, sein Schwager, mit vielen andern tapfern Männern umgekommen waren. Da rief laut Herr Antoni zu Port, ein geborner Mayländer, zu Flüelen im Land Uri seßhaft: „Schlaget auf die Glene, sie sind hohl.“ Dieses thaten die Vordersten mit starker und angestrengter großer Kraft; sie zerschmetterten etliche Glene, welche von den Hintern sofort ersetzt wurden; da fiel der zu Port. Nur war die feindliche Ordnung durch die Natur ihrer Waffen, und aus Mangel der Uebung unbehülflich zu der Bildung eines halben Mondes; im übrigen bestand sie ungebrochen, fest. Sechzig Schweizer waren erschlagen worden. Man befürchtete die plötzliche Wirkung einer unbemerkten Bewegung der Hinterhut, oder Ueberraschung von dem Gewalthaufen Bonstettens.

Diesen Augenblick banger Unschlüssigkeit entschied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold Struthan von Winkelried Ritter; er sprach zu seinen

Kriegsgesellen: „Ich will euch eine Gasse machen,“ sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „Sorget für mein Weib und für meine Kinder; treue liebe Eidgenossen, gedenket meines Geschlechts,“ war an dem Feind, umschlug mit seinen Armen einige Spieße, begrub dieselben in seine Brust, und wie er denn ein sehr großer und starker Mann war, drückte er im Fall sie mit sich auf den Boden. Plötzlich seine Kriegsgesellen über seinem Leichnam hin; da drangen alle Harste der Eidgenossen-Mannschaft mit äußerster Gewalt festgeschlossen hintereinander an. Hinwiederum die Reihen des erstaunten Feindes preßten sich, sie aufzunehmen; wodurch, durch Schrecken, Eile, Noth und Hitze, viele Herren in ihren Harnischen unverwundet erstickten; indessen aus dem Wald herab zulaufendes Volk die Schweizer eiligst verstärkte.

Zuerst fiel Herr Friedrich, der Bastard von Brandis, ein handfester hochtrutziger Mann, sonst er allein so gefürchtet als zwanzig; bei ihm fiel der lange Frießhard, welcher sich vermessen, die Eidgenossen allein zu bestehen; das Glück des Tages wandte sich. Die Diener der Herren von Adel, unfern bei dem Troß, da sie dieses bemerkten, saßen auf die Pferde, ihr Leben zu retten durch schnelle Flucht. Indessen sank in der Hand Herrn Heinrichs von Escheloh das Hauptbanner von Oestreich, und fiel Herr Ulrich von Ortenburg auf die Fahne von Tyrol. Jenes rettete eilig Ulrich von Aarburg Ritter, schwung das Banner hoch empor, widerstand hart, und vergeblich, bis er verwundet fiel, und mit letzter Lebenskraft laut schrie! „retta Oestreich, retta.“ Da drang der Herzog Leopold herbei, und empfieng

das Banner von seiner sterbenden Hand; abermals erschien dasselbe über den Schaaren, hoch, blutroth, in des Herrn Hand. Aber viele umringten den Fürsten und lagen ihm an für sein Leben. Und schon war in der Hand Herrn Davids von Junkerburg das Banner des Grafen von Habsburg untergegangen; es lag Thüring von Hallwyl, sein Bastard, und sein Oheim Johann; dort fielen die von Lichtenstein, von Morsburg vier Brüder, Herrmann von Eschenz zwischen seinen zween Sohnen, Markgraf Otto von Hochberg, Herr Otto der Pariser, des Herzogen Rath, Graf Walleram von Thierstein, Graf Peter von Aarberg, der edle Ritter Albrecht von Müllinen, welchen der Herzog liebte. Da sprach Leopold: „Es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen, ich will mit ihnen ehrlich sterben;“ verbarg sich seinen Freunden, von Wehmuth und Verzweiflung hingerissen, vermischte sich in die feindlichen Haufen, suchte seinen Tod. Von allen Orten war der Feind eingebrochen; mit großer Noth hielten kaum die Schultheißen der aargauer Städte ihre Banner aufrecht. Im Gedräng der Schaaren fiel der Herzog zur Erde; voll Schlachtwuth rang er in der schweren Rüstung (weil er nicht ungerochen umkommen wollte) um sich empor zu helfen. Ein unansehnlicher Mann aus dem Lande Schwyz) fand ihn über dieser Bemühung; da rief Leopold hülflos: „Ich bin der Fürst von Oestreich.“ Dieses hörte jener nicht, oder er glaubte ihm nicht, oder es däuchte ihm, die Schlacht hebe alle Würde auf. Als der Herzog durch die Natur der Wunde den Geist alsobald aufgegeben, erblickte ihn von ungefähr Herr Martin Malterer, der das Banner der

Stadt Freyburg im Breisgau trug; versteinert stand er, das Banner fiel ihm aus der Hand; plötzlich warf er sich über Leopolds Leichnam hin, damit er nicht von Feinden und Freunden befleckt und gequetscht werde; er erwartete und fand hier seinen eigenen Tod. An eben diesem Ort stritt bis in den Tod Rudolf der Harraß, Herr von Schönau, Harnischmeister des Herzogs.

Die Augen der Schaaren suchten den Fürsten; vergeblich; da wandte sich auf einmal die ganze Macht von Oestreich grauensvoll auf die Flucht; also schrien alle Edlen: „die Hengste da her die Hengste da her;“ da zeigte ihnen kaum der ferne Staub den Weg der Flucht, auf dem ein ungetreuer Graf und vielleicht Hanns von Oberkirch sie längst mit fortgerissen. Ihnen, in drückenden Rüstungen, in unerträglicher Hitze, erschöpft von Durst und Arbeit, blieb übrig, ihren Herrn zu rächen, und, jeder wie er konnte, sein Leben, wo nicht zu retten, doch theuer zu verkaufen. Hier traf den edlen Ritter von Ems das würdige Ziel seines Laufs heldenmüthiger Thaten. Hier fand Herr Otto Truchseß von Waldburg den rühmlichen Tod, und Ysni kam in vollkommene Freiheit; von Ysni, seiner Stadt, im Allgau, war er hieher gekommen, und verschrieb ihr um achttausend Pfund Pfennige (den Sold für seine Reisigen) auf seinen Tod hin alle Macht, welche ihm daselbst übrig war. Bei den Eidgenossen fiel Conrad, Landammann von Uri, der Frauen von Zürich Meyer, Kastvogt von Attinghausen, Ritter; Sigrist von Tiesselbach, Landammann deren von Unterwalden ob dem Kernwald; von Glaris Conrad Grü-

ninger, ein tapferer Mann (dafür gaben die Männer von Schwyz desselben Sohn das Landrecht bei ihnen). Indessen verblutete an vielen Wunden der Schultheiß Petermann von Gundoldingen; ein Luzerner eilte an den Ort, wo er lag, um seinen letzten Willen zu vernehmen; der Schultheiß, fern von Gedanken eines Privatmanns, gab ihm zur Antwort: „Sage unsern Mitbürgern, sie sollen keinen Schultheiß länger als ein Jahr an dem Amt lassen; das rathe ihnen der Gundoldingen, und er wünsche ihnen glückliche Regierung und Sieg;“ unter welchen Worten das Leben ihn verließ. Aber in dem feindlichen Heer half dem von Hasenburg nicht, sein Unglück vorgesehen zu haben; fiel mit ihm Johannes von Ochsenstein, der seiner Klugheit spottete; Sigfried vom Hause Erlach, dem nicht gegeben war, glücklich wider die Freiheit zu streiten; drei Heudorf und Albrecht von der Hohenrechberg, deren Haß wider die Sieger auf ihre Urenkel erbte; Herr Gottfried Müller, Herr Burkard Geßner von Breisach, Hatstatt, Rathsamhausen, drei Berenfels, Flachsland, auch welschen Adels der Monsterol, der Castelnau, Hanns von Baurmarkus, Richard von Mümpelgard. Ein Mann von Gersau sah das Banner von Hohenzollern schweben, eilte und brachte diese glorwürdige Ausbeute davon. Alle Herren vom Hause Rheinach fanden beisammen ihren Tod, nur Hemmann der Jüngling erhielt (gleich den Fabiern) ihr altes Geschlecht; Hemmann, als die Ritter von den Pferden stiegen, und ihre langen Schuhschnäbel abschnitten, hatte aus Lebhaftigkeit sich selbst verwundet, und war voll Unmuth aus dem Treffen gebracht worden. Da gieng der Stadt Banner von Schafhausen ver-

loren, von Herrn Diethelm, Ritter, der Stadt Schultheiß, Hanns von Randegk der Herzoge Vogt, von den edlen Im Thurn, zween von Stokar, Hanns von Fulach (seiner zehen Kinder sonst glücklichem Vater) und andern acht und zwanzig Edlen und Bürgern bis in ihrer aller Tod vergeblich behauptet. Unter vierzehn Mitbürgern fiel der Schultheiß der Stadt Aarau, unter sieben Herr Werner von Lo, der Bannermeister von Lenzburg; freiwillig und redlich erstattete die Mannschaft von Mellingen dem unglücklichen Fürsten ihren Dank ab um die Freiheiten, wodurch er nach einem großen Brand gesucht hatte, ihnen aufzuhelfen; die Bürger von Bremgarten glänzten schrecklich von Feindesblut, so daß das Haus Oestreich den Ruhm solcher Treu durch die Veränderung ihrer Stadtfarbe verewiget; nach zwölf Zofingern fiel ihr Schultheiß Nikolaus Gutt, unbekümmert seines Tods, aber des Banners, das die Bürger von Zofingen seiner Hand anvertrauten; damit sich keine feindliche Gemeine dessen zu rühmen habe, riß er es in Stücken, und wurde unter den Todten gefunden, den Stock des Banners zwischen seinen Zähnen festhaltend; von dem an ließen seine Mitbürger die Schultheißen schwören, „der Stadt Banner von Zofingen so zu hüten, wie der Schultheiß Nikolaus Gutt.“ Sechshundert sechs und fünfzig war die Anzahl der erschlagenen Grafen, Herren und Ritter, so daß der Glanz der fürstlichen Hoflager für viele Jahre untergieng, und im Land gesprochen wurde, „Gott sey zu Gericht gesessen über den muthwilligen Trutz der Herren von Adel.“ Nachdem auf beiden Seiten fast alle Befehlshaber so oder anders geblie-

ben, unterlag der Zorn der Sieger der Arbeit und Hitze des Tages; ruhig folgten die Oestreicher der Begierde des Lebens; die Schweizer, da sie zu dem Troß gekommen, der Begierde der Beute.

Dieses Ende nahm der große Tag der Sempacher Schlacht, in welcher Arnold Strutthan von Winkelried mit Aufopferung seines Lebens die Blüthe der schweizerischen Mannschaft von ihrem Untergang, das Vaterland von äußerster Gefahr, gerettet. Es ist wahr, daß die Feinde die Unbehülflichkeit ihrer Schlachtordnung, ihre Ungeschicklichkeit im Fußgefecht, ihre unwissende Feindsverachtung und ihre stürmischen Rittertugenden selbst wider sich hatten. Unsere Väter kannten die Gegenden des Landes, und bedienten sich der Vortheile, welche dieselben bis auf diesen Tag tausendfältig darbieten. An Fertigkeit in Handgriffen und mancherlei Uebungen wurden sie auch damals übertroffen. Ihr Krieg war (wie ihre Seelen) simpel, groß und stark. Wurden sie durch fremde Kurst in ihrem Gang aufgehalten, so half, wie bei Sempach, eine außerordentliche That, wozu ihr Heldensinn ihnen den Gedanken und ihre gesunden Körper die Mittel darboten. Mit Winkelrieds Gemüth und mit solchem Fußvolk würden Wunder der Standhaftigkeit bewiesen worden seyn, auch wenn es darauf angekommen wäre, eine wohlbediente Artillerie wegzunehmen, oder ihr Feuer zu unterlaufen. Denn alle Waffen, welcher Form sie seyen, mögen übermeistert werden durch einen hellen Verstand nnd unbezwingbare Seelen. Darum, nach dem Urtheil der vortrefflichsten Kriegsmänner unserer Zeit, würde in Behauptung unserer Freiheit

und Eidgenossenschaft, wenn die Gemüther nur noch dieselben sind, auch der Ausgang nicht verschieden seyn.

Denselbigen Tag ergieng an Zürich, Bern, Zug und Glaris die Botschaft von der Landesrettung. Am Tag nach der Schlacht, als eine fliehende Parthei in Surfee schon ereilt und erschlagen worden war, gaben die Schweizer einen Waffenstillstand, um die Todten zu begraben. Der Fürst von Oestreich wurde mit sechzig erschlagenen Herren und Rittern in das Kloster Königsfelden geführt; er wurde bestattet in der marmornen Gruft, wo die Königin Agnes mit andern ihres Hauses ruhete; die Herren von Aargau wurden in die Gräber ihrer Vorältern gelegt, alle übrigen auf der Wahlstatt in große Gruben; zweihundert erschlagene Eidgenossen wurden zu Lucern begraben. Für die Ruhe der Seelen, ohne Unterschied, ob sie Freunde oder Feinde gewesen, wurde eine ewige Jahrzeit verordnet. Winkelried ist billig bis auf diesen Tag in hohem Ruhm bei seinem Volk; es liegt allen Völkern und ihren Geschichtschreibern ob, zu zeigen, daß ein solcher Held, in einem Nun unsterblich wird, und alle guten Bürger zu Vätern und Brüdern seiner Enkel macht. Die Sieger, nachdem sie, ihrer Sitte gemäß, drei Tage lang auf der Wahlstatt verharret, machten sich auf, mit fünfzehn eroberten Bannern; sie zogen in ihre Städte und Länder, singend ihre That.

2) Die Belagerung von Antwerpen, durch den Prinzen von Parma, in den Jahren 1584 und 1585.

Es ist ein anziehendes Schauspiel, den menschlichen Erfindungsgeist mit einem mächtigen Elemente im

Kampfe zu erblicken, und Schwierigkeiten, welche gemeinen Fähigkeiten unübersteiglich sind, durch Klugheit, Entschlossenheit und einen standhaften Willen besiegt zu sehen. Weniger anziehend, aber desto belehrender ist das Schauspiel des Gegentheils, wo der Mangel jener Eigenschaften alle Anstrengungen des Genies vereitelt, alle Gunst der Zufälle fruchtlos macht, und weil er ihn nicht zu benutzen weiß, einen schon entschiedenen Erfolg vernichtet. Beispiele von beiden liefert uns die berühmte Blockade der Stadt Antwerpen durch die Spanier beim Ablauf des sechzehnten Jahrhunderts, welche dieser blühenden Handelsstadt ihren Wohlstand unwiederbringlich raubte, dem Feldherrn hingegen, der sie unternahm und ausführte, einen unsterblichen Namen erwarb.

Zwölf Jahre schon dauerte der Krieg, durch welchen die nördlichen Provinzen Belgiens anfangs blos ihre Glaubensfreiheit und ständischen Privilegien gegen die Eingriffe des spanischen Statthalters, zuletzt aber die Unabhängigkeit ihres Staats von der spanischen Krone zu behaupten strebten. Nie völlig Sieger, aber auch nie ganz besieget, ermüdeten sie die spanische Tapferkeit durch langwierige Kriegsoperationen auf einem ungünstigen Boden, und erschöpften den Herrn beider Indien, indem sie selbst Bettler hießen, und es zum Theil wirklich waren. Zwar hatte sich der Gentische Bund wieder aufgelöst, der die sämtlichen, sowohl katholischen als protestantischen, Niederlande in einen gemeinschaftlichen, und, wenn er hätte Bestand haben können, unüberwindlichen Körper verband; aber anstatt dieser unsichern und unnatürlichen Verbindung waren die nördlichen Provinzen im Jahre 1579 in eine desto engere Union

zu Utrecht getreten, von der sich eine längere Dauer erwarten ließ, da sie durch ein gleiches Staats- und Religions-Interesse geknüpft und zusammengehalten wurde. Was die neue Republik durch diese Trennung von den katholischen Provinzen an Umfang verloren, das hatte sie an Innigkeit der Verbindung, an Einheit der Unternehmungen, an Energie der Ausführung gewonnen, und ein Glück war es für sie, bei Zeiten zu verlieren, was mit Aufwendung aller Kräfte doch niemals hätte behauptet werden können.

Der größte Theil der wallonischen Provinzen war bald freiwillig, bald durch die Waffen bezwungen, im Jahre 1584 unter die Herrschaft der Spanier zurückgekehrt; nur in den nördlichen Gegenden hatte sie noch immer nicht festen Fuß fassen können. Selbst ein beträchtlicher Theil von Brabant und Flandern widerstand noch hartnäckig den Waffen des Herzogs Alexander von Parma, der die innere Regierung der Provinzen und das Oberkommando der Armee mit eben so viel Kraft, als Klugheit verwaltete, und durch eine Reihe von Siegen den spanischen Namen aufs Neue in Ansehen gebracht hatte. Die eigenthümliche Organisation des Landes, welche den Zusammenhang der Städte unter einander und mit der See durch so viele Flüsse und Kanäle begünstigt, erschwerte jede Eroberung, und der Besitz eines Platzes konnte nur durch den Besitz eines andern errungen werden. So lange diese Communikation nicht gehemmt war, konnten Holland und Seeland mit leichter Mühe ihre Bundsverwandten schützen, und zu Wasser sowohl als zu Lande mit a en Bedürfnissen reichlich versorgen, daß alle Tapferkeit nichts

half, und die Truppen des Königs durch langwierige Belagerung vergeblich aufgerieben wurden.

Unter allen Städten Brabants war Antwerpen die wichtigste, sowohl durch ihren Reichthum, ihre Volksmenge und ihre Macht, als durch ihre Lage an dem Ausfluß der Schelde. Diese große und menschenreiche Stadt, die in diesem Zeitraume über achtzigtausend Einwohner zählte, war eine der thätigsten Theilnehmerinnen an dem niederländischen Staatenbunde, und hatte sich im Laufe dieses Kriegs durch einen unbändigen Freyheitssinn vor allen Städten Belgiens ausgezeichnet. Da sie alle drei christlichen Kirchen in ihrem Schooße hegte, und dieser uneingeschränkten Religionsfreiheit einen großen Theil ihres Wohlstandes verdankte, so hatte sie auch bei weitem am meisten von der spanischen Herrschaft zu befürchten, welche die Religionsfreiheit aufzuheben, und durch die Schrecken des Inquisitionsgerichts alle protestantischen Kaufleute von ihren Märkten zu verscheuchen drohte. Die Brutalität spanischer Besatzungen kannte sie überdies schon aus einer schrecklichen Erfahrung, und es war leicht vorherzusehen, daß sie sich dieses unerträglichen Joches, wenn sie es einmal sich hatte auflegen lassen, im ganzen Laufe des Kriegs nicht mehr entledigen würde.

So große Ursachen aber die Stadt Antwerpen hatte, die Spanier aus ihren Mauern entfernt zu halten, so wichtige Gründe hatte der spanische Feldherr, sich derselben, um welchen Preis es auch sey, zu bemächtigen. An dem Besitze dieser Stadt hieng gewissermaßen der Besitz des ganzen brabantischen Landes, welches sich größtentheils durch diesen Kanal mit Getraide aus Seeland versorgte, und durch

Einnahme derselben versicherte man sich zugleich die Herrschaft der Schelde. Dem brabantischen Bunde, der in dieser Stadt seine Versammlungen hielt, wurde mit derselben seine wichtigste Stütze entzogen, der gefährliche Einfluß ihres Beispiels, ihrer Rathschläge, ihres Geldes auf die ganze Parthei gehemmt, und in den Schätzen ihrer Bewohner den Kriegsbedürfnissen des Königs eine reiche Hülfsquelle aufgethan. Der Fall derselben mußte früher oder später den Fall des ganzen Brabants nach sich ziehen, und das Uebergewicht der Macht in diesen Gegenden entscheidend auf die Seite des Königs neigen. Durch die Stärke dieser Gründe bewogen, zog der Herzog von Parma im Jul. 1584 seine Macht zusammen, und rückte von Dornick, wo er stand, in ihre Nachbarschaft heran, in der Absicht, sie zu belagern.

Aber sowohl die Lage, als die Befestigung dieser Stadt schienen jedem Angriffe Trotz zu bieten. Von der brabantischen Seite mit unersteiglichen Werken und wasserreichen Gräben umschlossen, von der flandrischen durch den breiten und reissenden Strom der Schelde gedeckt, konnte sie mit stürmender Hand nicht bezwungen werden; und eine Stadt von diesem Umfange einzuschließen, schien eine dreimal größere Landmacht, als der Herzog beisammen hatte, und noch überdies eine Flotte zu erfordern, die ihm gänzlich fehlte. Nicht genug, daß ihr der Strom, von Gent aus, alle Bedürfnisse im Ueberflusse zuführte, so öffnete ihr der nämliche Strom noch einen leichten Zusammenhang mit dem angrenzenden Seeland. Denn da sich die Fluth der Nordsee bis weit hinein in die Schelde erstreckt, und den Lauf derselben periodisch umkehrt, so genießt Antwerpen den

ganz eigenthümlichen Vortheil, daß ihr der nämliche Fluß zu verschiedenen Zeiten in zwei entgegengesetzten Richtungen zuströmt. Dazu kam, daß die umliegenden Städte Brüssel, Mecheln, Gent, Dendermonde und andere, dazumal noch alle in den Händen des Bundes waren, und auch von der Landseite die Zufuhr erleichtern konnten. Es bedurfte also zwei verschiedener Heere an beiden Ufern des Stroms, um die Stadt zu Lande zu blokiren, und ihr den Zusammenhang mit Flandern und Brabant abzuschneiden; es bedurfte zugleich einer hinlänglichen Anzahl von Schiffen, um die Schelde sperren, und alle Versuche, die von Seeland aus zum Entsatz derselben unfehlbar gemacht werden würden, vereiteln zu können. Aber die Armee des Herzogs war durch den Krieg, den er noch in andern Distrikten zu führen hatte, und durch die vielen Besatzungen, die er in den Städten und Festungen hatte zurücklassen müssen, bis auf 10,000 Mann Fußvolk und 1700 Pferde geschmolzen, eine viel zu geringe Macht, um zu einer Unternehmung von diesem Umfange hinzureichen. Noch dazu fehlte es diesen Truppen an dem Nothwendigsten, und das Ausbleiben des Soldes hatte sie längst schon zu einem geheimen Murren gereizt, welches stündlich in eine offenbare Meuterei auszubrechen drohte. Wenn man sich endlich, trotz aller dieser Hindernisse, an die Belagerung wagte, so hatte man Alles von den feindlichen Festungen zu befürchten, die man im Rücken ließ, und denen es ein leichtes seyn mußte, durch lebhafte Ausfälle eine so sehr vertheilte Armee zu beunruhigen, und durch Abschneidung der Zufuhr in Mangel zu versetzen.

Alle diese Gründe machte der Kriegsrath geltend, dem der Herzog von Parma sein Vorhaben jetzt eröffnete. So groß auch das Vertrauen war, das man in sich selbst und in die erprobte Fähigkeit eines solchen Heerführers setzte, so machten doch die erfahrensten Generäle kein Geheimniß daraus, wie sehr sie an einem glücklichen Ausschlage verzweifelten. Nur zwei ausgenommen, welche die Kühnheit ihres Muthes über jede Bedenklichkeit hinwegsetzte, Capizuchi und Mondragon, widerriethen alle ein so mißliches Wagestück, wobei man Gefahr lief, die Frucht aller vorigen Siege und allen erworbenen Kriegsruhm zu verscherzen.

Aber Einwürfe, welche er sich selbst schon gemacht, und auch schon beantwortet hatte, konnten den Herzog von Parma in seinem Vorsatze nicht wankend machen. Nicht aus Unwissenheit der damit verknüpften Gefahren, noch aus leichtsinniger Ueberschätzung seiner Kräfte hatte er den kühnen Anschlag gefaßt. Jener genialische Instinkt, der den großen Menschen auf Bahnen, die der kleine entweder nicht betritt, oder nicht endigt, mit glücklicher Sicherheit leitet, erhob ihn über alle Zweifel, die eine kalte aber eingeschränkte Klugheit ihm entgegenstellte, und ohne seine Generäle überzeugen zu können, erkannte er die Wahrheit seiner Berechnung in einem dunkeln, aber darum nicht weniger sichern Gefühle. Eine Reihe glücklicher Erfolge hatte seine Zuversicht erhoben, und der Blick auf seine Armee, die an Mannszucht, Uebung und Tapferkeit in dem damaligen Europa nicht ihres Gleichen hatte, und von einer Auswahl der trefflichsten Offiziere kommandirt wurde, erlaubte ihm keinen Augenblick, der Furcht Raum

zu geben. Denen, welche ihm die geringe Anzahl seiner Truppen entgegensetzten, gab er zur Antwort, daß an einer noch so langen Pike doch nur die Spitze tödte, und daß es bei militärischen Unternehmungen mehr auf die Kraft ankomme, welche bewege, als auf die Masse, welche zu bewegen sey. Er kannte zwar den Mißmuth seiner Truppen, aber er kannte auch ihren Gehorsam; und dann hoffte er ihren Privatbeschwerden am besten dadurch zu begegnen, daß er sie durch eine wichtige Unternehmung beschäftigte, durch den Glanz derselben ihre Ruhmbegierde, und durch den hohen Preis, den die Eroberung einer so begüterten Stadt versprach, ihre Habsucht erregte.

In dem Plane, den er sich nun zur Belagerung entwarf, suchte er allen jenen mannigfaltigen Hindernissen mit Nachdruck zu begegnen. Die einzige Macht, durch welche man hoffen konnte, die Stadt zu bezwingen, war der Hunger, und diesen furchtbaren Feind gegen sie aufzuregen, mußten alle Zugänge zu Wasser und zu Lande verschlossen werden. Um ihr fürs Erste jeden Zufluß von Seeland aus, wenn auch nicht ganz abzuschneiden, doch zu erschweren, wollte man sich aller der Basteyen bemächtigen, welche die Antwerper an beiden Ufern der Schelde zur Beschützung der Schifffahrt angelegt hatten, und wo es angieng, neue Schanzen aufwerfen, von denen aus die ganze Länge des Stroms beherrscht werden könnte. Damit aber die Stadt nicht unterdessen von dem innern Lande die Bedürfnisse ziehen möchte, die man ihr von der Seeseite abzuschneiden suchte, so sollten alle umliegenden Städte Brabants und Flanderns in den Plan der Belagerung mit verwickelt,

und der Fall Antwerpens auf den Fall aller dieser Plätze gegründet werden. Ein kühner, und wenn man die eingeschränkte Macht des Herzogs bedenkt, beinahe ausschweifender Entwurf, den aber das Genie seines Urhebers rechtfertigte, und das Glück mit einem glänzenden Ausgange krönte.

Weil aber Zeit erfordert wurde, einen Plan von diesem Umfange in Erfüllung zu bringen, so begnügte man sich einstweilen, an den Kanälen und Flüssen, welche Antwerpen mit Dendermonde, Gent, Mecheln, Brüssel und andern Plätzen in Verbindung setzen, zahlreiche Basteyen anzulegen, und dadurch die Zufuhr zu erschweren. Zugleich wurden in der Nähe dieser Städte, und gleichsam an den Thoren derselben, spanische Besatzungen einquartiert, welche das platte Land verwüsteten, und durch ihre Streifereien die Gegenden umher unsicher machten. So lagen um Gent allein gegen dreitausend Mann herum, und nach Verhältniß um die übrigen. Auf diese Art, und vermittelst der geheimen Verständnisse, die er mit den katholischgesinnten Einwohnern derselben unterhielt, hoffte der Herzog, ohne sich selbst zu schwächen, diese Städte nach und nach zu erschöpfen, und durch die Drangsale eines kleinen, aber unaufhörlichen Krieges, auch ohne eine förmliche Belagerung, endlich zur Uebergabe zu bringen.

Unterdessen wurde die Hauptmacht gegen Antwerpen selbst gerichtet, welches der Herzog nunmehr mit seinen Truppen gänzlich umzingeln ließ. Er selbst nahm seine Stellung zu Bevern, in Flandern, wenige Meilen von Antwerpen, wo er ein verschanztes Lager bezog. Das flandrische Ufer der Schelde wurde dem Markgrafen von Rysburg, General

der Reiterei, das brabantische dem Grafen Peter Ernst von Mannsfeld übergeben, zu welchem noch ein anderer spanischer Anführer, Mondragon, stieß. Die beiden Letztern passirten die Schelde glücklich auf Pontons, ohne daß das Antwerpische Admiralschiff, welches ihnen entgegengeschickt wurde, es verhindern konnte, kamen hinter Antwerpen herum, und nahmen bei Stabrök, im Lande Bergen, ihren Posten. Einzelne detaschirte Corps vertheilten sich längs der ganzen brabantischen Seite, um theils die Dämme zu besetzen, theils die Päße zu Lande zu versperren.

Einige Meilen unterhalb Antwerpen wird die Schelde durch zwei starke Forts vertheidigt, wovon das eine zu Liefkenshoek, auf der Insel Doel in Flandern, das andre zu Lillo gerade gegenüber auf dem brabantischen Ufer liegt. Das letzte hatte Mondragon selbst ehemals auf Befehl des Herzogs von Alba erbauen müssen, als dieser noch in Antwerpen den Meister spielte, und eben darum wurde ihm jetzt auch der Angriff desselben von dem Herzoge von Parma anvertraut. Von dem Besitze dieser beiden Forts schien der ganze Erfolg der Belagerung abzuhängen, weil alle Schiffe, die von Seeland nach Antwerpen segeln, unter den Kanonen derselben vorbeiziehen müssen. Beide Forts hatten die Antwerper auch kurz vorher befestigt, und mit dem erstern waren sie noch nicht ganz zu Stande, als der Markgraf von Rysburg es angriff. Die Geschwindigkeit, mit der man zu Werke gieng, überraschte die Feinde, ehe sie zur Gegenwehr hinlänglich bereitet waren, und ein Sturm, den man auf Liefkenshoek wagte, brachte diese Festung in spanische Hände. Dieser

Verlust traf die Verbundenen an demselben unglücklichen Tage, wo der Prinz von Oranien zu Delft durch Mörderhände fiel. Auch die übrigen Schanzen, welche auf der Insel Doel angelegt waren, wurden theils freiwillig von ihren Vertheidigern verlassen, theils durch Ueberfall weggenommen, so, daß in Kurzem das ganze Flandrische Ufer von Feinden gereinigt war. Aber das Fort zu Lillo auf dem brabantischen Ufer leistete einen desto lebhaftern Widerstand, weil man den Antwerpern Zeit gelassen hatte, es zu befestigen und mit einer tapfern Besatzung zu versehen. Wüthende Ausfälle der Belagerten unter der Anführung Odets von Teligny vernichteten, von den Kanonen der Festung unterstützt, alle Werke der Spanier, und eine Ueberschwemmung, welche man durch Eröffnung der Schleusen bewirkte, verjagte sie endlich nach einer drei Wochen langen Belagerung, und mit einem Verluste von fast zweitausend Todten von dem Platze. Sie zogen sich nun in ihr festes Lager bei Stabrök, und begnügten sich, von den Dämmen Besitz zu nehmen, welche das niedrige Land von Bergen durchschneiden, und der eindringenden Oster-Schelde eine Brustwehr entgegensetzen.

Der fehlgeschlagene Versuch auf das Fort Lillo veränderte die Maßregeln des Herzogs von Parma. Da es auf diesem Wege nicht gelingen wollte, die Schifffahrt auf der Schelde zu hindern, woron doch der ganze Erfolg der Belagerung abhieng, so beschloß er, den Strom durch eine Brücke gänzlich zu sperren. Der Gedanke war kühn, und Viele waren, die ihn für abentheuerlich hielten. Sowohl die Breite des Stroms, welche in diesen Gegenden über zwölf-

hundert Schritte beträgt, als die reissende Gewalt desselben, die durch die Fluth des nahen Meeres noch verstärkt wird, schienen jeden Versuch dieser Art unausführbar zu machen; dazu kam der Mangel an Bauholz, an Schiffen, an Werkleuten, und dann die gefährliche Stellung zwischen der Antwerpischen und Seeländischen Flotte, denen es ein Leichtes seyn mußte, in Verbindung mit einem stürmischen Elemente, eine so langwierige Arbeit zu stören. Aber der Herzog von Parma kannte seine Kräfte, und seinen entschlossenen Muth konnte nur das Unmögliche bezwingen. Nachdem er sowohl die Breite als die Tiefe des Stroms hatte ausmessen lassen, und mit zweien seiner geschicktesten Ingenieurs, Barocci und Plato, darüber zu Rathe gegangen war, fiel der Schluß dahin aus, die Brücke zwischen Kalloo in Flandern und Ordam in Brabant zu erbauen. Man erwählte diese Stelle deswegen, weil der Strom hier die wenigste Breite hat, und sich etwas zur Rechten krümmt, welches die Schiffe aufhält, und sie nöthigt, den Wind zu verändern. Zu Bedeckung der Brücke wurden an beiden Enden derselben starke Basteyen aufgeführt, wovon die eine auf dem flandrischen Ufer das Fort St. Maria, die andre auf dem brabantischen dem Könige zu Ehren das Fort St. Philipp genannt wurde.

Indem man im spanischen Lager zu Ausführung dieses Vorhabens die lebhaftesten Anstalten machte, und die ganze Aufmerksamkeit des Feindes dahin gerichtet war, that der Herzog einen unerwarteten Angriff auf Dendermonde, eine sehr feste Stadt zwischen Gent und Antwerpen, wo sich die Dender mit der Schelde vereinigt. So lange dieser bedeutende

Platz noch in feindlichen Händen war, konnten die Städte Gent und Antwerpen einander gegenseitig unterstützen, und durch ihre leichte Communikation alle Bemühungen der Belagerer vereiteln. Die Eroberung derselben gab dem Herzoge freie Hand gegen beide Städte, und konnte für das ganze Glück seiner Unternehmung entscheidend werden. Die Schnelligkeit, mit der er sie überfiel, ließ den Belagerten keine Zeit, ihre Schleusen zu eröffnen, und das Land umher unter Wasser zu setzen. Die Haupt-Bastey der Stadt vor dem Brüsseler Thore wurde sogleich heftig beschossen, aber das Feuer der Belagerten richtete unter den Spaniern eine große Niederlage an. Anstatt dadurch abgeschreckt zu werden, wurden sie nur desto hitziger, und der Hohn der Besatzung, welche die Bildsäule eines Heiligen vor ihren Augen verstümmelte, und unter den schnödesten Mißhandlungen von der Brustwehr herabstürzte, setzte sie vollends in Wuth. Sie drangen mit Ungestüm darauf, gegen die Bastey geführt zu werden, ehe noch hinlänglich Bresche geschossen war, und der Herzog, um dieses erste Feuer zu benutzen, erlaubte den Sturm. Nach einem zweistündigen mörderischen Gefechte war die Brustwehr erstiegen, und was der erste Grimm der Spanier nicht aufopferte, warf sich in die Stadt. Diese war nun zwar dem feindlichen Feuer stärker ausgesetzt, welches von dem eroberten Walle auf sie gerichtet wurde; aber ihre starken Mauern und der breite wasserreiche Graben, der sie rings umgab, ließen wohl einen langen Widerstand befürchten. Der unternehmende Geist des Herzogs von Parma besiegte in Kurzem auch diese Schwie-

Bayerische Staatsbibliothek München

rigkeit. Indem Tag und Nacht das Bombardement fortgesetzt wurde, mußten die Truppen ohne Unterlaß arbeiten, die Dender abzuleiten, von welcher der Stadtgraben sein Wasser erhielt; und Verzweiflung ergriff die Belagerten, als sie das Wasser ihres Grabens, diese einzige noch übrige Schutzwehr der Stadt, allmählig verschwinden sahen. Sie eilten, sich zu ergeben, und empfiengen im August 1584 spanische Besatzung. In einem Zeitraume von nicht mehr als eilf Tagen war diese Unternehmung ausgeführt, zu welcher nach dem Urtheile der Sachverständigen eben so viele Wochen erforderlich geschienen.

Die Stadt Gent, nunmehr von Antwerpen und von der See abgeschnitten, von den Truppen des Königs, die in ihrer Nähe kampirten, immer stärker und stärker bedrängt, und ohne alle Hoffnung eines nahen Entsatzes, gab jetzt ihre Rettung auf, und sah den Hunger nebst seinem ganzen Gefolge mit schrecklichen Schritten sich nähern. Sie schickte daher Abgeordnete in das spanische Lager zu Bevern, um sich dem Könige auf die nämlichen Bedingungen zu unterwerfen, die ihr der Herzog einige Zeit vorher vergeblich angeboten hatte. Man erklärte den Abgeordneten, daß die Zeit der Verträge vorbei sey, und daß nur eine unbedingte Unterwerfung den erzürnten Monarchen besänftigen könne. Ja, man ließ sie sogar befürchten, daß man dieselbe Demüthigung von ihnen verlangen würde, zu welcher ihre rebellischen Vorfahren unter Karl dem Fünften sich hatten verstehen müssen, nämlich halb nackt und mit einem Strick um den Hals um Gnade zu flehn. Trostlos reisten die Abgeordneten zurück, aber schon am dritten Tage erschien eine neue Gesandtschaft.

welche endlich, auf die Fürsprache eines Freundes von dem Herzoge von Parma, der in Gentischer Gefangenschaft war, noch unter erträglichen Bedingungen den Frieden zu Stande brachte. Die Stadt mußte eine Geldbuße von zweimalhunderttausend Gulden erlegen, die verjagten Papisten zurückrufen, und ihre protestantischen Bewohner vertreiben; doch wurde den Letztern eine Frist von zwei Jahren vergönnt, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Alle Einwohner, bis auf sechs, die man zur Strafe auszeichnete, aber nachher doch noch begnadigte, erhielten Verzeihung, und der Garnison, die aus zweitausend Mann bestand, wurde ein ehrenvoller Abzug bewilligt. Dieser Vergleich kam im September desselben Jahres im Hauptquartier zu Bevern zu Stande, und unmittelbar darauf rückten dreitausend Mann spanischer Truppen zur Besatzung ein.

Mehr durch die Furcht seines Namens und durch den Schrecken des Hungers, als durch seine gewaffnete Macht, hatte der Herzog von Parma diese Stadt bezwungen, die größte und festeste in den Niederlanden, die an Umfang der innern Stadt Paris nichts nachgiebt, sieben und dreißigtausend Häuser zählt, und aus zwanzig Inseln besteht, die durch acht und neunzig steinerne Brücken verbunden werden. Glänzende Privilegien, welche diese Stadt im Umlaufe mehrerer Jahrhunderte von ihren Beherrschern zu erringen gewußt hatte, nährten in ihren Bürgern den Geist der Unabhängigkeit, der nicht selten in Trotz und Frechheit ausartete, und mit den Maximen der österreichisch-spanischen Regierung in einen sehr natürlichen Streit gerieth.

Eben dieser muthige Freiheitssinn verschaffte auch der Reformation ein schnelles und ausgebreitetes Glück in dieser Stadt, und beide Triebfedern verbunden führten alle jene stürmischen Auftritte herbei, durch welche sich dieselbe im Laufe des niederländischen Kriegs zu ihrem Unglücke auszeichnete. Außer den Geldsummen, die der Herzog von Parma jetzt von der Stadt erhob, fand er in ihren Mauern noch einen reichen Vorrath von Geschütz, von Wagen, Schiffen und allerlei Baugeräthe, nebst der erforderlichen Menge von Werkleuten und Matrosen, wodurch er in seiner Unternehmung gegen Antwerpen nicht wenig gefördert wurde.

Noch ehe Gent an den König übergieng, waren die Städte Vilvorden und Herentals in die Hände der Spanier gefallen, auch die Blockhäuser ohnweit dem Flecken Willebrock von ihnen besetzt worden, wodurch Antwerpen von Brüssel und Mecheln abgeschnitten wurde. Der Verlust aller dieser Plätze, der in so kurzer Zeit erfolgte, entriß den Antwerpern jede Hoffnung eines Sukkurses aus Brabant und Flandern, und schränkte alle ihre Aussichten auf den Beistand ein, der aus Seeland erwartet wurde, und welchen zu verhindern der Herzog von Parma nunmehr die ernstlichsten Anstalten machte.

Die Bürger Antwerpens hatten den ersten Bewegungen des Feindes gegen ihre Stadt mit der stolzen Sicherheit zugesehen, welche der Anblick ihres unbezwingbaren Stroms ihnen einflößte. Diese Zuversicht wurde auch gewissermaßen durch das Urtheil des Prinzen von Oranien gerechtfertigt, der auf die erste Nachricht von dieser Belagerung zu verstehen gab, daß die spanische Macht an den Mauern

Antwerpens sich zu Grunde richten werde. Um jedoch nichts zu versäumen, was zu Erhaltung dieser Stadt dienen könnte, berief er, kurze Zeit vor seiner Ermordung, den Bürgermeister von Antwerpen, Philipp Marnix von St. Aldegonde, seinen vertrauten Freund, zu sich nach Delft, wo er mit demselben wegen Vertheidigung Antwerpens Abrede nahm. Sein Rath gieng dahin, den großen Damm zwischen Sanvliet und Lillo, der Blaauwgarendyk genannt, unverzüglich schleifen zu lassen, um die Wasser der Osterschelde, sobald es Noth thäte, über das niedrige Land von Bergen ausgießen, und den Seeländischen Schiffen, wenn etwa die Schelde gesperrt würde, durch die überschwemmten Felder einen Weg zu der Stadt eröffnen zu können. Aldegonde hatte auch wirklich nach seiner Zurückkunft den Magistrat und den größten Theil der Bürger bewogen, in diesen Vorschlag zu willigen, als die Zunft der Fleischer dagegen aufstand, und sich beschwerte, daß ihr dadurch die Nahrung entzogen würde; denn das Feld, welches man unter Wasser setzen wollte, war ein großer Strich Weideland, auf welchem jährlich gegen zwölftausend Ochsen gemästet wurden. Die Zunft der Fleischer behielt die Oberhand, und wußte die Ausführung jenes heilsamen Vorschlags so lange zu verzögern, bis der Feind die Dämme mit samt dem Weideland in Besitz genommen hatte.

Auf den Antrieb des Bürgermeisters, St. Aldegonde, der, selbst ein Mitglied der Staaten Brabants, bei denselben in großem Ansehen stand, hatte man noch vor Ankunft der Spanier die Festungswerke an beiden Ufern der Schelde in bessern Stand gesetzt, und um die Stadt herum viele neue

Schanzen errichtet. Man hatte bei Saftingen die Dämme durchstochen, und die Wasser der Westerschelde beinahe über das ganze Land Waes ausgegossen. In der angrenzenden Markgrafschaft Bergen wurden von dem Grafen von Hohenlohe Truppen geworben, und ein Regiment Scholtländer unter der Anführung des Obersten Morgan stand bereits im Solde der Republik, während daß man neue Subsidien aus England und Frankreich erwartete. Vor Allem aber wurden die Staaten von Holland und Seeland zu der schleunigsten Hülfleistung aufgefordert. Nachdem aber die Feinde an beiden Ufern des Stroms festen Fuß gefaßt hatten, und durch das Feuer aus ihren Schanzen die Schiffahrt gefährlich machten, nachdem im Brabantischen ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel, und ihre Reiterei alle Zugänge von der Landseite sperrte, so stiegen endlich bei den Einwohnern Antwerpens ernstliche Besorgnisse wegen der Zukunft auf. Die Stadt zählte damals fünf und achtzigtausend Seelen, und nach den angestellten Berechnungen wurden zum Unterhalte derselben jährlich dreimal hunderttausend Viertel oder Zentner Getreide erfordert. Einen solchen Vorrath aufzuschütten fehlte es beim Anfange der Belagerung keinesweges weder an Lieferungen noch an Geld; denn trotz des feindlichen Geschützes wußten sich die seeländischen Proviantschiffe mit eintretender Meeresfluth Bahn zu der Stadt zu machen. Es kam also blos darauf an, zu verhindern, daß nicht einzelne von den reichern Bürgern diese Vorräthe aufkauften, und dann bei eintretendem Mangel sich zu Meistern des Preises machten. Ein gewisser Gianibelli aus Mantua, der sich in der

Stadt niedergelassen, und ihr in der Folge dieser Belagerung sehr erhebliche Dienste leistete, that zu diesem Ende den Vorschlag, eine Auflage auf den hundertsten Pfennig zu machen, und eine Gesellschaft rechtlicher Männer zu errichten, welche für dieses Geld Getreide einkaufen, und wöchentlich liefern sollte. Die Reichen sollten einstweilen dieses Geld vorschießen, und dafür die eingekauften Vorräthe gleichsam als zu einem Pfande in ihren Magazinen aufbewahren, auch an dem Gewinne ihren Antheil erhalten. Aber dieser Vorschlag wollte den reichern Einwohnern nicht gefallen, welche einmal beschlossen hatten, von der allgemeinen Bedrängniß Vortheil zu ziehen. Vielmehr hielten sie dafür, daß man einem Jeden befehlen solle, sich für sich selbst auf zwei Jahre lang mit dem nöthigen Proviant zu versehen; ein Vorschlag, wobei sie sehr gut für sich, aber sehr schlecht für die ärmern Einwohner sorgten, die sich nicht einmal auf so viele Monate vorsehen konnten. Sie erreichten dadurch zwar die Absicht, diese Letztern entweder ganz aus der Stadt zu jagen, oder von sich abhängig zu machen; als sie sich aber nachher besannen, daß in der Zeit der Noth ihr Eigenthum nicht respektirt werden dürfte, so fanden sie rathsam, sich mit dem Einkaufe nicht zu beeilen.

Der Magistrat der Stadt, um ein Uebel zu verhüten, das nur Einzelne gedrückt haben würde, erwählte dafür ein anderes, welches dem Ganzen gefährlich wurde. Seeländische Unternehmer hatten eine ansehnliche Flotte mit Proviant befrachtet, welche sich glücklich durch die Kanonen der Feinde schlug, und in Antwerpen landete. Die Hoffnung eines

höhern Gewinns hatte die Kaufleute zu dieser gewagten Spekulation ermuntert; in dieser Erwartung aber fanden sie sich getäuscht, als sie ankamen, indem der Magistrat von Antwerpen um eben diese Zeit ein Edikt ergehen ließ, wodurch der Preis aller Lebensmittel beträchtlich herabgesetzt wurde. Um zugleich zu verhindern, daß Einzelne nicht die ganze Ladung aufkaufen, und, um sie nachher desto theurer loszuschlagen, in ihren Magazinen aufschütten möchten, so verordnete er, daß Alles aus freier Hand von den Schiffen verkauft werden sollte. Die Unternehmer, durch diese Vorkehrungen um den ganzen Gewinn ihrer Fahrt betrogen, spannten hurtig die Segel auf, und verließen Antwerpen mit dem größten Theile ihrer Ladung, welche hingereicht haben würde, die Stadt mehrere Monate lang zu ernähren.

Diese Vernachlässigung der nächsten und natürlichsten Rettungsmittel wird nur dadurch begreiflich, daß man eine ganze Sperrung der Schelde damals noch für völlig unmöglich hielt, und also den äußersten Fall im Ernste gar nicht fürchtete. Als daher die Nachricht einlief, daß der Herzog die Absicht habe, eine Brücke über die Schelde zu schlagen, so verspottete man in Antwerpen allgemein diesen schimärischen Einfall. Man stellte zwischen der Republik und dem Strome eine stolze Vergleichung an, und meinte, daß der eine so wenig als die andere das spanische Joch auf sich leiden würde. „Ein Strom, der zweitausend vierhundert Fuß breit, und wenn er auch nur sein eignes Wasser hat, über sechzig Fuß tief ist, der aber, wenn ihn die Meeresfluth hebt, noch um zwölf Fuß zu steigen pflegt — ein

solcher Strom, hieß es, sollte sich durch ein elendes Pfahlwerk beherrschen lassen? Wo würde man Baumstämme hernehmen, hoch genug, um bis auf den Grund zu reichen, und über die Fläche emporzuragen? Und ein Werk dieser Art sollte im Winter zu Stande kommen, wo die Fluth ganze Inseln und Gebirge von Eis, gegen welche kaum steinerne Mauern halten, an das schwache Gebälke treiben, und es wie Glas zersplittern wird? Oder gedächte der Herzog, eine Brücke von Schiffen zu erbauen, woher wollte er diese nehmen, und auf welchem Wege sie in seine Verschanzungen bringen? Nothwendig müßten sie Antwerpen vorbei passiren, wo eine Flotte bereit stehe, sie entweder aufzufangen, oder in Grund zu bohren."

Aber indem man in der Stadt die Ungereimtheit seiner Unternehmung bewies, hatte der Herzog von Parma sie vollendet. Sobald die Basteyen St. Maria und St. Philipp errichtet waren, welche die Arbeiter und den Bau durch ihr Geschütz decken konnten, so wurde von beiden entgegenstehenden Ufern aus ein Gerüste in den Strom hineingebaut, wozu man die Maste von den größten Schiffen gebrauchte. Durch die kunstreiche Anordnung des Gebälkes wußte man dem Ganzen eine solche Haltung zu geben, daß es, wie nachher der Erfolg bewies, dem gewaltsamen Andrange des Eises zu widerstehen vermochte. Dieses Gebälke, welches fest und sicher auf dem Grunde des Wassers ruhte, und noch in ziemlicher Höhe daraus hervorragte, war mit Planken bedeckt, welche eine bequeme Straße formirten. Sie war so breit, daß acht Mann neben einander darauf Platz hatten, und ein Geländer, das zu bei-

den Seiten hinweglief, schützte vor dem Musketenfeuer der feindlichen Schiffe. Diese Estakade, wie man sie nannte, lief von beiden entgegenstehenden Ufern so weit in den Strom hinein, als es die zunehmende Tiefe und Gewalt des Wassers verstattete. Sie verengte den Strom um eilfhundert Fuß; weil aber der mittlere und eigentliche Strom sie durchaus nicht duldete, so blieb noch immer zwischen beiden Estakaden ein Raum von mehr als sechshundert Schritten offen, durch welchen eine ganze Proviantflotte bequem hindurchsegeln konnte. Diesen Zwischenraum gedachte der Herzog vermittelst einer Schiffbrücke auszufüllen, wozu die Fahrzeuge von Dünkirchen sollten hergeschafft werden. Aber außerdem, daß dort Mangel daran war, so hielt es schwer, solche ohne großen Verlust an Antwerpen vorbeizubringen. Er mußte sich also einstweilen damit begnügen, den Fluß um die Hälfte verengt, und den Durchzug der feindlichen Schiffe um soviel schwieriger gemacht zu haben. Denn da, wo sich die Estakaden in der Mitte des Stroms endigten, erweiterten sie sich beide in ein längliches Viereck, welches stark mit Kanonen besetzt war, und mitten im Wasser zu einer Art Festung diente. Von da aus wurde auf alle Fahrzeuge, die durch diesen Paß sich hindurchwagten, ein fürchterliches Feuer unterhalten, welches jedoch nicht verhinderte, daß nicht ganze Flotten und einzelne Schiffe diese gefährliche Straße glücklich vorüberzogen.

Unterdessen ergab sich Gent, und diese unerwartet schnelle Eroberung riß den Herzog auf einmal aus seiner Verlegenheit. Er fand in dieser Stadt alles Nöthige bereit, um seine Schiffbrücke

zu vollenden, und die Schwierigkeit war blos, es sicher herbeizuschaffen. Dazu eröffneten ihm die Feinde selbst den natürlichsten Weg. Durch Eröffnung der Dämme bei Saftingen war ein groser Theil von dem Lande Waes bis zu dem Flecken Borcht unter Wasser gesetzt worden, so, daß es gar nicht schwer hielt, die Felder mit flachen Fahrzeugen zu befahren. Der Herzog ließ also seine Schiffe von Gent auslaufen, und beorderte sie, nachdem sie Dendermonde und Ruppelmonde passirt, den linken Damm der Schelde zu durchstechen, Antwerpen zur Rechten liegen zu lassen, und gegen Borcht zu in das überschwemmte Feld hineinzusegeln. Zur Versicherung dieser Fahrt wurde bei dem Flecken Borcht eine Bastey errichtet, welche die Feinde im Zaume halten könnte. Alles gelang nach Wunsch, obgleich nicht ohne einen lebhaften Kampf mit der feindlichen Flottille, welche ausgeschickt worden war, diesen Zug zu stören. Nachdem man noch einige Dämme unterwegs durchstochen, erreichte man die spanischen Quartiere bei Kalloo, und lief glücklich wieder in die Schelde. Das Frohlocken der Armee war um so größer, nachdem man erst die große Gefahr vernommen, der die Schiffe nur eben entgangen waren. Denn kaum hatten sie sich der feindlichen Schiffe entledigt, so war schon eine Verstärkung der letztern von Antwerpen unterwegs, welche der tapfere Vertheidiger von Lillo, Odet von Teligny, anführte. Als dieser die Arbeit gethan, und die Feinde entwischt sah, so bemächtigte er sich des Damms, an dem jene durchgebrochen waren, und warf eine Bastey an der Stelle auf, um den Gentischen Schiffen, die etwa noch ankommen möchten, den Paß zu verlegen.

Dadurch gerieth der Herzog von Parma aufs Neue ins Gedränge. Noch hatte er bei weitem nicht Schiffe genug, weder für seine Brücke, noch zur Vertheidigung derselben, und der Weg, auf welchem die vorigen herbeigeschafft worden, war durch das Fort des Teligny gesperrt. Indem er nun die Gegend in der Absicht rekognoscirte, einen neuen Weg für seine Flotten ausfindig zu machen, stellte sich ihm ein Gedanke dar, der nicht blos seine gegenwärtige Verlegenheit endigte, sondern der ganzen Unternehmung auf einmal einen lebhaften Schwung gab. Nicht weit von dem Dorfe Stecken, im Lande Waes, von welchem Orte man noch etwa fünftausend Schritte bis zum Anfange der Ueberschwemmungen hatte, fließt die Moer, ein kleines Wasser, vorbei, das bei Gent in die Schelde fällt. Von diesem Flusse nun ließ er einen Kanal bis an die Gegend führen, wo die Ueberschwemmung den Anfang nahm, und weil die Wasser nicht überall hoch genug standen, so wurde der Kanal zwischen Bevern und Verrebroek bis nach Kalloo fortgeführt, wo die Schelde ihn aufnahm. Fünfhundert Schanzgräber arbeiteten ohne Unterlaß an diesem Werke, und um die Verdrossenheit der Soldaten zu ermuntern, legte der Herzog selbst mit Hand an. Er erneuerte auf diese Art das Beispiel zweier berühmten Römer, Drusus und Korbulo, welche durch ähnliche Werke den Rhein mit der Süderseе, und die Maas mit dem Rheine verbanden.

Dieser Kanal, den die Armee ihrem Urheber zu Ehren den Kanal von Parma nannte, erstreckte sich vierzehntausend Schritte lang, und hatte eine verhältnißmäßige Tiefe und Breite, um

sehr beträchtliche Schiffe zu tragen. Er verschaffte den Schiffen aus Gent nicht nur einen sichern, sondern auch einen merklich kürzern Weg zu den spanischen Quartieren, weil sie nun nicht mehr nöthig hatten, den weitläufigen Krümmungen der Schelde zu folgen, sondern bei Gent unmittelbar in die Moer traten, und von da aus bei Stecken durch den Kanal, und durch das überschwemmte Land bis nach Kalloo gelangten. Da in der Stadt Gent die Erzeugnisse von ganz Flandern zusammen flossen, so setzte dieser Kanal das spanische Lager mit der ganzen Provinz in Zusammenhang. Von allen Orten und Enden strömte der Ueberfluß herbei, daß man im ganzen Laufe der Belagerung keinen Mangel mehr kannte. Aber der wichtigste Vortheil, den der Herzog aus diesem Werke zog, war ein hinreichender Vorrath an flachen Schiffen, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, den Bau seiner Brücke zu vollenden.

Unter diesen Anstalten war der Winter herbei gekommen, der, weil die Schelde mit Eis gieng, in dem Bau der Brücke einen ziemlich langen Stillstand verursachte. Mit Unruhe hatte der Herzog dieser Jahreszeit entgegengesehen, die seinem angefangenen Werke höchst verderblich werden, den Feinden aber bei einem ernsthaften Angriffe auf dasselbe desto günstiger seyn konnte. Aber die Kunst seiner Baumeister entriß ihn der einen Gefahr, und die Inkonsequenz der Feinde befreite ihn von der andern. Zwar geschah es mehrmals, daß mit eintretender Meeresfluth starke Eisschollen sich in den Staketen verfiengen, und mit heftiger Gewalt das Ge-

bälke erschütterten, aber es stand, und der Anlauf des wilden Elements machte blos seine Festigkeit sichtbar.

Unterdessen wurde in Antwerpen mit fruchtlosen Deliberationen eine kostbare Zeit verschwendet, und über dem Kampfe der Partheien das allgemeine Beste vernachlässigt. Die Regierung dieser Stadt war in allzuviele Hände vertheilt, und der stürmischen Menge ein viel zu großer Antheil daran gegeben, als daß man mit Ruhe hätte überlegen, mit Einsicht wählen, und mit Festigkeit ausführen können. Außer dem eigentlichen Magistrate, in welchem der Bürgermeister blos eine einzelne Stimme hatte, waren in der Stadt noch eine Menge Korporationen vorhanden, denen die äußere und innere Sicherheit, die Proviantirung, die Befestigung der Stadt, das Schiffswesen, der Kommerz u. dgl. oblag, und welche bei keiner wichtigen Verhandlung übergangen seyn wollten. Durch die Menge von Sprechern, die, so oft es ihnen beliebte, in die Rathsversammlung stürmten, und was sie durch Gründe nicht vermochten, durch ihr Geschrei und ihre starke Anzahl durchzusetzen wußten, bekam das Volk einen gefährlichen Einfluß in die öffentlichen Berathschlagungen, und der natürliche Widerstreit so entgegengesetzter Interessen hielt die Ausführung jeder heilsamen Maßregel zurück. Ein so schwankendes und kraftloses Regiment konnte sich bei einem trotzigen Schiffsvolke, und bei einer sich wichtig dünkenden Soldateska nicht in Achtung setzen; daher die Befehle des Staats auch nur schlechte Befolgung fanden, und durch die Nachlässigkeit, wo nicht gar offenbare Meuterei der

Truppen und des Schiffsvolks mehr als einmal der entscheidende Augenblick verloren gieng.

Die wenige Uebereinstimmung in der Wahl der Mittel, durch welche man dem Feinde widerstehen wollte, würde indessen bei weitem nicht so viel geschadet haben, wenn man nur in dem Zwecke selbst vollkommen einig gewesen wäre. Aber eben darüber waren die begüterten Bürger und der große Haufe in zwei entgegengesetzte Partheien getheilt, indem die erstern nicht ohne Ursachen von der Extremität Alles fürchteten, und daher sehr geneigt waren, mit dem Herzoge von Parma in Unterhandlungen zu treten. Diese Gesinnungen verbargen sie nicht länger, als das Fort Liefkenshoek in feindliche Hände gefallen war, und man nun im Ernste anfieng, für die Schiffahrt auf der Schelde zu fürchten. Einige derselben zogen ganz und gar fort, und überließen die Stadt, mit der sie das Gute genossen, aber das Schlimme nicht theilen mochten, ihrem Schicksale. Sechzig bis siebenzig der Zurückbleibenden aus dieser Klasse übergaben dem Rathe eine Bittschrift, worin sie den Wunsch äußerten, daß man mit dem Könige traktiren möchte. Sobald aber das Volk davon Nachricht erhielt, so gerieth es in eine wüthende Bewegung, daß man es kaum durch Einsperrung der Supplikanten und eine denselben aufgelegte Geldstrafe besänftigen konnte. Es ruhte auch nicht eher, als bis ein Edikt zu Stande kam, welches auf jeden heimlichen oder öffentlichen Versuch zum Frieden die Todesstrafe setzte.

Dem Herzoge von Parma, der in Antwerpen nicht weniger, als in den übrigen Städten Brabants und Flanderns, geheime Verständnisse unter-

hielt, und durch seine Kundschafter gut bedient wurde, entgieng keine dieser Bewegungen, und er versäumte nicht, Vortheil davon zu ziehen. Obgleich er in seinen Anstalten weit genug vorwärts gerückt war, um die Stadt zu beängstigen, so waren doch noch sehr viele Schritte zu thun, um sich wirklich von derselben Meister zu machen, und ein einziger unglücklicher Augenblick konnte das Werk vieler Monate vernichten. Ohne also in seinen kriegerischen Vorkehrungen etwas nachzulassen, machte er noch einen ernstlichen Versuch, ob er sich der Stadt nicht durch Güte bemächtigen könnte. Er erließ zu dem Ende im November dieses Jahres an den großen Rath von Antwerpen ein Schreiben, worin alle Kunstgriffe aufgeboten waren, die Bürger entweder zur Uebergabe der Stadt zu vermögen, oder doch die Trennung unter denselben zu vermehren. Er betrachtete sie in diesem Briefe als Verführte, und wälzte die ganze Schuld ihres Abfalls und ihrer bisherigen Widersetzlichkeit auf den ränkevollen Geist des Prinzen von Oranien, von welchem die Strafgerechtigkeit des Himmels sie seit Kurzem befreiet habe. Jetzt, meinte er, stehe es in ihrer Macht, aus ihrer langen Verblendung zu erwachen, und zu einem Könige, der zur Versöhnung geneigt sey, zurückzukehren. Dazu, fuhr er fort, biete er selbst sich mit Freuden als Mittler an, da er nie aufgehört habe, ein Land zu lieben, worin er geboren sey, und den fröhlichsten Theil seiner Jugend zugebracht habe. Er munterte sie daher auf, ihm Bevollmächtigte zu senden, mit denen er über den Frieden traktiren könne, ließ sie die billigsten Bedingungen hoffen, wenn sie sich bei Zeiten unter-

würfen, aber auch die härtesten fürchten, wenn sie es aufs Aeußerste kommen ließen.

Dieses Schreiben, in welchem man mit Vergnügen die Sprache nicht wiederfindet, welche ein Herzog von Alba zehn Jahre vorher in ähnlichen Fällen zu führen pflegte, beantwortete die Stadt in einem anständigen und bescheidenen Tone, und indem sie dem persönlichen Charakter des Herzogs volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, und seiner wohlwollenden Gesinnungen gegen sie mit Dankbarkeit erwähnte, beklagte sie die Härte der Zeitumstände, welche ihm nicht erlaubten, seinem Charakter und seiner Neigung gemäß gegen sie zu verfahren. In seine Hände, erklärte sie, würde sie mit Freuden ihr Schicksal legen, wenn er unumschränkter Herr seiner Handlungen wäre, und nicht einem fremden Willen dienen müßte, den seine eigne Billigkeit unmöglich gut heißen könne. Nur zu bekannt sey der unveränderliche Rathschluß des Königs von Spanien, und das Gelübde, das derselbe dem Papste gethan habe; von dieser Seite sey alle ihre Hoffnung verloren. Sie vertheidigte dabei mit edler Wärme das Gedächtniß des Prinzen von Oranien, ihres Wohlthäters und Retters, indem sie die wahren Ursachen aufzählte, welche diesen traurigen Krieg herbeigeführt, und die Provinzen von der spanischen Krone abtrünnig gemacht hätten. Zugleich verhehlte sie nicht, daß sie eben jetzt Hoffnung habe, an dem Könige von Frankreich einen neuen und einen gütigern Herrn zu finden, und auch schon dieser Ursache wegen keinen Vergleich mit dem spanischen Monarchen eingehen könne, ohne sich des strafbarsten Leichtsinns und der Undankbarkeit schuldig zu machen.

Die vereinigten Provinzen nämlich, durch eine Reihe von Unglücksfällen kleinmüthig gemacht, hatten endlich den Entschluß gefaßt, unter die Oberhoheit Frankreichs zu treten, und durch Aufopferung ihrer Unabhängigkeit ihre Existenz und ihre alten Privilegien zu retten. Mit diesem Auftrage war vor nicht langer Zeit eine Gesandtschaft nach Paris abgegangen, und die Aussicht auf diesen mächtigen Beistand war es vorzüglich, was den Muth der Antwerper stärkte. Heinrich der Dritte, König von Frankreich, war für seine Person auch nicht ungeneigt, dieses Anerbieten sich zu Nutze zu machen; aber die Unruhen, welche ihm die Intriguen der Spanier in seinem eignen Königreiche zu erregen wußten, nöthigten ihn wider seinen Willen, davon abzustehen. Die Niederländer wandten sich nunmehr mit ihrem Gesuche an die Königin Elisabeth von England, die ihnen auch wirklich, aber nur zu spät für Antwerpens Rettung, einen thätigen Beistand leistete. Während daß man in dieser Stadt den Erfolg dieser Unterhandlungen abwartete, und nach einer fremden Hülfe in die Ferne blickte, hatte man die natürlichsten und nächsten Mittel zu seiner Rettung versäumt, und den ganzen Winter verloren, den der Feind desto besser zu benutzen verstand.

Zwar hatte es der Bürgermeister von Antwerpen, St. Aldegonde, nicht an wiederholten Aufforderungen fehlen lassen, die seeländische Flotte zu einem Angriffe auf die feindlichen Werke zu vermögen, während daß man von Antwerpen aus diese Expedition unterstützen würde. Die langen und öfters stürmischen Nächte konnten diese Versuche begünstigen, und wenn zugleich die Besatzung zu Lillo

einen Ausfall wagte, so würde es dem Feinde kaum möglich gewesen seyn, diesem dreifachen Anfalle zu widerstehn. Aber unglücklicherweise waren zwischen dem Anführer jener Flotte, Wilhelm von Bloys von Treslong, und der Admiralität von Seeland Irrungen entstanden, welche Ursache waren, daß die Ausrüstung der Flotte auf eine ganz unbegreifliche Weise verzögert wurde. Um solche zu beschleunigen, entschloß sich endlich Teligny, selbst nach Middelburg zu gehen, wo die Staaten von Seeland versammelt waren; aber weil der Feind alle Päße besetzt hatte, so kostete ihn dieser Versuch seine Freiheit, und mit ihm verlor die Republik ihren tapfersten Vertheidiger. Indessen fehlte es nicht an unternehmenden Schiffern, welche unter Vergünstigung der Nacht, und mit eintretender Fluth, trotz des feindlichen Feuers, durch die damals noch offene Brücke sich schlugen, Proviant in die Stadt warfen, und mit der Ebbe wieder zurückkehrten. Weil aber doch mehrere solcher Fahrzeuge dem Feinde in die Hände fielen, so verordnete der Rath, daß inskünftige die Schiffe nie unter einer bestimmten Anzahl sich hinauswagen sollten; welches die Folge hatte, daß Alles unterblieb, weil die erforderte Anzahl niemals voll werden wollte. Auch geschahen von Antwerpen aus einige nicht ganz unglückliche Versuche auf die Schiffe der Spanier; einige der letztern wurden erobert, andere versenkt, und es kam bloß darauf an, dergleichen Versuche im Großen fortzusetzen. Aber so eifrig auch St. Aldegonde dieses betrieb, so fand sich doch kein Schiffer, der ein Fahrzeug besteigen wollte.

Unter diesen Zögerungen verstrich der Winter, und kaum bemerkte man, daß das Eis sich verlor, so wurde von den Belagerern der Bau der Schiffbrücke nun mit allem Ernste vorgenommen. Zwischen beiden Staketen blieb noch ein Raum von mehr als sechshundert Schritten auszufüllen, welches auf folgende Art bewerkstelligt wurde. Man nahm zwei und dreißig Playten (platte Fahrzeuge), jede sechs und sechzig Fuß lang und zwanzig breit, und diese fügte man am Vorder- und Hintertheile mit starken Cabeltauen und eisernen Ketten an einander, doch so, daß sie noch gegen zwanzig Fuß von einander abstanden, und dem Strome einen freien Durchzug verstatteten. Jede Playte hieng noch außerdem an zwei Ankertauen, sowohl aufwärts, als unterwärts des Stroms, welche aber, je nachdem das Wasser mit der Fluth stieg, oder mit der Ebbe sank, nachgelassen und angezogen werden konnten. Ueber die Schiffe hinweg wurden große Mastbäume gelegt, welche von einem zum andern reichten, und, mit Planken überdeckt, eine ordentliche Straße bildeten, auch, wie die Staketen, mit einem Geländer eingefaßt waren. Diese Schiffbrücke, davon beide Staketen nur eine Fortsetzung ausmachten, hatte, mit diesen zusammengenommen, eine Länge von zweitausend vierhundert Schritten. Dabei war diese furchtbare Maschine so künstlich organisirt, und so reichlich mit Werkzeugen des Todes ausgerüstet, daß sie gleich einem lebendigen Wesen sich selbst vertheidigen, auf das Kommandowort Flammen speien, und auf Alles, was ihr nahe kam, Verderben ausschütten konnte. Außer den beiden Forts, St. Maria und St. Philipp, welche die Brücke an beiden Ufern

begrenzten, und außer den zwei hölzernen Basteyen auf der Brücke selbst, welche mit Soldaten angefüllt, und in allen vier Ecken mit Kanonen besetzt waren, enthielt jedes der zwei und dreißig Schiffe noch dreißig Bewaffnete, nebst vier Matrosen zu seiner Bedeckung, und zeigte dem Feinde, er mochte nun von Seeland herauf, oder von Antwerpen herunter schiffen, die Mündung einer Kanone. Man zählte in allem sieben und neunzig Kanonen, die sowohl über der Brücke, als unter derselben vertheilt waren, und mehr als fünfzehnhundert Mann, die theils die Basteyen, theils die Schiffe besetzten, und wenn es Noth that, ein furchtbares Musketenfeue auf den Feind unterhalten konnten.

Aber dadurch allein glaubte der Herzog sein Werk noch nicht gegen alle Zufälle sicher gestellt zu haben. Es war zu erwarten, daß der Feind nichts unversucht lassen würde, den mittlern und schwächsten Theil der Brücke durch die Gewalt seiner Maschinen zu sprengen; diesem vorzubeugen, warf er längs der Schiffbrücke, und in einiger Entfernung von derselben noch eine besondere Schutzwehr auf, welche die Gewalt brechen sollte, die auf die Brücke selbst möchte ausgeübt werden. Dieses Werk bestand aus drei und dreißig Barken von beträchtlicher Größe, welche in einer Reihe, quer über den Strom hingelagert, und je drei und drei mit Mastbäumen an einander befestigt waren, so, daß sie eilf verschiedene Gruppen bildeten. Jede derselben streckte, gleich einem Gliede Pikenirer, in horizontaler Richtung, vierzehn lange hölzerne Stangen aus, die dem herannahenden Feinde eine eiserne Spitze entgegenkehrten. Diese Barken waren bloß mit Ballast ange-

füllt, und hiengen jede an einem doppelten aber schlaffen Ankertaue, um dem aufschwellenden Strome nachgeben zu können; daher sie auch in beständiger Bewegung waren, und davon die Namen, Schwimmer, bekamen. Die ganze Schiffbrücke, und noch ein Theil der Staketen wurden von diesen Schwimmern gedeckt, welche sowohl oberhalb als unterhalb der Brücke angebracht waren. Zu allen diesen Vertheidigungsanstalten kam noch eine Anzahl von vierzig Kriegsschiffen, welche an beiden Ufern hielten, und dem ganzen Werke zur Bedeckung dienten.

Dieses bewundernswürdige Werk war im März des Jahres 1585, als dem siebenten Monate der Belagerung, fertig, und der Tag, an dem es vollendet wurde, war ein Jubelfest für die Truppen. Durch ein wildes Freudenschießen wurde der große Vorfall der belagerten Stadt verkündigt, und die Armee, als wollte sie sich ihres Triumphs recht sinnlich versichern, breitete sich längs dem ganzen Gerüste aus, um den stolzen Strom, dem man das Joch aufgelegt hatte, friedfertig und gehorsam unter sich hinwegfließen zu sehen. Alle ausgestandenen unendlichen Mühseligkeiten waren bei diesem Anblicke vergessen; und keiner, dessen Hand nur irgend dabei geschäftig gewesen, war so verrächtlich und so klein daß er sich nicht einen Theil der Ehre zueignete, die den großen Urheber lohnte. Nichts aber gleicht der Bestürzung, welche die Bürger von Antwerpen ergriff, als ihnen die Nachricht gebracht wurde, daß die Schelde nun wirklich geschlossen, und alle Zufuhr aus Seeland abgeschnitten sey. Und zu Vermehrung ihres Schreckens mußten sie zu derselben Zeit noch den Verlust der Stadt Brüssel erfahren, welche end-

lich durch Hunger genöthigt worden, sich zu ergeben. Ein Versuch, den der Graf von Hohenlohe in eben diesen Tagen auf Herzogenbusch gewagt, um entweder diese Stadt wegzunehmen, oder doch dem Feinde eine Diversion zu machen, war gleichfalls verunglückt, und so verlor das bedrängte Antwerpen zu gleicher Zeit alle Hoffnung einer Zufuhr von der See und zu Lande.

Durch einige Flüchtlinge, welche sich durch die spanischen Vorposten hindurch in die Stadt geworfen, wurden diese unglücklichen Zeitungen darin ausgebreitet, und ein Kundschafter, den der Bürgermeister ausgeschickt hatte, um die feindlichen Werke zu rekognosziren, vergrößerte durch seine Aussagen noch die allgemeine Bestürzung. Er war ertappt und vor den Herzog von Parma gebracht worden, welcher Befehl gab, ihn überall herumzuführen, und besonders die Einrichtung der Brücke aufs Genaueste besichtigen zu lassen. Nachdem dies geschehen war, und er wieder vor den Feldherrn gebracht wurde, schickte ihn dieser mit den Worten zurück: „Geh,“ rief er, „und hinterbringe denen, die dich herschickten, was du gesehen hast. Melde ihnen aber dabei, daß es mein fester Entschluß sey, mich entweder unter den Trümmern dieser Brücke zu begraben, oder durch diese Brücke in eure Stadt einzuziehn.“

Aber die Gewißheit der Gefahr belebte nun auch auf einmal den Eifer der Verbundenen, und es lag nicht an ihren Anstalten, wenn die erste Hälfte jenes Gelübdes nicht in Erfüllung gieng. Längst schon hatte der Herzog mit Unruhe den Bewegungen zugesehen, welche zum Entsatze der Stadt in Seeland gemacht wurden. Es war ihm nicht verborgen,

daß er den gefährlichsten Schlag von dorther zu fürchten habe, und daß gegen die vereinigte Macht der seeländischen und antwerpischen Flotten, wenn sie zu gleicher Zeit und im rechten Moment auf ihn losdringen sollten, mit allen seinen Werken nicht viel würde auszurichten seyn. Eine Zeitlang hatten ihm die Zögerungen des seeländischen Admirals, die er auf alle Art zu unterhalten bemüht war, Sicherheit verschafft; jetzt aber beschleunigte die dringende Noth auf einmal die Rüstung, und ohne länger auf den Admiral zu warten, schickten die Staaten zu Middelburg den Grafen Justin von Nassau mit so viel Schiffen, als sie aufbringen konnten, den Belagerten zu Hülfe. Diese Flotte legte sich vor das Fort Liefkenshök, welches der Feind im Besitz hatte, und beschoß dasselbe, von einigen Schiffen aus dem gegenüberliegenden Fort Lillo unterstützt, mit so glücklichem Erfolge, daß die Wälle in Kurzem zu Grunde gerichtet, und mit stürmender Hand erstiegen wurden. Die darin zur Besatzung liegenden Wallonen zeigten die Festigkeit nicht, welche man von Soldaten des Herzogs von Parma erwartete; sie überließen dem Feinde schimpflich die Festung, der sich in Kurzem der ganzen Insel Doel mit allen darauf liegenden Schanzen bemeisterte. Der Verlust dieser Plätze, die jedoch bald wieder gewonnen waren, gieng dem Herzoge von Parma so nahe, daß er die Befehlshaber vor das Kriegsgericht zog, und den Schuldigsten darunter enthaupten ließ. Indessen eröffnete diese wichtige Eroberung den Seeländern einen freien Paß bis zur Brücke, und nunmehr war der Zeitpunkt vorhanden, nach genommener Abrede mit den Ant-

werpern, gegen jenes Werk einen entscheidenden Streich auszuführen. Man kam überein, daß, während man von Antwerpen aus, durch schon bereitgehaltene Maschinen, die Schiffbrücke sprengte, die seeländische Flotte mit einem hinlänglichen Vorrathe von Proviant in der Nähe seyn sollte, um sogleich durch die gemachte Oeffnung hindurch nach der Stadt zu segeln.

Denn ehe noch der Herzog von Parma mit seiner Brücke zu Stande war, arbeitete schon in den Mauern Antwerpens ein Ingenieur an ihrer Zerstörung. Friedrich Gianibelli hieß dieser Mann, den das Schicksal bestimmt hatte, der Archimed dieser Stadt zu werden, und eine gleiche Geschicklichkeit mit gleich verlornem Erfolge zu deren Vertheidigung zu verschwenden. Er war aus Mantua gebürtig, und hatte sich ehedem in Madrid gezeigt, um, wie einige wollen, dem Könige Philipp seine Dienste in dem niederländischen Kriege anzubieten. Aber vom langen Warten ermüdet, verließ der beleidigte Künstler den Hof, des Vorsatzes, den Monarchen Spaniens auf eine empfindliche Art mit einem Verdienste bekannt zu machen, das er so wenig zu schätzen gewußt hatte. Er suchte die Dienste der Königin Elisabeth von England, der erklärten Feindin von Spanien, welche ihn, nachdem sie einige Proben von seiner Kunst gesehen, nach Antwerpen schickte. In dieser Stadt ließ er sich wohnhaft nieder, und widmete derselben in der gegenwärtigen Extremität seine ganze Wissenschaft und den feurigsten Eifer.

Sobald dieser Künstler in Erfahrung gebracht hatte, daß es mit der Brücke ernstlich gemeint sey,

und das Werk der Vollendung sich nahe, so bat er sich von dem Magistrate drei große Schiffe von hundert und fünfzig bis fünfhundert Tonnen aus, in welchen er Minen anzulegen gedachte. Außer diesen verlangte er noch sechzig Playten, welche mit Kabeln und Ketten aneinandergebunden, und mit hervorragenden Haken versehen, mit eintretender Ebbe in Bewegung gesetzt werden, und um die Wirkung der Minenschiffe zu vollenden, in keilförmiger Richtung gegen die Brücke Sturm laufen sollten. Aber er hatte sich mit seinem Gesuche an Leute gewendet, die gänzlich unfähig waren, einen außerordentlichen Gedanken zu fassen, und selbst da, wo es die Rettung des Vaterlandes galt, ihren Krämersinn nicht zu verläugnen wußten. Man fand seinen Vorschlag allzukostbar, und nur mit Mühe erhielt er endlich, daß ihm zwei kleinere Schiffe von siebenzig bis achtzig Tonnen, nebst einer Anzahl Playten bewilligt wurden.

Mit diesen zwei Schiffen, davon er das eine das Glück, das andere die Hoffnung nannte, verfuhr er auf folgende Art. Er ließ auf dem Boden derselben einen hohlen Kasten von Quadersteinen mauern, der fünf Schuhe breit, vierthalb hoch, und vierzig lang war. Diesen Kasten füllte er mit sechzig Zentnern des feinsten Schießpulvers von seiner eignen Erfindung, und bedeckte denselben mit großen Grab- und Mühlsteinen, so schwer das Fahrzeug sie tragen konnte. Darüber führte er noch ein Dach von ähnlichen Steinen auf, welches spitz zulief und sechs Schuhe hoch über den Schiffsrand emporragte. Das Dach selbst wurde mit eisernen Ketten und Haken, mit metallnen und marmornen Kugeln,

mit Nägeln, Messern und andern verderblichen Werkzeugen vollgestopft; auch der übrige Raum des Schiffs, den der Kasten nicht einnahm, wurde mit Steinen ausgefüllt, und das Ganze mit Bretern überzogen. In dem Kasten selbst waren mehrere kleine Oeffnungen für die Lunten gelassen, welche die Mine anzünden sollten. Zum Ueberflusse war noch ein Uhrwerk darin angebracht, welches nach Ablauf der bestimmten Zeit Funken schlagen, und, wenn auch die Lunten verunglückten, das Schiff in Brand stecken konnte. Um dem Feinde die Meinung beizubringen, als ob es mit diesen Maschinen bloß darauf abgesehen sey, die Brücke anzuzünden, wurde auf dem Gipfel derselben ein Feuerwerk von Schwefel und Pech unterhalten, welches eine ganze Stunde lang fortbrennen konnte. Ja, um die Aufmerksamkeit desselben noch mehr von dem eigentlichen Sitze der Gefahr abzulenken, rüstete er noch zwei und dreißig Schuyten (kleine platte Fahrzeuge) aus, auf denen bloß Feuerwerke brannten, und welche keine andere Bestimmung hatten, als dem Feinde ein Gaukelwerk vorzumachen. Diese Brander sollten in vier verschiedenen Transporten, von einer halben Stunde zur andern, nach der Brücke hinunterlaufen, und die Feinde zwei ganzer Stunden lang unaufhörlich in Athem erhalten, so, daß sie endlich vom Schießen erschöpft und durch vergebliches Warten ermüdet, in ihrer Aufmerksamkeit nachließen, wenn die rechten Vulkane kämen. Voran ließ er zum Ueberflusse noch einige Schiffe laufen, in welchen Pulver verborgen war, um das fließende Werk vor der Brücke zu sprengen, und den Hauptschiffen Bahn zu machen. Zugleich hoffte er durch dieses Vorpostengefecht den

Feinden zu thun zu geben, sie heranzulocken, und der ganzen tödtenden Wirkung des Vulkans auszusetzen.

Die Nacht zwischen dem 4ten und 5ten April war zur Ausführung dieses großen Unternehmens bestimmt. Ein dunkles Gerücht davon hatte sich auch schon in dem spanischen Lager verbreitet, besonders da man von Antwerpen aus mehrere Taucher entdeckt hatte, welche die Ankertaue an den Schiffen hatten zerhauen wollen. Man war daher auf einen ernstlichen Angriff gefaßt; nur irrte man sich in der eigentlichen Beschaffenheit desselben, und rechnete mehr darauf, mit Menschen, als mit Elementen zu kämpfen. Der Herzog ließ zu diesem Ende die Wachen längs dem ganzen Ufer verdoppeln, und zog den besten Theil seiner Truppen in die Nähe der Brücke, wo er selbst gegenwärtig war; um so näher der Gefahr, je sorgfältiger er derselben zu entfliehen suchte. Kaum war es dunkel geworden, so sah man von der Stadt her drei brennende Fahrzeuge daherschwimmen, dann noch drei andere, und gleich darauf eben so viele. Man ruft durch das spanische Lager ins Gewehr, und die ganze Länge der Brücke füllt sich mit Bewaffneten an. Indessen vermehrten sich die Feuerschiffe und zogen, theils Paarweise, theils zu Dreien, in einer gewissen Ordnung den Strom herab, weil sie am Anfange noch durch Schiffer gelenkt wurden. Der Admiral der Antwerpischen Flotte, Jakob Jakobsohn, hatte es, man wußte nicht ob aus Nachlässigkeit oder Vorsatz, darin versehen, daß er die vier Schiffhaufen allzugeschwind hintereinander ablaufen, und ihnen auch die zwei großen Minenschiffe

viel zu schnell folgen ließ, wodurch die ganze Ordnung gestört wurde.

Unterdessen rückte der Zug immer näher, und die Dunkelheit der Nacht erhöhte noch den außerordentlichen Anblick. So weit das Auge dem Strome folgen konnte, war Alles Feuer, und die Brander warfen so starke Flammen aus, als ob sie selbst in Feuer aufgiengen. Weit hin leuchtete die Wasserfläche; die Dämme und Basteyen längs dem Ufer, die Fahnen, Waffen und Rüstungen der Soldaten, welche sowohl hier als auf der Brücke in Parade standen, glänzten im Widerscheine. Mit einem gemischten Gefühle von Grauen und Vergnügen betrachtete der Soldat das seltsame Schauspiel, das eher einer Fete als einem feindlichen Apparate glich, aber gerade wegen dieses sonderbaren Kontrastes der äußern Erscheinung mit der innern Bestimmung die Gemüther mit einem wunderbaren Schauer erfüllte. Als diese brennende Flotte der Brücke bis auf zweitausend Schritte nahe gekommen, zündeten ihre Führer die Lunten an, trieben die zwei Minenschiffe in die eigentliche Mitte des Stroms, und überließen die übrigen dem Spiele der Wellen, indem sie selbst sich auf schon bereitgehaltenen Kähnen hurtig davon machten.

Jezt verwirrte sich der Zug, und die führerlosen Schiffe langten einzeln und zerstreut bei den schwimmenden Werken an, wo sie entweder hängen blieben, oder seitwärts an das Ufer prallten. Die vordern Pulverschiffe, welche bestimmt gewesen waren, das schwimmende Werk zu entzünden, warf die Gewalt eines Sturmwindes, der sich in diesem Augenblicke erhob, an das flandrische Ufer; selbst der eine von den beiden Brandern, welcher das Glück hieß, gerieth

unterwegs auf den Grund, ehe er noch die Brücke erreichte, und tödtete, indem er zersprang, etliche spanische Soldaten, die in einer nahgelegenen Schanze arbeiteten. Wenig fehlte, daß der andere und größere Brander, die Hoffnung genannt, nicht ein ähnliches Schicksal gehabt hätte. Der Strom warf ihn an das schwimmende Werk auf der flandrischen Seite, wo er hängen blieb; und hätte er in diesem Augenblicke sich entzündet, so war der beste Theil seiner Wirkung verloren. Von den Flammen getäuscht, welche diese Maschine, gleich den übrigen Fahrzeugen, von sich warf, hielt man sie bloß für einen gewohnlichen Brander, der die Schiffbrücke anzuzünden bestimmt sey. Und wie man nun gar eins der Feuerschiffe nach dem andern ohne alle weitere Wirkung erlöschen sah, so verlor sich endlich die Furcht, und man fieng an, über die Anstalten des Feindes zu spotten, die sich so prahlerisch angekündigt hatten, und nun ein so lächerliches Ende nahmen. Einige der Verwegensten warfen sich sogar in den Strom, um den Brander in der Nähe zu besehen und ihn auszulöschen, als derselbe vermittelst seiner Schweere sich durchriß, das schwimmende Werk, das ihn aufgehalten, zersprengte, und mit einer Gewalt, welche Alles fürchten ließ, auf die Schiffbrücke losdrang. Auf einmal kommt alles in Bewegung, und der Herzog ruft den Matrosen zu, die Maschine mit Stangen aufzuhalten und die Flammen zu löschen, ehe sie das Gebälke ergriffen.

Er befand sich in diesem bedenklichen Augenblicke an dem äußersten Ende des linken Gerüstes, wo dasselbe eine Bastey im Wasser formirte, und in die Schiffbrücke übergieng. Ihm zur Seite standen der Markgraf von Rysburg, General der Reiterei und

Gouverneur der Provinz Artois, der sonst den Staaten gedient hatte, aber aus einem Vertheidiger der Republik ihr schlimmster Feind geworden war, der Freiherr von Billy, Gouverneur von Friesland und Chef der deutschen Regimenter, die Generale Cajetan und Guasto, nebst mehrern der vornehmsten Offiziere; alle ihrer besondern Gefahr vergessend, und bloß mit Abwendung des allgemeinen Unglücks beschäftigt. Da nahte sich dem Herzoge von Parma ein spanischer Fähndrich, und beschwur ihn, sich von einem Orte hinwegzubegeben, wo seinem Leben augenscheinlich Gefahr drohe. Er wiederholte diese Bitte noch dringender, als der Herzog nicht darauf merken wollte, und flehte ihn zuletzt fußfällig, in diesem einzigen Stücke von seinem Diener Rath anzunehmen. Indem er dies sagte, hatte er den Herzog am Rocke ergriffen, als wollte er ihn mit Gewalt von der Stelle ziehen, und dieser, mehr von der Kühnheit dieses Mannes überrascht, als durch seine Gründe überredet, zog sich endlich, von Cajetan und Guasto begleitet, nach dem Ufer zu, rück. Kaum hatte er Zeit gehabt, das Fort St. Maria am äußersten Ende der Brücke zu erreichen, so geschah hinter ihm ein Knall, nicht anders, als börste die Erde, und als stürzte das Gewölbe des Himmels ein. Wie todt fiel der Herzog nieder, die ganze Armee mit ihm, und es dauerte mehrere Minuten, bis man wieder zur Besinnung erwachte.

Aber welch ein Anblick, als man jezt wieder zu sich selber kam! Von dem Schlage des entzündeten Vulkans war die Schelde bis in ihre untersten Tiefen gespalten, und mit mauerhoher Fluth über den Damm, der sie umgab, hinausgetrieben wor-

den, so daß alle Festungswerke am Ufer mehrere Schuh hoch im Wasser standen. Drei Meilen im Umkreise schütterte die Erde. Beinahe das ganze linke Gerüste, an welchem das Brandschiff sich angehängt hatte, war nebst einem Theile der Schiffbrücke auseinandergesprengt, zerschmettert und mit Allem, was sich darauf befand, mit allen Mastbäumen, Kanonen und Menschen in die Luft geführt worden. Selbst die ungeheuern Steinmassen, welche die Mine bedeckten, hatte die Gewalt des Vulkans in die benachbarten Felder geschleudert, so, daß man nachher mehrere davon, tausend Schritte weit von der Brücke, aus dem Boden herausgrub. Sechs Schiffe waren verbrannt, mehrere in Stücken gegangen. Aber schrecklicher als Alles dies war die Niederlage, welche das mörderische Werkzeug unter den Menschen anrichtete. Fünfhundert, nach andern Berichten sogar achthundert, Menschen wurden das Opfer seiner Wuth; diejenigen nicht einmal gerechnet, welche mit verstümmelten oder sonst beschädigten Gliedern davonkamen; und die entgegengesetztesten Todesarten vereinigten sich in diesem entsetzlichen Augenblicke. Einige wurden durch den Blitz des Vulkans, andre durch das kochende Gewässer des Stroms verbrannt, noch andere erstickte der giftige Schwefeldampf; jene wurden in den Fluthen, diese unter dem Hagel der geschleuderten Steine begraben, viele von den Messern und Haken zerfleischt, oder von den Kugeln zermalmt, welche aus dem Bauche der Maschine sprangen. Einige, die man ohne alle sichtbare Verletzung entseelt fand, mußte schon die bloße Lufterschütterung getödtet haben. Der Anblick, der sich unmittelbar nach Entzündung der Mine darbot, war

fürchterlich. Einige staken zwischen dem Pfahlwerk der Brücke, andere arbeiteten sich unter Steinmassen hervor, noch andere waren in den Schiffseilen hängen geblieben; von allen Orten und Enden her erhub sich ein herzzerschneidendes Geschrei nach Hülfe, welches aber, weil Jeder genug mit sich selbst zu thun hatte, nur durch ein ohnmächtiges Wimmern beantwortet wurde.

Von den Ueberlebenden sahen sich Viele durch ein wunderähnliches Schicksal gerettet. Einen Offizier, mit Namen Tucci, hob der Windwirbel wie eine Feder in die Luft, hielt ihn eine Zeitlang schwebend in der Höhe, und ließ ihn dann gemach in den Strom herabsinken, wo er sich durch Schwimmen rettete. Einen Andern ergriff die Gewalt des Schusses auf dem flandrischen Ufer, und setzte ihn auf dem brabantischen ab, wo er mit einer leichten Quetschung an der Schulter wieder aufstand, und es war ihm, wie er nachher aussagte, auf dieser schnellen Luftreise nicht anders zu Muthe, als ob er aus einer Kanone geschossen würde. Der Herzog von Parma selbst war dem Tode nie so nahe gewesen, als in diesem Augenblicke, denn nur der Unterschied einer halben Minute entschied über sein Leben. Kaum hatte er den Fuß in das Fort St. Maria gesetzt, so hob es ihn auf, wie ein Sturmwind, und ein Balken, der ihn am Haupte und an der Schulter traf, riß ihn sinnlos zur Erde. Eine Zeitlang glaubte man ihn auch wirklich todt, weil sich viele erinnerten, ihn wenige Minuten vor dem tödtlichen Schlage noch auf der Brücke gesehen zu haben. Endlich fand man ihn, die Hand an dem

Degen, zwischen seinen Begleitern Cajetan und Guasto sich aufrichtend; eine Zeitung, die dem ganzen Heere das Leben wieder gab. Aber umsonst würde man versuchen, seinen Gemüthszustand zu beschreiben, als er nun die Verwüstung übersah, die ein einziger Augenblick in dem Werke so vieler Monate angerichtet hatte. Zerrissen war die Brücke, auf der seine ganze Hoffnung beruhte, aufgerieben ein großer Theil seines Heers, ein anderer verstümmelt und für viele Tage unbrauchbar gemacht, mehrere seiner besten Offiziere getödtet; und als ob es an diesem öffentlichen Unglücke noch nicht genug wäre, so mußte er noch die schmerzliche Nachricht hören, daß der Markgraf von Ryßburg, den er unter allen seinen Offizieren vorzüglich werth hielt, nirgends aufzufinden sey. Und doch stand das Allerschlimmste noch bevor, denn jeden Augenblick mußte man von Antwerpen und Lillo aus die feindlichen Flotten erwarten, welche bei dieser schrecklichen Verfassung des Heers durchaus keinen Widerstand würden gefunden haben. Die Brücke war auseinander gesprengt, und nichts hinderte die seeländischen Schiffe, mit vollen Segeln hindurchzuziehen; dabei war die Verwirrung der Truppen in diesen ersten Augenblicken so groß und allgemein, daß es unmöglich gewesen wäre, Befehle auszutheilen und zu befolgen, da viele Korps ihre Befehlshaber, viele Befehlshaber ihre Korps vermißten, und selbst der Posten, wo man gestanden, in dem allgemeinen Ruin kaum mehr zu erkennen war. Dazu kam, daß alle Schanzen am Ufer im Wasser standen, daß mehrere Kanonen versenkt, daß die Lunten feucht, daß die Pulvervorräthe vom Wasser zu Grunde gerichtet waren. Welch ein Moment

für die Feinde, wenn sie es verstanden hätten, ihn zu benutzen!

Kaum wird man es dem Geschichtschreiber glauben, daß dieser über alle Erwartung gelungene Erfolg bloß darum für Antwerpen verloren gieng, weil — man nichts davon wußte. Zwar schickte St. Aldegonde, sobald man den Knall des Vulkans in der Stadt vernommen hatte, mehrere Galeren gegen die Brücke aus, mit dem Befehle, Feuerkugeln und brennende Pfeile steigen zu lassen, sobald sie glücklich hindurchpassirt seyn würden, und dann mit dieser Nachricht geradenwegs nach Lillo weiter zu segeln, um die seeländische Hülfsflotte unverzüglich in Bewegung zu bringen. Zugleich wurde der Admiral von Antwerpen beordert, auf jenes gegebene Zeichen sogleich mit den Schiffen aufzubrechen, und in der ersten Verwirrung den Feind anzugreifen. Aber obgleich den auf Kundschaft ausgesandten Schiffern eine ansehnliche Belohnung versprochen worden, so wagten sie sich doch nicht in die Nähe des Feindes, sondern kehrten unverrichteter Sachen zurück, mit der Bothschaft, daß die Schiffbrücke unversehrt, und das Feuerschiff ohne Wirkung geblieben sey. Auch noch am folgenden Tage wurden keine bessern Anstalten gemacht, den wahren Zustand der Brücke in Erfahrung zu bringen; und da man die Flotte bei Lillo, des günstigen Windes ungeachtet, gar keine Bewegung machen sah, so bestärkte man sich in der Vermuthung, daß die Brander nichts ausgerichtet hätten. Niemand fiel es ein, daß eben diese Unthätigkeit der Bundesgenossen, welche die Antwerper irre führte, auch die Seeländer bei Lillo

zurückhalten könnte, wie es sich auch in der That verhielt. Einer so ungeheuern Inkonsequenz konnte sich nur eine Regierung schuldig machen, die ohne alles Ansehen und alle Selbstständigkeit Rath bei der Menge holt, über welche sie herrschen sollte. Je unthätiger man sich indessen gegen den Feind verhielt, desto heftiger ließ man seine Wuth gegen Gianibelli aus, den der rasende Pöbel in Stükken reißen wollte. Zwei Tage schwebte dieser Künstler in der augenscheinlichsten Lebensgefahr, bis endlich am dritten Morgen ein Bote von Lillo, der unter der Brücke hindurchgeschwommen, von der wirklichen Zerstörung der Brücke, zugleich aber auch von der völligen Wiederherstellung derselben bestimmten Bericht abstattete.

Diese schleunige Ausbesserung der Brücke war ein wahres Wunderwerk des Herzogs von Parma. Kaum hatte sich dieser von dem Schlage erholt, der alle seine Entwürfe darniederzustürzen schien, so wußte er mit einer bewundernswürdigen Gegenwart des Geistes allen schlimmen Folgen desselben zuvorzukommen. Das Ausbleiben der feindlichen Flotte in diesem entscheidenden Augenblicke belebte aufs Neue seine Hoffnung. Noch schien der schlimme Zustand seiner Brücke den Feinden ein Geheimniß zu seyn, und war es gleich nicht möglich, das Werk vieler Monate in wenigen Stunden wieder herzustellen, so war schon vieles gewonnen, wenn man auch nur den Schein davon zu erhalten wußte. Alles mußte daher Hand ans Werk legen, die Trümmer wegzuschaffen, die umgestürzten Balken wieder aufzurichten, die zerbrochenen zu ersetzen, die Lücken mit Schiffen auszufüllen. Der Herzog selbst entzog sich

der Arbeit nicht, und seinem Beispiele folgten alle Offiziere. Der gemeine Mann, durch diese Popularität angefeuert, that sein Aeußerstes; die ganze Nacht durch wurde die Arbeit fortgesetzt, unter dem beständigen Lärm der Trompeten und Trommeln, welche längs der ganzen Brücke vertheilt waren, um das Geräusch der Werkleute zu übertönen. Mit Anbruch des Tages waren von der Verwüstung der Nacht wenige Spuren mehr zu sehen, und obgleich die Brücke nur dem Scheine nach wieder hergestellt war, so täuschte doch dieser Anblick die Kundschafter, und der Angriff unterblieb. Mittlerweile gewann der Herzog Frist, die Ausbesserung gründlich zu machen, ja sogar in der Struktur der Brücke einige wesentliche Veränderungen anzubringen. Um sie vor künftigen Unfällen ähnlicher Art zu verwahren, wurde ein Theil der Schiffbrücke beweglich gemacht, so, daß derselbe im Nothfalle weggenommen, und den Brandern der Durchzug geöffnet werden konnte. Den Verlust, welchen er an der Mannschaft erlitten, ersetzte der Herzog durch Garnisonen aus den benachbarten Plätzen und durch ein deutsches Regiment, das ihm gerade zu rechter Zeit aus Geldern zugeführt wurde. Er besetzte die Stellen der gebliebenen Offiziere, wobei der spanische Fähndrich, der ihm das Leben gerettet, nicht vergessen wurde.

Die Antwerper, nachdem sie den glücklichen Erfolg ihres Minenschiffs in Erfahrung gebracht, huldigten nun dem Erfinder desselben eben so leidenschaftlich, als sie ihn kurz vorher gemißhandelt hatten, und forderten sein Genie zu neuen Versuchen auf. Gianibelli erhielt nun wirklich eine Anzahl von Playten, wie er sie anfangs, aber ver-

geblich, verlangt hatte, und diese rüstete er auf eine solche Art aus, daß sie mit unwiderstehlicher Gewalt an die Brücke schlugen, und solche auch wirklich zum zweitenmale auseinandersprengten. Diesmal aber war der Wind der seeländischen Flotte entgegen, daß sie nicht auslaufen konnte, und so erhielt der Herzog zum zweitenmale die nöthige Frist, den Schaden auszubessern. Der Archimed von Antwerpen ließ sich durch alle diese Fehlschläge keineswegs irre machen. Er rüstete aufs Neue zwei große Fahrzeuge aus, welche mit eisernen Haken und ähnlichen Instrumenten bewaffnet waren, um die Brücke mit Gewalt zu durchrennen. Aber wie es nunmehr dazu kam, solche auslaufen zu lassen, fand sich Niemand, der sie besteigen wollte. Der Künstler mußte also darauf denken, seinen Maschinen von selbst eine solche Richtung zu geben, daß sie auch ohne Steuermann die Mitte des Wassers hielten, und nicht, wie die vorigen, von dem Winde dem Ufer zugetrieben würden. Einer von seinen Arbeitern, ein Deutscher, verfiel hier auf eine sonderbare Erfindung, wenn man sie anders dem Strada nacherzählen darf. Er brachte ein Segel unter dem Schiffe an, welches eben so von dem Wasser, wie die gewöhnlichen Segel von dem Winde angeschwellt werden, und auf diese Art das Schiff mit der ganzen Gewalt des Stroms forttreiben könnte. Der Erfolg lehrte auch, daß er richtig gerechnet hatte, denn dieses Schiff mit verkehrten Segeln folgte nicht nur in strenger Richtung der eigentlichen Mitte des Stroms, sondern rannte auch mit solcher Heftigkeit gegen die Brücke, daß es dem Feinde nicht Zeit ließ, diese zu eröffnen, und sie wirklich ausein-

anderſprengte. Aber alle die Erfolge halfen der Stadt zu nichts, weil ſie auf Gerathewohl unternommen, und durch keine hinlängliche Macht unterſtüzt wurden. Von einem neuen Minenſchiffe, welches Gianibelli nach Art des erſten, das ſo gut operirt hatte, zubereitete und mit viertauſend Pfund Schießpulver anfüllte, wurde gar kein Gebrauch gemacht, weil es den Antwerpern nunmehr einfiel, auf einem andern Wege ihre Rettung zu ſuchen.

Abgeſchreckt durch ſo viele mißlungene Verſuche, die Schiffahrt auf dem Strome mit Gewalt wieder frei zu machen, dachte man endlich darauf, den Strom ganz und gar zu entbehren. Man erinnerte ſich an das Beiſpiel der Stadt Leiden, welche zehn Jahre vorher von den Spaniern belagert, in einer zur rechten Zeit bewirkten Ueberſchwemmung der Felder ihre Rettung gefunden hatte, und dieſes Beiſpiel beſchloß man nachzuahmen. Zwiſchen Lillo und Stabroek, im Lande Bergen, ſtreckt ſich eine große etwas abhängige Ebene bis nach Antwerpen hin, welche nur durch zahlreiche Dämme und Gendämme gegen die eindringenden Waſſer der Oſterſchelde geſchüzt wird. Es koſtete weiter nichts, als dieſe Dämme zu ſchleifen, ſo war die ganze Ebene Meer und konnte mit flachen Schiffen bis faſt unter die Mauern von Antwerpen befahren werden. Glückte dieſer Verſuch, ſo mochte der Herzog von Parma immerhin die Schelde vermittelſt ſeiner Schiffbrücke hüten; man hatte ſich einen neuen Strom aus dem Stegreif geſchaffen, der im Nothfalle die nämliche Dienſte leiſtete. Eben dies war es auch, was der Prinz von Oranien gleich beim Anfange der Belagerung angerathen, und St. Aldegonde ernſt-

lich zu befördern gesucht hatte, aber ohne Erfolg, weil einige Bürger nicht zu bewegen gewesen waren, ihr Feld aufzuopfern. Zu diesem letzten Rettungsmittel kam man in der jetzigen Bedrängniß zurück, aber die Umstände hatten sich unterdessen gar sehr geändert.

Jene Ebene nämlich durchschneidet ein breiter und hoher Damm, der von dem anliegenden Schlosse Cowenstein den Namen führt, und sich von dem Dorfe Stabroek in Bergen, drei Meilen lang, bis an die Schelde erstreckt, mit deren großem Damm er sich ohnweit Ordam vereinigt. Ueber diesen Damm hinweg konnten auch bei noch so hoher Fluth keine Schiffe fahren, und vergebens leitete man das Meer in die Felder, so lange ein solcher Damm im Wege stand, der die seeländischen Fahrzeuge hinderte, in die Ebene vor Antwerpen herabzusteigen. Das Schicksal der Stadt beruhte also darauf, daß dieser Cowensteinische Damm geschleift, oder durchstochen wurde; aber eben, weil der Herzog von Parma dieses voraussah, so hatte er gleich bei Eröffnung der Blockade von demselben Besitz genommen, und keine Anstalten gespart, ihn bis aufs Aeußerste zu behaupten. Bei dem Dorfe Stabroek stand der Graf von Mannsfeld mit dem größern Theile der Armee gelagert, und unterhielt durch eben diesen Cowensteinischen Damm die Kommunikation mit der Brücke, dem Hauptquartier und den spanischen Magazinen zu Kalloo. So bildete die Armee von Stabroek in Brabant bis nach Bevern in Flandern eine zusammenhängende Linie, welche von der Schelde zwar durchschnitten, aber nicht unterbrochen wurde, und ohne eine blutige

Schlacht nicht zerrissen werden konnte. Auf dem Damme selbst waren in gehöriger Entfernung von einander fünf verschiedene Batterien errichtet, und die tapfersten Offiziere der Armee führten darüber das Kommando. Ja, weil der Herzog von Parma nicht zweifeln konnte, daß nunmehr die ganze Wuth des Kriegs sich hieher ziehen würde, so überließ er dem Grafen von Mannsfeld die Bewachung der Brücke, und entschloß sich, in eigener Person diesen wichtigen Posten zu vertheidigen. Jezt also erblickte man einen ganz neuen Krieg, und auf einem ganz andern Schauplatze.

Die Niederländer hatten an mehreren Stellen, oberhalb und unterhalb Lillo, den Damm durchstochen, welcher dem brabantischen Ufer der Schelde folgt: und wo sich kurz zuvor grüne Fluren zeigten, da erschien jezt ein neues Element, da sah man Fahrzeuge wimmeln und Mastbäume ragen. Eine seeländische Flotte, von dem Grafen Hohenlohe angeführt, schiffte in die überschwemmten Felder, und machte wiederholte Bewegungen gegen den Cowensteinischen Damm, jedoch ohne ihn im Ernste anzugreifen; während daß eine andere in der Schelde sich zeigte, und bald dieses, bald jenes Ufer mit einer Landung, bald die Schiffbrücke mit einem Sturme bedrohte. Mehrere Tage trieb man dieses Spiel mit dem Feinde, der ungewiß, wo er den Angriff zu erwarten habe, durch anhaltende Wachsamkeit erschöpft, und durch so oft getäuschte Furcht allmählig sicher werden sollte. Die Antwerper hatten dem Grafen Hohenlohe versprochen, den Angriff auf den Damm von der Stadt aus mit einer Flottille, zu unterstützen; drei Feuerzeichen von dem

Hauptthurme sollten die Loosung seyn, daß diese sich auf dem Wege befinde. Als nun in einer finstern Nacht die erwarteten Feuersäulen wirklich über Antwerpen aufstiegen, so ließ Graf Hohenlohe sogleich fünfhundert seiner Truppen zwischen zwei feindlichen Redouten den Damm erklettern, welche die spanischen Wachen theils schlafend überfielen, theils, wo sie sich zur Wehr sezten, niedermachten. In Kurzem hatte man auf dem Damme festen Fuß gefaßt, und war schon im Begriffe, die übrige Mannschaft, zweitausend an der Zahl, nachzubringen, als die Spanier in den nächsten Redouten in Bewegung kamen, und von dem schmalen Terrain begünstigt, auf den dichtgedrängten Feind einen verzweifelten Angriff thaten. Und da nun zugleich das Geschüz anfieng, von den nächsten Batterien auf die anrückende Flotte zu spielen, und die Landung der übrigen Truppen unmöglich machte, von der Stadt aus aber kein Beistand sich sehen ließ, so wurden die Seeländer nach einem kurzen Gefechte überwältigt und von dem schon eroberten Damme wieder heruntergestürzt. Die siegenden Spanier jagten ihnen mitten durch das Wasser bis zu den Schiffen nach, versenkten mehrere von diesen, und zwangen die übrigen, mit einem großen Verluste sich zurückzuziehen. Graf Hohenlohe wälzte die Schuld dieser Niederlage auf die Einwohner von Antwerpen, die durch ein falsches Signal ihn betrogen hätten, und gewiß lag es nur an der schlechten Uebereinstimmung ihrer beiderseitigen Operationen, daß dieser Versuch kein besseres Ende nahm.

Endlich aber beschloß man, einen planmäßigen Angriff mit vereinigten Kräften auf den Feind zu

thun, und durch einen Hauptsturm, sowohl auf den Damm, als auf die Brücke, die Belagerung zu endigen. Der sechzehnte Mai 1585 war zu Ausführung dieses Anschlags bestimmt, und von beiden Theilen wurde das Aeußerste aufgewendet, diesen Tag entscheidend zu machen. Die Holländer und Seeländer brachten, in Vereinigung mit den Antwerpern, über zweihundert Schiffe zusammen, welche zu bemannen sie ihre Städte und Citadellen von Truppen entblößten, und mit dieser Macht wollten sie von zwei entgegengesetzten Seiten den Cowensteinischen Damm bestürmen. Zu gleicher Zeit sollte die Scheldbrücke durch neue Maschinen von Gianibelli's Erfindung angegriffen, und dadurch der Herzog von Parma verhindert werden, den Damm zu entsetzen.

Alexander, von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, sparte auf seiner Seite nichts, derselben nachdrücklich zu begegnen. Er hatte, gleich nach Eroberung des Dammes, an fünf verschiedenen Orten Redouten darauf erbauen lassen, und das Kommando darüber den erfahrensten Offizieren der Armee übergeben. Die erste derselben, welche die Kreuzschanze hieß, wurde an der Stelle errichtet, wo der Cowensteinische Damm in den großen Wall der Schelde sich einsenkt und mit diesem die Figur eines Kreuzes bildet; über diesen wurde der Spanier Mondragon zum Befehlshaber gesetzt. Tausend Schritte von derselben wurde in der Nähe des Schlosses Cowenstein die St. Jakobs-Schanze aufgeführt, und dem Kommando des Camillo von Monde übergeben. Auf diese folgte in gleicher Entfernung die St. Georgs-Schanze, und tausend

Schritte von dieser die Pfahl-Schanze unter Gamboa's Befehlen, welche von dem Pfahlwerke, auf dem sie ruhte, den Namen führte. Am äußersten Ende des Dammes, ohnweit Stabroeck, lag eine fünfte Bastey, worin der Graf von Mannsfeld nebst einem Italiener, Capizucchi, den Befehl führte. Alle diese Forts ließ der Herzog jetzt mit frischer Artillerie und Mannschaft verstärken, und noch überdies an beiden Seiten des Dammes und längs der ganzen Richtung desselben Pfähle einschlagen, sowohl um den Wall dadurch desto fester, als den Schanzgräbern, die ihn durchstechen würden, die Arbeit schwerer zu machen.

Früh Morgens, am sechzehnten Mai, setzte sich die feindliche Macht in Bewegung. Gleich mit Anbruch der Dämmerung kamen von Lillo aus durch das überschwemmte Land vier brennende Schiffe dahergeschwommen, wodurch die spanischen Schildwachen auf dem Damme, welche sich jener furchtbaren Vulkane erinnerten, so sehr in Furcht gesetzt wurden, daß sie sich eilfertig nach den nächsten Schanzen zurückzogen. Gerade dies war es, was der Feind beabsichtigt hatte. In diesen Schiffen, welche bloß wie Brander aussahen, aber es nicht wirklich waren, lagen Soldaten versteckt, die nun plötzlich ans Land sprangen, und den Damm an der nicht vertheidigten Stelle, zwischen St. Georgs- und der Pfahl-Schanze, glücklich erstiegen. Unmittelbar darauf zeigte sich die ganze seeländische Flotte mit zahlreichen Kriegsschiffen, Proviantschiffen und einer Menge kleinerer Fahrzeuge, welche mit großen Säcken Erde, Wolle, Faschinen, Schanzkörben u. dergl. beladen waren, um sogleich, wo es Noth that, Brust-

wehren aufwerfen zu können. Die Kriegsschiffe waren mit einer starken Artillerie und einer zahlreichen tapfern Mannschaft besetzt, und ein ganzes Heer von Schanzgräbern begleitete sie, um den Damm, sobald man im Besitz davon seyn würde, zu durchgraben.

Kaum hatten die Seeländer auf der einen Seite angefangen, den Damm zu ersteigen, so rückte die Antwerpische Flotte von Osterweel herbei, und bestürmte ihn von der andern. Eilfertig führte man zwischen den zwei nächsten feindlichen Redouten eine hohe Brustwehr auf, welche die Feinde von einander abschneiden, und die Schanzgräber decken sollte. Diese, mehrere Hundert an der Zahl, fielen nun von beiden Seiten mit ihren Spaden den Damm an, und wühlten in demselben mit solcher Emsigkeit, daß man Hoffnung hatte, beide Meere in Kurzem mit einander verbunden zu sehen. Aber unterdessen hatten auch die Spanier Zeit gehabt, von den zwei nächsten Redouten herbeizueilen, und einen muthigen Angriff zu thun, während daß das Geschütz von der Georgs-Schanze unausgesetzt auf die feindliche Flotte spielte. Eine schreckliche Schlacht entbrannte jetzt in der Gegend, wo man den Teich durchstach, und die Brustwehr thürmte. Die Seeländer hatten um die Schanzgräber herum einen dichten Cordon gezogen, damit der Feind ihre Arbeit nicht stören sollte; und in diesem kriegerischen Lärm, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, oft bis an die Brust im Wasser, zwischen Todten und Sterbenden, setzten die Schanzgräber ihre Arbeit fort, unter dem beständigen Treiben der Kaufleute, welche mit Ungeduld darauf warteten, den Damm geöffnet, und ihre

Schiffe in Sicherheit zu sehen. Die Wichtigkeit des Erfolgs, der gewissermaßen ganz von ihrem Spaden abhieng, schien selbst diese gemeinen Taglöhner mit einem heroischen Muthe zu beseelen. Einzig nur auf das Geschäft ihrer Hände gerichtet, sahen sie, hörten sie den Tod nicht, der sie rings umgab, und fielen gleich die vordersten Reihen, so drangen sogleich die hintersten herbei. Die eingeschlagenen Pfähle hielten sie sehr bei der Arbeit auf, noch mehr aber die Angriffe der Spanier, welche sich mit verzweifeltem Muthe durch die feindlichen Haufen schlugen, die Schanzgräber in ihren Löchern durchbohrten, und mit den todten Körpern die Breschen wieder ausfüllten, welche die Lebenden gegraben hatten. Endlich aber, als ihre meisten Offiziere theils todt, theils verwundet waren, die Anzahl der Feinde unaufhörlich sich mehrte, und immer frische Schanzgräber an die Stelle der Gebliebenen traten, so entfiel diesen tapfern Truppen der Muth, und sie hielten für rathsam, sich nach ihren Schanzen zurückzuziehen. Jetzt also sahen sich die Seeländer und Antwerper von dem ganzen Theile des Dammes Meister, der von dem Fort St. Georg bis zu der Pfahlschanze sich erstreckt. Da es ihnen aber viel zu lange anstand, die völlige Durchbrechung des Dammes abzuwarten, so luden sie in der Geschwindigkeit ein seeländisches Lastschiff aus, und brachten die Ladung desselben über den Damm herüber auf ein antwerpisches, welches Graf Hohenlohe nun im Triumph nach Antwerpen brachte. Dieser Anblick erfüllte die geängstigte Stadt auf einmal mit den frohesten Hoffnungen, und als wäre der Sieg schon erfochten, überließ man sich einer tobenden Fröhlich-

keit. Man läutete alle Glocken, man brannte alle Kanonen ab, und die außer sich gesetzten Einwohner rannten ungeduldig nach dem Osterweeler Thore, um die Proviantschiffe, welche unterwegs seyn sollten, in Empfang zu nehmen.

In der That war das Glück den Belagerten noch nie so günstig gewesen, als in diesem Augenblicke. Die Feinde hatten sich muthlos und erschöpft in ihre Schanzen geworfen, und weit entfernt, den Siegern den eroberten Posten streitig machen zu können, sahen sie sich vielmehr selbst in ihren Zufluchtsörtern belagert. Einige Kompagnieen Schottländer, unter der Anführung ihres tapfern Obersten Balfour, griffen die St. Georgs-Schanze an, welche Kamillo von Monte, der aus St. Jakob herbeieilte, nicht ohne großen Verlust an Mannschaft entsetzte. In einem viel schlimmern Zustande befand sich die Pfahlschanze, welche von den Schiffen aus heftig beschossen wurde, und alle Augenblicke in Trümmern zu gehen drohte. Gamboa, der sie kommandirte, lag verwundet darin, und unglücklicher Weise fehlte es an Artillerie, die feindlichen Schiffe in der Entfernung zu halten. Dazu kam noch, daß der Wall, den die Seeländer zwischen dieser und der Georgs-Schanze aufgethürmt hatten, allen Beistand von der Schelde her abschnitt. Hätte man also diese Entkräftung und Unthätigkeit der Feinde dazu benutzt, in Durchstechung des Dammes mit Eifer und Beharrlichkeit fortzufahren, so ist kein Zweifel, daß man sich einen Durchgang geöffnet, und dadurch wahrscheinlich die ganze Belagerung geendigt haben würde. Aber auch hier zeigte sich der Mangel an Folge, welchen man den Antwerpern im

ganzen Laufe dieser Begebenheit zur Last legen muß. Der Eifer, mit dem man die Arbeit angefangen, erkaltete in demselben Maße, als das Glück ihn begleitete. Bald fand man es viel zu langweilig und mühsam, den Teich zu durchgraben; man hielt für besser, die großen Lastschiffe in kleinere auszuladen, welche man sodann mit steigender Fluth nach der Stadt schaffen wollte. St. Aldegonde und Hohenlohe, anstatt durch ihre persönliche Gegenwart den Fleiß der Arbeiter anzufeuern, verließen gerade im entscheidenden Moment den Schauplatz der Handlung, um mit einem Getreideschiff nach der Stadt zu fahren, und dort die Lobsprüche über ihre Weisheit und Tapferkeit in Empfang zu nehmen.

Während daß auf dem Damme von beiden Theilen mit der hartnäckigsten Hitze gefochten wurde, hatte man die Scheldbrücke von Antwerpen aus mit neuen Maschinen bestürmt, um die Aufmerksamkeit des Herzogs auf dieser Seite zu beschäftigen. Aber der Schall des Geschützes vom Damme her entdeckte demselben bald, was dort vorgehen mochte, und er eilte, sobald er die Brücke befreit sah, in eigner Person den Teich zu entsetzen. Von zweihundert spanischen Pikenirern begleitet, flog er an den Ort des Angriffs, und erschien noch gerade zu rechter Zeit auf dem Kampfplatze, um die völlige Niederlage der Seinigen zu verhindern. Eiligst warf er einige Kanonen, die er mitgebracht hatte, in die zwei nächsten Redouten, und ließ von da aus nachdrücklich auf die feindlichen Schiffe feuern. Er selbst stellte sich an die Spitze seiner Soldaten, und in der einen Hand den Degen, den Schild in der andern, führte er sie gegen den Feind. Das Gerücht

seiner Ankunft, welches sich schnell von einem Ende des Dammes bis zum andern verbreitete, erfrischte den gesunkenen Muth seiner Truppen, und mit neuer Heftigkeit entzündete sich der Streit, den das Lokal des Schlachtfeldes noch mörderischer machte. Auf dem schmalen Rücken des Dammes, der an manchen Stellen nicht über neun Schritte breit war, fochten gegen fünftausend Streiter; auf einem so engen Raume drängte sich die Kraft beider Theile zusammen, beruhte der ganze Erfolg der Belagerung. Den Antwerpern galt es die letzte Vormauer ihrer Stadt, den Spaniern das ganze Glück ihres Unternehmens; beide Parteien fochten mit einem Muthe, den nur Verzweiflung einflößen konnte. Von beiden äußersten Enden des Dammes wälzte sich der Kriegsstrom der Mitte zu, wo die Seeländer und Antwerper den Meister spielten, und ihre ganze Stärke versammelt war. Von Stabroek her drangen die Italiener und Spanier heran, welche an diesem Tage ein edler Wettstreit der Tapferkeit erhizte; von der Schelde her die Wallonen und Spanier, den Feldherrn an ihrer Spitze. Indem jene die Pfahlschanze zu befreien suchten, welche der Feind zu Wasser und zu Lande heftig bedrängte, drangen diese mit Alles niederwerfendem Ungestüm auf die Brustwehr los, welche der Feind zwischen St. Georg und der Pfahlschanze aufgethürmt hatte. Hier stritt der Kern der niederländischen Mannschaft hinter einem wohlbefestigten Walle, und das Geschütz beider Flotten deckte diesen wichtigen Posten. Schon machte der Herzog Anstalt, mit seiner kleinen Schaar diesen furchtbaren Wall anzugreifen, als

ihm Nachricht gebracht wurde, daß die Italiener und Spanier unter Capizucchi und Aquila, mit stürmender Hand in die Pfahlschanze eingedrungen, davon Meister geworden, und jetzt gleichfalls gegen die feindliche Brustwehr im Anzuge seyen. Vor dieser letzten Verschanzung sammelte sich also nun die ganze Kraft beider Heere, und von beiden Seiten geschah das Aeußerste, sowohl diese Bastey zu erobern, als sie zu vertheidigen. Die Niederländer sprangen aus ihren Schiffen ans Land, um nicht bloß müssige Zuschauer dieses Kampfes zu bleiben. Alexander stürmte die Brustwehr von der einen Seite, Graf Mannsfeld von der andern; fünf Angriffe geschahen, und fünfmal wurden sie zurückgeschlagen. Die Niederländer übertrafen in diesem entscheidenden Augenblicke sich selbst; nie im ganzen Laufe des Krieges hatten sie mit dieser Standhaftigkeit gefochten. Besonders aber waren es die Schotten und Engländer, welche durch ihre tapfere Gegenwehr die Versuche des Feindes vereitelten. Weil da, wo die Schotten fochten, Niemand mehr angreifen wollte, so warf sich der Herzog selbst, einen Wurfspieß in der Hand, bis an die Brust ins Wasser, um den Seinigen den Weg zu zeigen. Endlich, nach einem langwierigen Gefechte, gelang es den Mannsfeldischen, mit Hülfe ihrer Hellebarden und Piken, eine Bresche in die Brustwehr zu machen, und indem der Eine sich auf die Schultern des Andern schwang, die Höhe des Walls zu ersteigen. Barthelemi Toralva, ein spanischer Hauptmann war der Erste, der sich oben sehen ließ, und fast zu gleicher Zeit mit demselben zeigte sich der Italiener Capizucchi auf dem Rande der Brustwehr; und

so wurde denn, gleich rühmlich für beide Nationen, der Wettkampf der Tapferkeit entschieden. Es verdient bemerkt zu werden, wie der Herzog von Parma, den man zum Schiedsrichter dieses Wettstreits gemacht hatte, das zarte Ehrgefühl seiner Krieger zu behandeln pflegte. Den Italiener Capizucchi umarmte er vor den Augen der Truppen, und gestand laut, daß er vorzüglich der Tapferkeit dieses Offiziers die Eroberung der Brustwehr zu danken habe. Den spanischen Hauptmann Toralva, der stark verwundet war, ließ er in sein eignes Quartier zu Stabroek bringen, auf seinem eignen Bette verbinden, und mit demselben Rocke bekleiden, den er selbst den Tag vor dem Treffen getragen hatte.

Nach Einnahme der Brustwehr blieb der Sieg nicht lange mehr zweifelhaft. Die holländischen und seeländischen Truppen, welche aus ihren Schiffen gesprungen waren, um mit dem Feinde in der Nähe zu kämpfen, verloren auf einmal den Muth, als sie um sich blickten und die Schiffe, welche ihre letzte Zuflucht ausmachten, vom Ufer abstoßen sahen.

Denn die Fluth fieng an, sich zu verlaufen, und die Führer der Flotte, aus Furcht, mit ihren schweren Fahrzeugen auf dem Strande zu bleiben, und bei einem unglücklichen Ausgange des Treffens dem Feinde zur Beute zu werden, zogen sich von dem Damme zurück, und suchten das hohe Meer zu gewinnen. Kaum bemerkte dies Alexander, so zeigte er seinen Truppen die fliehenden Schiffe, und munterte sie auf, mit einem Feinde zu enden, der sich selbst aufgegeben habe. Die holländischen

Hülfstruppen waren die ersten, welche wankten, und bald folgten die Seeländer ihrem Beispiele. Sie warfen sich eiligst den Damm herab, um durch Waten oder Schwimmen die Schiffe zu erreichen, aber weil ihre Flucht viel zu ungestüm geschah, so hinderten sie einander selbst, und stürzten haufenweise unter dem Schwerdte des nachsetzenden Siegers. Selbst an den Schiffen fanden viele noch ihr Grab, weil Jeder dem Andern zuvorzukommen suchte, und mehrere Fahrzeuge unter der Last derer, die sich hineinwarfen, untersanken. Die Antwerper, die für ihre Freiheit, ihren Herd, ihren Glauben kämpften, waren auch die Letzten, die sich zurückzogen, aber eben dieser Umstand verschlimmerte ihr Geschick. Manche ihrer Schiffe wurden von der Ebbe übereilt, und saßen fest auf dem Strande, so, daß sie von den feindlichen Kanonen erreicht, und mit samt ihrer Mannschaft zu Grunde gerichtet wurden. Den andern Fahrzeugen, welche vorausgelaufen waren, suchten die flüchtigen Haufen durch Schwimmen nachzukommen; aber die Wuth und Verwegenheit der Spanier gieng so weit, daß sie, das Schwerdt zwischen den Zähnen den Fliehenden nachschwammen, und Manche noch mitten aus den Schiffen herausholten. Der Sieg der königlichen Truppen war vollständig, aber blutig; denn von den Spaniern waren gegen achthundert, von den Niederländern (die Ertrunkenen nicht gerechnet) etliche Tausend auf dem Platze geblieben; und auf beiden Seiten wurden viele von dem vornehmsten Adel vermißt. Mehr als dreißig Schiffe fielen mit einer großen Ladung von Proviant, die für Antwerpen bestimmt gewesen war, mit hundert und fünfzig Kanonen und

anderm Kriegsgeräthe in die Hände des Siegers. Der Damm, dessen Besitz so theuer behauptet wurde, war an dreizehn verschiedenen Orten durchstochen, und die Leichname derer, welche ihn in diesen Zustand versetzt hatten, wurden jetzt dazu gebraucht, jene Oeffnungen wieder zuzustopfen. Den folgenden Tag fiel den Königlichen noch ein Fahrzeug von ungeheuerer Größe und seltsamer Bauart in die Hände, welches eine schwimmende Festung vorstellte, und gegen den Cowensteinischen Damm hatte gebraucht werden sollen. Die Antwerper hatten es mit unsäglichem Aufwande zu der nämlichen Zeit erbaut, wo man den Ingenieur Gianibelli, der großen Kosten wegen mit seinen heilsamen Vorschlägen abwies, und diesem lächerlichen Monstrum den stolzen Namen, Ende des Kriegs, beigelegt, den es nachher mit der weit passendern Benennung Verlornes Geld, vertauschte. Als man dieses Schiff in See brachte, fand sichs wie jeder Vernünftige vorhergesagt hatte, daß es seiner unbehülflichen Größe wegen schlechterdings nicht zu lenken sey, und kaum von der höchsten Fluth konnte aufgehoben werden. Mit großer Mühe schleppte es sich bis nach Ordam fort, wo es, von der Fluth verlassen, am Strande sitzen blieb, und dem Feinde zur Beute wurde.

Die Unternehmung auf den Cowensteinischen Damm war der letzte Versuch, den man zu Antwerpens Rettung wagte. Von dieser Zeit an sank den Belagerten der Muth, und der Magistrat der Stadt bemühte sich vergebens, das gemeine Volk, welches den Druck der Gegenwart empfand, mit entfernten Hoffnungen zu vertrösten. Bis jezt hatte

man das Brod noch in einem leidlichen Preise erhalten, obgleich die Beschaffenheit immer schlechter wurde, nach und nach aber schwand der Getreidevorrath so sehr, daß eine Hungersnoth nahe bevorstand. Doch hoffte man, die Stadt wenigstens noch so lange hinzuhalten, bis man das Getreide zwischen der Stadt und den äußersten Schanzen, welches in vollen Halmen stand, würde einärndten können, aber ehe es dazu kam, hatte der Feind auch die letzten Werke vor der Stadt eingenommen, und die ganze Erndte sich selbst zugeeignet. Endlich fiel auch noch die benachbarte und bundsverwandte Stadt Mecheln in des Feindes Gewalt, und mit ihr verschwand die letzte Hoffnung, Zufuhr aus Brabant zu erhalten. Da man also keine Möglichkeit mehr sah, den Proviant zu vermehren, so blieb nichts anders übrig, als die Verzehrer zu vermindern. Alles unnütze Volk, alle Fremden, ja selbst die Weiber und Kinder sollten aus der Stadt hinweggeschafft werden; aber dieser Vorschlag stritt allzusehr mit der Menschlichkeit, als daß er hätte durchgehen sollen. Ein anderer Vorschlag, die katholischen Einwohner zu verjagen, erbitterte diese so sehr, das es beinahe zu einem Aufruhr gekommen wäre. Und so sah sich denn St. Aldegonde genöthigt, der stürmischen Ungeduld des Volks nachzugeben, und am siebenzehnten August 1585 mit dem Herzoge von Parmà wegen Uebergabe der Stadt zu traktiren.

3) Traum des Galilei.

Galilei, der sich um die Wissenschaften so unsterblich verdient gemacht hatte, lebte jezt in einem ruhigen und ruhmvollen Alter, zu Arcetri im Florentinischen. Er war bereits seines edelsten Sinnes beraubt, aber er freute sich dennoch des Frühlings: theils um der wiederkehrenden Nachtigall und der düftenden Blüthen willen, theils um der lebhaftern Erinnerung willen, die er an ehemalige Freuden hatte.

Einst, in seinem letzten Frühling, ließ er sich von Viviani, seinem jüngsten und dankbarsten Schüler, in das Feld um Arcetri führen. Er merkte, daß er sich für seine Kräfte zu weit entfernte, und bat daher im Scherz seinen Führer, ihn nicht über das Gebiet von Florenz zu bringen. Du weißt, sagte er, was ich dem heiligen Gericht habe geloben müssen. — Viviani setzte ihn, zum Ausruhen, auf eine kleine Erhebung des Erdreichs nieder; und da er hier, den Blumen und Kräutern näher, gleichsam in einer Wolke von Wohlgeruch saß, erinnerte er sich der heissen Sehnsucht nach Freiheit, die ihn einst zu Rom, bei Annäherung des Frühlings, befallen hatte. Er wollte jezt eben den lezten Tropfen Bitterkeit, der ihm noch übrig war, gegen seine grausamen Verfolger ausschütten, als er schnell wieder einhielt, und sich selbst mit den Worten bestrafte: Der Geist des Copernikus möchte zürnen.

Viviani, der noch von dem Traum nicht wußte, auf den sich Galilei bezog, bat ihn um Erläuterung dieser Worte. Aber der Greis, dem der Abend zu

kühl, und für seine kranken Nerven zu feucht ward, wollte erst zurückgeführt seyn, eh', er sie gäbe.

Du weißt, fieng er dann nach einer kurzen Erholung an, wie hart mein Schicksal in Rom war, und wie lange sich meine Befreiung verzögerte. Als ich fand, daß auch die kräftigste Fürsprache meiner Beschützer, der Medici, und selbst der Widerruf, zu dem ich mich herabließ, noch ohne Wirkung blieben, warf ich mich einst, voll feindseliger Betrachtungen über mein Schicksal, und voll innerer Empörung gegen die Vorsehung, auf mein Lager nieder. — So weit du nur denken kannst, rief ich aus, wie untadelhaft ist dein Leben gewesen! Wie mühsam bist du, im Eifer für deinen Beruf, die Irrgänge einer falschen Weisheit durchwandert, um das Licht zu suchen, das du nicht finden konntest! Wie hast du alle Kraft deiner Seele daran gesezt, um hindurch zur Wahrheit zu brechen, und sie alle vor dir zu Boden zu kämpfen, die verjährten mächtigen Vorurtheile, die dir den Weg vertraten! Wie karg gegen dich selbst hast du oft die Tafel geflohn, nach der dich gelüstete, und den Becher den du ausleeren wolltest, von deinen Lippen gezogen, um nicht träge zu den Arbeiten des Geistes zu werden! Wie hast du mit den Stunden des Schlafs gedarbt, um sie der Weisheit zu schenken! Wie oft, wenn alles um dich her in sorgloser Ruhe lag und den ermüdeten Leib zu neuen Wollüsten stärkte; wie oft hast du vor Frost gezittert, um die Wunder des Firmaments zu betrachten! oder in trüben umwölkten Nächten beim Schimmer der Lampe gewacht, um die Ehre der Gottheit zu verkündigen, und die Welt zu erleuchten! — Elender! Und was ist nun die Frucht

deiner Arbeit? Was für Gewinn hast du nun für alle Verherrlichung deines Schöpfers und alle Aufklärung der Menschheit? — Daß der Gram über dein Schicksal die Säfte aus deinen Augen trocknet, daß sie dir täglich mehr absterben, diese treusten Gehülfen der Seele; daß nun bald diese Thränen, die du nicht halten kannst, ihr dürftiges Licht auf ewig vertilgen werden!

So sprach ich zu mir selbst, Viviani, und dann warf ich einen Blick voll Neids auf meine Verfolger. — Diese Unwürdigen, rief ich, die in geheimnißreiche Formeln ihren Aberwitz und in ehrwürdiges Gewand ihre Laster hüllen, die zur schnöden Ruhe für ihre Trägheit sich menschliche Lügen zu Aussprüchen Gottes heiligten, und den Weisen, der die Fackel der Wahrheit empor hält, wüthend zu Boden schlagen, daß nicht sein Licht sie in ihrem wollüstigen Schlummer störe; diese Niederträchtigen, die nur thätig für ihre Lüste und das Verderben, der Welt sind: wie lachen sie, in ihren Palläsien, des Kummers! wie genießen sie, in unaufhörlichem Taumel, des Lebens! wie haben sie dem Verdienste alles geraubt; auch das heiligste seiner Güter, die Ehre! wie stürzt vor ihnen andächtig das Volk hin, das sie um die Frucht seiner Aecker betrügen, und sich Freudenmahle von dem Fett seiner Heerden und dem Most seiner Trauben bereiten! — Und du, Unglücklicher! der du nur Gott und deinem Berufe lebtest; der du nie in deiner Seele eine Leidenschaft aufkommen ließest, als die reinste und heiligste, für die Wahrheit: der du, ein besserer Priester Gottes, seine Wunder im Weltsystem, seine Wunder im Wurm offenbartest; mußt du jetzt auch das

Einzige missen, wornach du schmachtest? das Einzige was selbst den Thieren des Waldes und den Vögeln des Himmels gegeben ist — Freiheit? Welches Auge wacht über die Schicksale der Menschen? Welche gerechte unpartheiische Hand theilt die Güter des Lebens aus? Den Unwürdigen läßt sie alles an sich reißen; dem Würdigen alles entziehen!

Ich klagte fort, bis ich einschlief; und alsbald kam es mir vor, als ob ein ehrwürdiger Greis an mein Lager träte. Er stand, und betrachtete mich mit stillschweigendem Wohlgefallen, indeß mein Auge voll Verwundrung auf seiner denkenden Stirne und den silbernen Locken seines Haupthaars ruhte. — Galilei! sagte er endlich: was du jetzt leidest, das leidest du um Wahrheiten, die ich dich lehrte; und eben der Aberglaube, der dich verfolgt, würde auch mich verfolgen, hätte nicht der Tod mich in jene ewige Freiheit gerettet. — Du bist Copernikus! rief ich, und schloß ihn, noch eh' er mir antworten konnte, in meine Arme. — O sie sind süß, Viviani, die Verwandtschaften des Bluts, die schon selbst die Natur stiftet; aber wie viel süßer noch sind Verwandtschaften der Seele! Wie viel theurer und inniger, als selbst die Bande der Bruderliebe, sind die Bande der Wahrheit! Mit wie seligen Vorgefühlen des erweiterten Wirkungskreises, der erhöheten Seelenkraft, der freien Mittheilung aller Schätze der Erkenntniß, eilt man dem Freund entgegen, der an der Hand der Weisheit hereintritt!

Siehe! sprach nach erwiederter Umarmung der Greis: ich habe diese Hülle zurückgenommen, die mich ehemals einschloß, und will dir schon izt seyn, was ich dir künftig seyn werde — dein Führer.

Denn dort, wo der entseelte Geist in rastloser Thätigkeit unermüdet fortwirkt; dort ist die Ruhe nur Tausch der Arbeit: eignes Forschen in den Tiefen der Gottheit wechselt nur mit dem Unterricht, den wir den spätern Ankömmlingen der Erde geben; und der Erste, der einst deine Seele in die Erkenntniß des Unendlichen leitet, bin Ich. — Er führte mich bei der Hand zu einer niedergesunkenen Wolke, und wir nahmen unsern Flug in die unermeßliche Weite des Himmels. Ich sah hier den Mond, Viviani, mit seinen Anhöhen und Thälern; ich sah die Gestirne der Milchstraße, der Plejaden, und des Orion; ich sah die Flecken der Sonne, und die Monden des Jupiter: alles, was ich hienieden zuerst sah, das sah ich dort besser mit unbewaffnetem Auge, und wandelte am Himmel, voll Entzückens über mich selbst, unter meinen Entdeckungen, wie auf Erden ein Menschenfreund unter seinen Wohlthaten wandelt. Jede hier durcharbeitete mühvolle Stunde ward dort fruchtbar an Glückseligkeit, an einer Glückseligkeit, die der nie fühlen kann, der leer an Erkenntniß in jene Welt tritt. Und darum will ich nie, Viviani, auch nicht in diesem zitternden Alter, aufhören nach Wahrheit zu forschen: denn wer sie hier suchte, dem blüht dort Freude hervor, wo er nur hinblickt; aus jeder bestätigten Einsicht, aus jedem vernichteten Zweifel, aus jedem enthüllten Geheimniß, aus jedem verschwindenden Irrthum. — Siehe! ich fühlte dies alles in jenen Augenblicken der Wonne; aber auch nur dies Einzige, daß ich es fühlte, ist mir geblieben: denn meine zu überhäufte Seele verlor jede einzelne Glückseligkeit in dem Meer ihrer aller.

Indem ich so sah und staunte, und mich in dessen Größe verlor, der dies alles voll allmächtiger Weisheit schuf, und durch seine ewigwirksame Liebe trägt und erhält, erhob mich das Gespräch meines Führers zu noch höhern Begriffen. — Nicht die Gränzen deiner Sinne, sagte er, sind auch die Gränzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu dir herüberschimmert: noch viele Tausende leuchten, deinem Blick unbemerkbar, im endlosen Aether; und jede Sonne wie jede sie umkreisende Sphäre, ist mit empfindenden Wesen, ist mit denkenden Seelen bevölkert. Wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Weltkörper, und wo nur Wesen sich glücklich fühlen konnten, da wallen Wesen! Nicht eine Spanne blieb in der ganzen Unermeßlichkeit des Unendlichen, wo der sparsame Schöpfer nicht Leben hin schuf, oder dienstbaren Stoff für das Leben; und durch diese ganze zahllose Mannichfaltigkeit von Wesen hindurch herrscht, bis zum kleinsten Atom herab, unverbrüchliche Ordnung: ewige Gesetze stimmen Alles von Himmel zu Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzückende Harmonie. Unergründlich ist für den unsterblichen Weisen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung, und unerschöpflich der Quell seiner Seligkeiten. — Zwar, was sag' ich dir das schon izt, Galilei? Denn diese Seligkeiten faßt doch ein Geist nicht, der, noch gefesselt an einen trägen Gefährten, in seiner Arbeit nicht weiter kann, als der Gefährte mit ausdauert, und sich schon zum Staube zurückgerissen fühlt, wenn er kaum anfieng sich zu erheben!

Er mag sie nicht fassen, rief ich, diese Seligkeiten, nach ihrer ganzen göttlichen Fülle; aber gewiß, er kennt sie, Copernikus, nach ihrer Natur, ihrem Wesen. Denn welche Freuden schafft nicht, schon in diesem irdischen Leben, die Weisheit! Welche Wonne fühlt nicht, schon in diesen sterblichen Gliedern, ein Geist, wenn es nun anfängt in der ungewissen Dämmerung seiner Begriffe zu tagen, und sich immer weiter und weiter der holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht der Erkenntniß aufgeht, das dem entzückten Auge Gegenden zeigt, voll unendlicher Schönheit! — Erinnere dich, der du selbst so tief in die Geheimnisse Gottes schautest, und den Plan seiner Schöpfung enthülltest, erinnere dich jenes Augenblicks, als der erste kühne Gedanke in dir heraufstieg, und sich freudig alle Kräfte deiner Seele hinzudrängten, ihn zu fassen, zu bilden, zu ordnen; erinnere dich, als nun alles in herrlicher Uebereinstimmung vollendet stand, mit wie trunkner Liebe du noch einmal das schöne Werk deiner Seele überschautest, und deine Aehnlichkeit mit dem Unendlichen fühltest, dem du nachdenken konntest! — O ja, mein Führer! Auch schon hienieden ist die Weisheit an himmlischen Freuden reich; und wäre sie's nicht: warum sähn wir aus ihrem Schooße so ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu? — —

Die Wolke, die uns trug, war zurück zur Erde gesunken, und ließ sich jetzt, wie es mir däuchte, auf einen der Hügel vor Rom nieder. Die Hauptstadt der Welt lag vor uns; aber voll tiefer Verachtung streckt' ich aus meiner Höhe die Hand hin, und sprach: Sie mögen sich groß dünken, die stolzen Bewohner dieser Paläste! weil Purpur ihre Glieder

umhüllt, und Gold und Silber auf ihren Tafeln das Kostbarste beut, was Europa und Indien tragen. Aber, wie der Adler auf die Raupe im Seidengespinnst, so sieht auf diese Blöden der Weise herab; denn sie sind Gefangne an ihrer Seele, die über das Blatt nicht hinaus können, an dem sie kleben: indeß der freie Weise auf seine Höhen tritt und die Welt überschaut, oder sich auf Flügeln der Betrachtung hinauf zu Gott schwingt, und unter Sternen einhergeht.

Da ich so sprach, Viviani, da umwölkte sich mit feierlichem Ernst die Stirn meines Führers; sein brüderlicher Arm sank von meinen Schultern herab, und sein Auge schoß einen drohenden Blick bis ins Innerste meiner Seele. — Unwürdiger! rief er: so hast du sie schon auf Erden gefühlt, jene Freuden des Himmels? hast deinen Namen herrlich gemacht vor den Weisen der Nationen? hast sie alle erhöht, deine Seelenkräfte, daß sie bald freier und mächtiger fortwirken in Erkenntniß der Wahrheit, eine Ewigkeit durch? Und nun dich Gott würdigt, Verfolgung zu leiden, nun dir deine Weisheit Verdienst werden soll, und dein Herz sich mit Tugenden schmücken, wie dein Geist mit Erkenntniß: nun ist es ohne Spur vertilgt, das Gedächtniß des Guten, und deine Seele empöret sich wider Gott? — — Hier erwacht' ich von meinem Traum, sah mich aus aller Herrlichkeit des Himmels in mein ödes Gefängniß zurück geworfen, und überschwemmte mit einer Fluth von Thränen mein Lager. Dann erhob ich, mitten durch die Schatten der Nacht, mein Auge, und sprach: O Gott voll Liebe! Hat das Nichts, das durch dich Etwas ward, deine Wege getadelt?

Hat der Staub, dem du Seele gabst, hat er auf die Rechnung seiner Verdienste geschrieben, was Geschenke deiner Erbarmung waren? Hat der Unwürdige, den du in deinem Busen, an deinem Herzen nährtest, dem du so manchen Tropfen Seligkeit reichtest aus deinem eigenen Becher; hat er deiner Gnaden und seiner Vorzüge vergessen? — Schlage sein Auge mit Blindheit! laß ihn nie wieder die Stimme der Freundschaft hören! laß ihn grau werden im Kerker! Mit willigem Geist soll er's tragen, dankbar gegen die Erinnerung seiner genossenen Freuden, und selig in Erwartung der Zukunft! —

Es war meine ganze Seele, Viviani, die ich in diesem Gebete hingoß; aber nicht das Murren des Unzufriedenen, nur die willige Ergebung des Dankbaren, hatte der Gott vernommen, der mich zu so viel Seligkeit schuf! Denn siehe! ich lebe hier frei zu Arcetri, und nur heute noch hat mich mein Freund unter die Blumen des Frühlings geführt.

Er tappte nach der Hand seines Schülers, um sie dankbar zu drücken; aber Viviani ergriff die seinige, und führte sie ehrerbietig an seine Lippen.

Dritter Abschnitt.

Didaktische Gattung.

1) Platonische Betrachtungen über den Menschen.

In der unendlichen Leiter der lebenden und beseelten Geschöpfe, steht der Mensch, wie es scheint, in der Mitte, und verbindet die Welt der Geister mit dem unabsehbaren Reich der Thiere. Seiner Gestalt nach scheinet er weiter nichts als das schönste und vornehmste unter den Thieren: aber seine Werke zeigen, daß Englische Fähigkeiten in diesen Leib eingeschränkt sind. Die Vernunft giebt auch seinem sinnlichen Vermögen eine unendlich weitere Ausdehnung als den andern Thieren. Mit Augen, welche schwächer sind als des Adlers, sieht er die entferntesten Gestirne, dringt in die Tiefen des Meers, und entblößet das Eingeweide der Erde. Seine Einbildungskraft entdeckt ihm unzählbare Welten, und ahmet von ferne dem Schöpfer nach, der in einem Augenblick einen Himmel voll Ordnung und Schönheit aus dem Nichts hervorrufen kann. Er holet das Vergangene zurück, und giebt ihm eine zweite Wirklichkeit; er überschaut das Gegenwärtige und deckt sogar den Vorhang der Zukunft auf. Durch die Fähigkeit, seine Begriffe in Ordnung zu bringen, ist er im Stand, unzählige Empfindungen,

Vorstellungen zu erhalten, die sich sonst in der Menge verloren hätten. Und durch das Vermögen, die Regel des Schönen und Angenehmen zu entdecken, kann er die Gränzen seiner Vergnügen fast ins Unendliche erweitern. — Nehmet ihm die Vernunft, und lasset nur das Thier übrig: der Mensch wird in einem sehr kleinen Kreise empfinden, er wird immer die gleichen Vorstellungen haben, er wird wenigen Trieben der Natur immer gleich genug thun; jeder Tag wird ihm der vorige seyn, er wird eine Uhr seyn, die immer gleich lauft, bis sie die Bewegung verliert. Ein Thier ist nicht Meister weder über die Eindrücke, die es von außen bekommt, noch über die Triebe, die dadurch erregt werden. Es kann weder seine Freuden vergrößern, noch seine Schmerzen verringern. Der Mensch empfindet fast jedes Vergnügen dreifach, und jedesmal mit eigenen Reizungen begleitet. Er sieht es zum voraus, er genießt es eh es da ist, und die Hoffnung vergrößert es vor seinen Augen. Nachdem er es genossen hat, kann er es wieder erneuern, so oft er will, und vermittelst einer kleinen Entzückung, welche durch die wunderbaren Triebfedern der Imagination hervorgebracht wird, es fast bis zur Lebhaftigkeit der wirklichen Empfindung erhöhen. Seine Gefühle sind feiner, ordentlicher und verknüpfter, und sie sind auch mehr in seiner Gewalt. Selbst die widrigen sind es; denn er kann sie verkleinern, entfernen, oder mit angenehmen Farben übermalen; ja, so groß ist die Gewalt der Vernunft, daß sie aus dem Schmerz selbst Vergnügen erzwingen kann.

So große Einflüsse hat die Vernunft auf die sinnlichen Kräfte der Seele. Sie erhöhet, verschönert und erweitert sie, und adelt das Thier zu einer Art von Engeln.

Aber wie vortrefflich ist diese Vernunft, an sich selbst betrachtet, und wie groß macht sie den Menschen, da sie das Reich der Wahrheit vor ihm aufschließt, und ihn in den ewigen Gesetzen der Ordnung und Vollkommenheit unterweiset! Sie führt ihn von Stufe zu Stufe bis zum unendlich vollkommnen Wesen. — Doch sie braucht dazu keinen so langen Weg; sie zeigt es ihm in einem jeden Objekt, in einer Blume des Feldes, in einem Insekt, das seine Flügel in den Sonnenstrahlen entfaltet. Sie zeigt ihm mehr in der Natur, als die blosen Augen dem Thier zeigen; sie liest darin die Gedanken Gottes, den Entwurf und die Absichten des Schöpfers, die Tugenden der vollkommnen Güte. Dieses innere Auge übertrifft Myriaden von leiblichen Augen, sagt Plato; denn durch dieses entdecken wir die Dinge, wie sie sind. Es siehet, wie aus Gott, dem ewigen Ursprung dessen was möglich und wirklich ist, das ganze System der Wahrheiten fließt, und in ihm wieder zusammen lauft. Es lehrt uns die Gesetze der Glückseligkeit, die Richtschnur aller Bewegungen unserer Seele, aller Handlungen des ganzen Menschen, und zeigt, daß die Grundgesetze, von denen das Wohl der Menschen abhängt, eben dieselben sind, welchen jeder Erzengel gehorcht; eben dieselben, nach welchen Gott selbst handelt.

Lasset uns jetzt einen Blick thun, auf das, was der Mensch auf diesem Planeten ausgerichtet hat,

der zum ersten Theater seiner Fähigkeiten geschaffen worden. Allenthalben werden wir den Beherrscher der Erde finden. Hier sehen wir Wüsten zu blühenden Gärten umgeschaffen, Wildnisse und grauenvolle Wälder in fruchtbare Ebnen verwandelt, und genöthigt, unzähligen Einwohnern Ueberfluß zu geben, ganze Länder dem Wasser entrissen, Felsen in bequeme Wohnungen der Menschen ausgehauen. Hier zeugen Pyramiden und Tempel von der allmächtigen Kunst des Menschen. Die bloßen Ruinen von Persepolis sind Denkmäler, daß einmal Geschöpfe da gewohnt haben, welche der Natur befehlen konnten. Sehet dort einen Praxiteles dem todten Marmor Leben und Anmuth geben, und Halbgötter aus Steinen hervorziehn! — Hier ist eine leere Tafel, und etwas geriebene Erde. In weniger Zeit wird die Hand eines Apelles, welche einem unsichtbaren Geiste nacharbeitet, unsre Augen mit der reizenden Gestalt einer Nymphe bezaubern, die von keiner lebenden Schönen ohne Eifersucht gesehen wird. — Wer wird glauben, daß in diesen stummen Saiten Harmonieen verborgen wären, welche das Herz schmelzen, und die Seele in wenigen Minuten durch den ganzen Labyrinth der Leidenschaften fortreißen? Aber lasset einen Tonkünstler mit Fingern, deren jeder eine Seele zu haben scheint, diese stummen Saiten beherrschen, und ihr werdet lauter Ohr, lauter Harmonie werden, und über den Menschen erstaunen.

Durch den Einfluß der Vernunft in das Herz wird die Tugend hervorgebracht, die allein das ist, was den Menschen seines Urhebers würdig machen

kann; diese Güte, die ihre höchste Freude im Glück aller Geschöpfe findet; diese liebreichen Neigungen, welche immer beschäftigt sind, wohl zu thun; diese Liebe zu allem, was uns durch Schönheit oder Vollkommenheit an unsern Schöpfer erinnert; diese richtige Stimmung der Affekte und Empfindungen, welche mit der Vernunft, oder den ewigen Gesetzen der Ordnung, die angenehmste Symphonie machen. Waz ist schöner als der tugendhafte Mensch? Und daß er es seyn könne, beweisen eben diese Jahrbücher aller Zeiten, die durch die edeln, großmüthigen und wohlthätigen Beispiele rechtschaffner Menschen den Abscheu mildern, den die Beispiele der Laster und Ausschweifungen der größern Anzahl uns gegen unsre eigne Natur einhauchen, und uns Muth machen zu glauben, daß weder die Gewalt einer zwingenden Fatalität, noch eine innerliche Bosheit unsrer Natur auch uns verhindern könne, so gut zu werden, als Menschen bereits gewesen sind.

Sollte nun der Mensch, mit solchen Fähigkeiten, nur für diesen engen Kreis, für diese kurze Zeit, für ein Leben, welches eher einem Mittelstand zwischen Seyn und Nichtseyn als einem wahren Leben gleicht, geschaffen seyn? — Wir wollen nicht lange muthmaßen. Ein göttliches Licht leuchtet hier, wo sich die letzten Strahlen der Vernunft in Ungewißheit verlieren. Gott redet, und entdeckt uns die Zukunft und seine Absichten! Erhabne Absichten! Glänzende Zukunft!

Der Mensch ist einer unendlichen Veredlung fähig, der Mensch ist für die Ewigkeit erschaffen! Nur diese Wahrheit löset das sonst unbegreifliche Räthsel der menschlichen Begierden auf, die unter

den endlichen Dingen keinen Gegenstand finden, der sie erschöpfen könnte. Dieses dunkle Gefühl unsrer Bestimmung, dieser Hang zum Unendlichen, arbeitet insgeheim in jeder menschlichen Brust. Ein Alexander, der am äußersten Gestade des Ozeans weint,

Daß andre Welten zu bezwingen,
Der Himmel keine Brücke hat;

Nero, der durch ungeheure und gigantische Freuden den Ekel seiner Seele heilen will; — diese selbst, so sehr sie sonst die menschliche Natur verunehren, geben hierin ein Zeugniß ihrer angebornen Größe, die noch aus ihren Ruinen hervorschimmert. Diese unersättlichen Neigungen waren für das Unendliche bestimmet.

Wie schön ist dieses Gemälde vom Menschen, und wer wollte glauben, daß es nicht der Wahrheit gemäß sey, oder daß die bloße Einbildungskraft eines Dichters etwas schöners sollte herausbringen können, als der Schöpfer schaffen wollte? Aber ich habe nichts anders vom Menschen gesagt, als was Erfahrung und göttliche Orakel bestätigen. Der Mensch ist ein vernünftiges Geschöpf, ein Bild der Gottheit, ein Verwandter der Engel, oder ein Engel in thierischer Gestalt, welche durch den inwohnenden Geist geadelt und verschönert wird; eines von den erhabenen Wesen, welche, gleich kleinen subordinirten Göttern, ihre Sphären beherrschen, und durch Weisheit und Güte an dem gemeinschaftlichen Zweck des ganzen Weltsystems arbeiten. Engel sind seine Geschlechtsverwandte, Engel sorgen für ihn, und zeichnen seine Thaten auf. Der Mensch allein denkt klein vom Menschen, sagt Young. — Aber

sollte uns nicht eben dieses an der Wahrheit unsers Gemäldes zweifeln machen? — Nein. Der Mensch ist in seiner Anlage, und nach seiner Bestimmung, wie wir ihn beschrieben haben; es braucht nicht wenig, ein so herrliches Werk zu verunstalten; aber auch in den Ueberbleibseln der Zerstümmlung entdecken wir genugsam ein bewundernswürdiges Werk eines göttlichen Verstandes.

Die ganze Vollkommenheit des Menschen besteht in Fähigkeiten, die gleichsam in einander gewickelt im Schooß der Seele liegen, und Zeit, glückliche Einflüsse, und die treibende Wärme gemäßigter Gemüthsbewegung nöthig haben, um zur Wirklichkeit hervorzublühen. Wird der Ausbruch dieser Fähigkeit gehemmt, wird entweder der Anbau der Seele ganz und gar, oder doch darin die gehörige Ordnung und Aufmersamkeit auf den Fingerzeig der Natur versäumt: so muß nothwendig eine Mißgestalt herauskommen, welche durch ihre Ungleichheiten, und den Mangel an Ebenmaß den Weisen selbst im Zweifel läßt, wie er ihr Daseyn in einem so vollkommnen und regelmäßigen System, als die Welt Gottes ist, rechfertigen soll.

Die Natur des Menschen ist eine sehr hinfällige Schönheit. Diese Bemerkung wird von allen Kennern gemacht, und, wie ich befürchte, zuweilen mißbraucht. Gewiß ist, daß die Verhältnisse der Seelenkräfte unter einander so fein sind, daß es sehr leicht ist, die Harmonie derselben zu verletzen. Eine einzige kleine Unrichtigkeit zieht eine ganze Reihe kleiner Unrichtigkeiten nach sich, aus welchen zuletzt sehr große Uebel entstehen. Und weil zur Tugend oder zur Richtigkeit und Gesundheit der Seele, eine

wohlabgemessene Wirksamkeit aller Seelenkräfte, zum Laster hingegen nur eine übermäßige Bewegung der Sinnlichkeit nöthig ist: so ist unläugbar das Laster leichter als die Tugend, und gewinnt gar bald die Oberhand, da es durch so unzählig viel Wege sich in die Seele einschleicht, und seinen Sitz in solchen Kräften nimmt, wo es so leicht Nahrung findet, und um sich fressen kann. Wem der Zustand der Menschen nicht ganz fremd ist, der wird sich eher wundern, daß sie noch so gut, als daß sie so schlimm sind, wie die Erfahrung sie zeigt.

Die goldenen Zeiten, wenn sie jemals außer den Ideen der Dichter existirt haben, sind längst dahin, die Menschen sind nicht, was sie seyn könnten und sollten; obgleich dies die göttlichen Absichten mit dem Menschen gar nicht umkehrt. Wir haben recht, nach der obigen Abschilderung, eines der schönsten und liebenswürdigsten Geschöpfe auf diesem Planeten zu suchen; aber wir finden nur Ruinen, oder verschüttete Ueberbleibsel, die, entweder verstümmelt, oder nur halb und beschmutzt aus dem Moder hervorragen. Es ist ganz natürlich, daß bei solcher Bewandniß, die Verschiedenheit, welche nach der Einrichtung des Schöpfers zu desto größerer Schönheit des ganzen menschlichen Systems dienen sollte, in eine so seltsame Ungleichheit ausgeartet ist, daß man oft Mühe hat, Geschöpfe, die so sehr disharmonieren, für Kinder eines Stammvaters zu erkennen. — Fast sollte man es satyrischen Köpfen unter den Heiden vergeben, daß sie auf den Einfall gekommen sind, die unbefiederten zweibeinigen Bewohner der Erde für lächerliche Mißgeburten zu halten, welche zum Vorschein gekommen, da irgend

eine Gottheit den wunderlichen Einfall gehabt, mit allem Fleiß groteske Arbeit zu machen.

Indessen findet man doch bei genauerm Anschauen mehr Spuren der Hoheit der menschlichen Natur, und mehr wirklich Schönes in der menschlichen Welt, als man finden würde, wenn man sie nur aus den Urkunden eines Rabelais, oder aus Gullivers Reisen studirte. Ich bin hievon überzeugt worden, da ich gefunden, oder zu finden vermeint habe (denn so sollten wir uns gewöhnen zu sagen), daß alle menschenähnliche Geschöpfe, denen die alten Schulweisen das Reden, Lachen und Grau- werden, zusammen genommen, als unterscheidende Vorrechte vor andern Thieren zuerkannt haben, bei aller ihrer Verschiedenheit der äußerlichen Figur, Farbe, Lebensart, Kleidung, Regierungsform, Religion und Sitten, sich dennoch unter fünf Klassen bringen lassen, welche sehr genaue Verhältnisse unter einander haben, und zusammen kein so gar übel eingerichtetes System mit einander ausmachen. Ich will von einer jeden dieser Klassen, so kurz als die Deutlichkeit erlaubt, eine Beschreibung geben.

Die erste ist die niedrigste, und dem Thierreich die nächste. Ich rechne zu ihr den großen Haufen von Menschen, deren bester Theil nicht nur in seiner natürlichen Rohheit bleibt, sondern über das nach und nach so sehr verunstaltet wird, daß er auch die darunter hervorglimmende natürliche Schönheit fast gänzlich verliert; deren zarte Fähigkeiten theils unentwickelt geblieben, theils im Bearbeiten verdorben werden; die nie zu wahren Menschen reif werden. Ihre Unwissenheit wird mit den Jahren zur Dummheit; und die sinnlichen Triebe, die mit ihnen

aufwachsen, und keiner gesetzmäßigen Gewalt gehorchen lernen, dünsten eine Menge Vorurtheile aus, welche den unterscheidenden Sinn des Guten und Bösen, das Vorrecht der menschlichen Natur, dicht überziehen; sie arten mit der Zeit in herrschende Neigungen aus, welche nur nach Beschaffenheit des Temperaments und der äußerlichen Umstände abgeändert sind. Diese Menschen sind also sehr sinnliche Geschöpfe, ungestüm in ihren Leidenschaften, wankelmüthig, kurzsichtig, eigensinnig, und doch leichtgläubig, und also leicht zu betrügen. Die Einbildung ist ihre Vernunft, der äußere Schein der Grund ihrer Entscheidung, ihres Wollens und Nichtwollens. Sie sind größtentheils dazu verurtheilt, nur für den Leib zu sorgen. Daher ziehen sie sich eine so niedrige und thierische Denkart zu, daß sie sich niemals über die Erde, wo ihr Futter wächst, erheben können. Ihre Sitten sind so plump wie ihr Geschmack, ihre Vergnügungen sind wenig und von der gröbsten Art; hingegen vergrößert die Unwissenheit, der Aberglaube, die Furcht, die Kleinmüthigkeit die Zahl ihrer Uebel ungemein. Es ist kein Wunder, daß diese Art von Menschen das glückliche Leben nicht kennt, da sie so sehr wenig sind, was der Mensch seyn soll, und doch ein geheimer Instinkt ihnen immer sagt, daß sie keine bloßen Thiere sind, ob sie gleich von Tyrannen, die oft zu ihrer eignen Art gehören, so gehalten werden.

Man sieht leicht, daß daran nicht zu gedenken ist, daß diese Mittelgattung zwischen Menschen und Yahoos jemals zu etwas höherm geadelt werde. Ich besorge, daß das so viel als unmöglich sey. Aber man sieht auch gleich, daß die Natur dieser Men-

schen sie nicht nur fähig, sondern es ihnen unentbehrlich macht, regiert zu werden. Wenn man sich theils ihrer Neigung zum Neuen und Wunderbaren, theils ihrer Trägheit und Furchtsamkeit und ihrer andern Leidenschaften klüglich zu bedienen weiß, so müssen eben diese helfen, sie in so vieler Ordnung zu erhalten, als nöthig ist, um zu verhindern, daß unsere Erde kein Chaos werde. Man muß nicht vergessen, daß es auch unter diesem Pöbel wieder Grade giebt; aber wenn wir es genau untersuchen, so wird der Unterschied zuletzt kaum größer seyn, als der Unterschied zwischen einer Hofkokette im Gallakleid, und zwischen einer Kokette im Mieder, oder zwischen einem Narren im Zwillichkittel, und einem Narren mit einem Ordensbande.

In die andere Klasse setze ich die große Menge der Leute von bessern Glücksumständen, welche Vergnügen und Zeitvertreib zum Zweck ihres Lebens machen. Diese werden beinahe den größten Theil jener beiden Welten ausmachen, die man die große und die schöne Welt zu nennen pflegt. Diese Leute scheinen unsere Erde für einen großen Maskeradeplatz anzusehen, wo es jedem erlaubt ist, zu seyn was er will, wenn nur die große Absicht erreicht wird, die Zeit zu tödten. Sie machen sich bekannter mit dieser Welt, als die erste Klasse. Sie rennen nach Vergnügen, alle ihre übrigen Leidenschaften sind nur Aufwärterinnen des Hangs zum Vergnügen. Der Witz, dieser gefährliche Affe der Vernunft, ist ihr Abgott. Dieser lehrt die giftige, aber süße Kunst sich selbst zu betrügen. Er setzt die Zukunft und jede ernste Wahrheit in Entfernung und Schatten, und blähet kleine kindische Freuden zu Riesengröße

auf. Er erhitzt die Phantasie, und zeigt ihr lauter bezauberte Gegenden. Er erfindet andere Gesetze, als die ewigen Tafeln des göttlichen Willens; oder er verändert, erweitert sie, und läßt sie nach. Der Mensch wird zu einem feinen wollustathmenden Vieh gemacht, dessen Freuden nur mannigfaltiger, weitläufiger und künstlicher sind als der übrigen Thiere. Ihre Seele scheint in ihrem Blute zu sprudeln; so lange dieses wallet, so sind sie. Sie befinden sich so wohl in dieser Welt, daß sie keine Zeit haben, an eine bessere zu denken, und wenn es geschehen würde, so müßten es Mahommeds-Paradiese seyn.

Diese Klasse ist allerdings von der ersten unterschieden. Eine feinere Anlage zarter Empfindungen, mehr Lebhaftigkeit des Geistes, Geschmack, Witz und Artigkeit machen diesen Unterschied. Das was sie mit einander gemein haben, will ich jetzt nicht untersuchen. Diese Leute sind es, denen wir den angenehmen Mißbrauch der schönen Künste, der den Gebrauch fast ganz verdrängt hat, die Erfindung unzählig vieler Instrumente der Wollust, Zierathen, und Artigkeiten, Moden und Spiele, — zu danken haben. Sie haben ganz gewiß einen Theil der Erde verschönert, aber immer auf Unkosten eines andern. Die Menschen von der ersten Klasse sind die Sklaven der Vergnügungen ihrer Brüder von der zweiten. Sie müssen sich ermüden, diesen die Nothdurft und die Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen, und werden gezwungen, erfindsam zu seyn, um sie immer mit neuen Spielwerken zu versehen. So erhalten sie einander wechselweise in Thätigkeit.

Wie schön und gut würden die Menschen werden, wenn man sie bereden könnte, die Gegenstände

ihrer Neigung mit bessern zu verwechseln, und die Freude aus reinen Quellen zu schöpfen. Die Wahrheit kann etwas hierzu thun, wenn sie sich gefallen läßt, sich mit Witz zu schminken. Doch wirkt selten etwas kräftiger auf solche weichliche Gemüther, als der Ueberdruß, das Alter, und was man Unglücksfälle zu nennen pflegt. Die gewöhnlichen Wirkungen davon sind bei ihnen entweder Misanthropie, eine Art von Fieber, welches seine guten Stunden leidet, in denen sie sich ihrer ehemahligen Freuden wenigstens erinnern — oder ein gewisser fanatischer Schwung der Einbildungskraft und des Herzens, der eine Neigung hervorbringt, sich vom Leibe zu entkörpern, der seine Dienste versagt; eine große Verachtung dieser Welt, die uns verläßt, und eine schwärmende Sehnsucht nach der unsichtbaren, die jetzt am bequemsten ist, weil man sie zu genießen nur eine erhitzte Einbildung nöthig hat. Es ist bekannt, daß man vornehmlich dem schönern Theil des menschlichen Geschlechts Schuld giebt, daß viele desselben auf den Einfall kommen, reine Geister zu werden, nachdem sie sich genöthiget sehen, sich des Titels irdischer Engel zu begeben.

Diese beiden Klassen haben das Unglück gemein, daß die sinnliche Seele den ganzen Menschen auf eine despotische Art beherrschet, woraus nothwendig tausend regellose exzentrische Bewegungen und einheimische Unruhen entstehen müssen, welche oft seine ganze Glückseligkeit in Gefahr setzen.

Die dritte Klasse wird von den spekulativen Köpfen eingenommen, die einen beträchtlichen Theil des menschlichen Geschlechts ausmachen; von jenem Grammatiker an, welcher ausrechnete, wie oft ein

jeder Buchstab im Homer vorkommt. bis zu dem Fakir, der sich bemüht, über den tiefsinnigen Betrachtungen des Nichts, als des Ursprungs aller Dinge, selbst zu nichts zu werden. Diese Leute scheinen nur Zuschauer in dieser Welt zu seyn; sie gaffen sie an, als ob sie weiter keine Verbindungen mit ihr hätten; und zu allem Unglück verschwenden die meisten ihre Aufmerksamkeit nur auf das, was ein weiser Mann kaum eines flüchtigen Anblicks werth hält.

Diese Klasse theilt sich, gleich den vorigen, in viele besondere Gattungen ein. Einige, denen die Erde zu klein vorkommt, (denn sie ist ja nur ein Sonnenstaub gegen das ganze Himmelssystem,) haben sich gänzlich dem Himmel gewidmet, ob sie gleich an demselben fast nichts als Unordnungen und Abweichungen von ihren Regeln sehen, welche sie sich bestmöglichst aufzulösen bestreben. Man könnte glauben, sie borgten von den Sphären Feuer zur Erweckung und Nahrung der Andacht und der Richtung der Seelen gegen das Ewige; sie gewöhnten sich an eine höhere und reinere Denkart, als die andern Sterblichen, und an ein lebhafteres Gefühl der hohen Bestimmung der menschlichen Natur. Aber das ist es nicht. Sie rechnen nur aus, in was für einer Art von Linien sich die Planeten um die Sonne herumdrehen, oder wie weit der Hundsstern von der Erde abstehe. — Andere nicht so hoch fliegende Geister begnügen sich demüthig an der Kontempiation der Sommervögel, und aller Arten von Ungeziefer; sie wissen ihre Zahl und nennen sie mit Namen. Andere kriechen unter dem Schutt alter Ruinen herum, sie verstehen sich auf Sprachen, die verloren

gegangen sind, und erklären die geheimnißvollen Figuren auf dem Tisch der Isis. Andere zerquälen sich, den ganzen Umfang der Sittenlehre aus einem einzigen Grundsatz zu demonstriren; andere beweisen die Unsterblichkeit der Seele aus der Vernunft; einige erfinden neue Lehrgebäude, um andern die Mühe zu machen sie wieder umzuwerfen. Einige spekuliren so lange, bis sie an allem, was ist, zu zweifeln anfangen; andere beweisen durch eine lange Reihe von Schlüssen, daß es Mittag ist, wenn uns die Sonne auf den Wirbel brennt. Viele verbrauchen ihr Leben mit der Bemühung, alle Meinungen, Erfindungen, Träume und Wahrheiten, Gutes und Böses aller andern Skribenten zusammen zu lesen, ohne darauf zu sinnen, was sie mit diesem Schatz anfangen wollen. — Der größte Theil dieser wunderlichen Leute ermüdet sich in Kleinigkeiten, und die wenigen, die sich mit wichtigern Dingen beschäftigen, haben das Unglück, die Wahrheit für einen bloßen Gegenstand der Betrachtung zu halten; für ein Ding, das, wie der Baum des Erkenntnisses, lieblich zum Anschauen ist. Sie gleichen den bezauberten Drachen in den alten Romanen, die in unterirdischen Höhlen große Schätze bewachen, deren Werth oder Gebrauch ihnen unbekannt ist.

Die vierte Klasse ist (wie ich befürchte) viel weniger zahlreich als die vorigen; und nun werden wir gleich errathen, daß sie die beste ist. Sie ist in der That die wahre Zierde der Erde, und wenn noch etwas auf derselben ist, das englische Blicke herabholen kann, so ist es das Leben dieser liebenswürdigen Menschen, welchen die Natur eine glück-

liche Anlage zu einer harmonischen Gemüths-art, eine feine Empfindung des Schönen, und edle Neigungen zum Guten verliehen hat. Ohne einige Fähigkeiten in einem außerordentlichen Grad zu haben, sind sie scharfsinnig genug, das Wahre von dem Schein zu unterscheiden, und durch die Verblendungen der Einbildungskraft, der Leidenschaft und Gewohnheit hindurchzudringen. Die Tugend scheint ein vorzügliches Recht an ihre Herzen zu haben. Sie verachten die Niederträchtigkeit der Seele, die nur sich selbst liebt. Ihre Freude ist Gutes thun. Die Neigung zum Vergnügen mag wohl hauptsächlich ihre Jugend beleben, sie wird aber von einer gleich starken Liebe zur Ehre bewachet, und beide leiten sie nach und nach zu den reinern Quellen der Tugend. Sie können irren, sie können durch eine unvorsichtige Neigung geblendet, oder auf Seitenwege gelockt werden. Aber ihr Herz ist keiner Bosheit, keiner Tücke, keines Neides, keiner Niederträchtigkeit fähig; ihr offner Verstand, die Güte ihres Gemüths, ihre Redlichkeit gegen sich selbst, lassen sie nie weit verirren, bringen sie bald wieder zurück, und befördern sie immer weiter. Diese allein sind zur Freundschaft und wahren Zärtlichkeit recht aufgelegt. Für sie ist die Natur schön, für sie sind so viel feine und beglückende Freuden in den Verbindungen der Gesellschaft. Sie genießen der Welt mit Vernunft, aber sie sind nicht an sie gefesselt. — Wenn es wahr ist, daß lebende Beispiele und redende Gemälde der Tugend mehr nutzen als moralische oder metaphysische Dissertationen, so trägt gewiß diese kleine Anzahl von thätigen Weisen,

beiderlei Geschlechtes, mehr zum wahren Vortheil der Menschen bei, als die ganze unabsehbare Welt der spekulativen Gelehrten.

Mich dünkt, ich habe nun allen Sterblichen, so verschieden als sie immer scheinen mögen, ihre Klassen angewiesen, bis auf die sonderbaren und seltnen Geister, die man über die übrigen Menschen so erhaben gefunden, daß man sie mit dem Namen Genien zu unterscheiden pflegt, welcher sonst Wesen höherer Ordnung andeutet. Ihre Anzahl ist so groß, als es Gott zur Erhaltung der moralischen Ordnung, oder zur Züchtigung der Menschen nöthig findet. Denn es giebt gutthätige und böse Genien. Beide kommen darin überein, daß sie ungewöhnliche Fähigkeiten, und wenn ich so sagen darf, etwas Kolossalisches in der Gestalt ihres Geistes haben. Von Jugend auf unterscheidet sie eine brennende Begierde zum Wissen; ein Fleiß, den Hindernisse nur muthiger machen; eine Freiheit der Seele, die so ungelehrig ist, das Joch zu tragen, daß sie manchmal auch die nothwendigen Schranken überspringt; eine gewisse Begeisterung der Imagination, die ihnen tausend unbekannte Ideen aufdeckt, und etwas Heldenmäßiges im Herzen, das sie zu großen Thaten fähig macht. Durch die Entwicklung und Ausbildung dieser großen Fähigkeiten vermittels der Wissenschaften, des Nachsinnens, der Kenntniß der Welt und der Erfahrung, gelangen sie zuletzt zu dieser durchdringenden Schärfe des Geistes und männlichen Stärke des Gemüths, welche sie so sehr über die gemeinen Menschen hinwegsetzt. Der Kreis, worin solche Kräfte wirken sollen, muß

nothwendig groß seyn. Sie sind zu Gesetzgebern, zu Lehrern, zu Führern des menschlichen Geschlechts bestimmt. Sie sollen das Ganze übersehen, für das Ganze sorgen. Von ihnen sollen die Entwürfe herkommen, wie die Beschwerden der Menschen zu verringern sind, und wie ihre Vortheile vermehrt werden können. Und eben weil die Hindernisse, die der Ausführung im Wege liegen, an Zahl und Gewicht so groß sind, wurden sie mit so vieler Stärke, mit so weitsehenden hellen Einsichten, mit einem so lebhaften Instinkt zum Großen und Ruhmwürdigen, mit einem so mächtigen Enthusiasmus, versehen, damit sie den Menschen das Gute wirklich thun, was schwächere, obgleich gutwillige Geister, ihnen nur wünschen können. Diejenigen unter diesen Genien, die ihrer Bestimmung getreu sind, sind den englischen Schutzgeistern ähnlich, welche, nach der frommen Meinung der Alten, über die Welt wachen, die Sphären regieren, und den Befehl des Schöpfers diesseits des Himmels vollziehen. Sie haben alles, was den übrigen Menschen abgeht, um sich selbst glücklich zu machen; sie sind zum Regieren, wie diese zum Gehorchen gemacht. Sie vertreiben die Unwissenheit und bekriegen die Vorurtheile und praktischen Irrthümer, tausendmal schädlichere Ungeheuer als diejenigen, deren Vertilgung dem Herkules einen Platz bei den griechischen Göttern verdiente. Sie bringen Licht, Wahrheit und Ordnung ins menschliche Leben. Sie lehren oder bewachen die heiligen Gesetze der Natur, welche die Quellen aller übrigen Gesetze sind. Sie bezähmen und mildern die Wildheit und Härte der Men-

schen, verbessern, bilden und poliren ihre Sitten; lehren sie das Anständige, das Edle, das Schöne, — und so machen sie gewisser Maßen die Fabel wahr, welche der zaubrischen Laute des Orpheus die Kraft wilde Thiere zu besänftigen andichtete.

Wie traurig ist es, daß solche Fähigkeiten mißbraucht werden können! Daß solche Geister ihres Endzwecks verfehlen, und von ihrer Hoheit herabstürzen können; daß sie die wahre Ehre, Wohlthäter der Menschen zu seyn, aus den Augen verlieren, und von dem falschen Schimmer einer eingebildeten Göttlichkeit, von einer Schimäre, einem leeren Getön getäuscht, Zerstörer der Welt werden können. Wenn ich einen Alexander nach Lorbern rennen sehe, so dünkt mich, ich sehe die Fähigkeit eines Engels, Werke eines Insekts verrichten. Sollen so kleine, so niederträchtige Begierden in himmlische Seelen kommen? Sich selbst beherrschen, ist die höchste Stufe der Hoheit. Wer dies nicht kann, hat das Recht verloren, sich der Regierung der Menschen anzumaßen. Wie unglücklich ist es, wenn Helden unrichtig denken! Wie viel kommt es darauf an, daß diese wissen, was wahrhaftig groß und ruhmwürdig ist. Wie nöthig ist es, daß diese fühlen, daß sie von einem Höhern abhängen, daß seine Gesetze ihre Richtschnur sind, daß sie ihm nur im Wohlthun ähnlich seyn können! Ein Genie, der sich auf die schlimme Seite wendet, ein Eroberer, ein Zerstörer, ein Verführer der Menschen ist ein desto häßlicheres Ungeheuer, je größer und liebenswürdiger er gewesen seyn würde, wenn er in seiner gehörigen Laufbahn geblieben wäre. Ein

gefallner Engel ist tausendmal häßlicher als der schlimmste Mensch.

Die Liebe zum Ruhm hat eigentlich nur bei großen Seelen statt, und wächst nur bei ihnen so groß, daß ihr alle übrige Neigungen Platz machen müssen. Was man bei Leuten, die eigentlich in die Klasse des Pöbels gehören, Ruhmsucht und Ehrgeiz heißt, ist nur ein verkleideter Eigennutz; sie wünschen angesehen und groß zu seyn, um niedrigen Begierden desto besser nachhängen zu können. — Weil die Leidenschaften einmal die Winde sind, die uns in Bewegung setzen, so seh ich diesen edeln Ehrgeiz großer Geister für nöthig an, um sie zu ihrer Bestimmung zu befördern, und die Hindernisse zu überwinden. Wir sehen aber aus der Geschichte, wie schädliche Stürme er hervorbringt, wenn ihn die Vernunft nicht mäßigt, und ihm die wahre Richtung giebt. Genien haben sich noch nie mit Kleinigkeiten beschäftiget. Ihre Bemühungen interessiren immer den Menschen, und das erstreckt sich bis auf ihre Spiele. Es giebt Leute, die in Kleinigkeiten groß sind, sie gehören aber in die dritte Klasse.

Wir haben nun die Menschen, wie sie wirklich sind, in ihren verschiedenen Klassen übersehen; und die Gradation verdient bemerkt zu werden, die sich in denselben zeigt. Wir fanden unreife ungebildete Menschen, und dieser waren die meisten; Menschen, die nur die sinnlichen Vollkommenheiten ausbilden; solche, welche nur Intelligenzen seyn wollen; eine kleine Zahl von solchen, deren moralische Güte sie liebenswerth macht, und endlich ganz ausgewickelte, und (so weit es diese Welt verstattet) vollständige

Menschen, welche daher große und majestätische Geschöpfe seyn müssen. Wenn wir das Beste aus allen diesen Klassen zusammen nehmen, so bekommen wir den Menschen, den ich anfangs geschildert habe. Und so habe ich einen Theil meiner Absicht erreicht.

Das menschliche Geschlecht hat also unstreitig eine sehr schöne Seite. Aber was wollen wir uns schmeicheln? Sie wird von der häßlichen fast ganz verdunkelt. Ich erröthe, ich erschrecke, wenn ich die unzähligen Aussprüche des Unsinns, die schwarzen Thaten, die Schande, womit so viele Menschen ihr Geschlecht gebrandmarkt haben, überdenke; wenn ich die Zahl und die Größe der Uebel bedenke, die uns drücken. Regellose thierische Leidenschaften, die am gefährlichsten werden, wenn sie der Witz in seinen Schutz nimmt; niederträchtige Selbstheit, die alles in ihren Strudel hineinzieht, was sie erreichen kann; Vergessenheit der heiligsten, unwidersprechlichsten Pflichten, die wir gegen unsern Schöpfer und Oberherrn, gegen die Welt, und die menschliche Gesellschaft haben; schändliche Heuchelei, womit man den Allwissenden selbst zu betrügen glaubt; Aberglauben, der der Ruhe und Ordnung des menschlichen Geschlechts allein mehr geschadet hat, als alle übrigen Laster; Tyrannen und willkührliche Gewalt — mit einem Wort, ein so tiefer Grad der Unordnung, daß ich mir, unmittelbar unter demselben, nichts anders als ein moralisches Chaos denken kann. Der größte Haufe sind Sklaven, willenlose, gebundene, mißhandelte Sklaven; Sklaven der willkührlichen Gewalt, der Schwärmerei, der Gewohnheit, und was das Aergste ist, ihrer eigenen Unvernunft, und ihrer Leidenschaften. Ohne diese innerliche Sklaverei hät-

ten jene Ungeheuer keine Gewalt über sie. Und was thun diese großen königlichen Geister, diese Genien, von denen man so viel erwarten sollte? Die meisten mißbrauchen ihre Obermacht, jene elenden und verführten Sklaven noch tiefer ins Verderben hineinzuführen, und glauben es am besten gemacht zu haben, wenn sie diese Unglücklichen bereden können, freiwillig an die Schlachtbank zu gehen, oder wenigstens angenehm zu träumen, wenn sie wachend unglücklich sind. — Und diese scharfsichtigen denkenden Köpfe, welche die Geschicklichkeit hätten, die Größe unsers Elends, seine Quellen, und die dienlichsten Gegenmittel auszuspähen? — Sie zählen den Sand des Meers, messen das Unermeßliche, wühlen im Eingeweide der Natur herum, als ob alle wichtigen Geschäfte schon gethan wären, und bringen ihr Leben mit Spitzfindigkeiten zu, deren größter Werth ist, daß sie dadurch abgehalten werden, etwas schlimmers zu thun. — Wie kränkend sind diese nur allzu gegründeten Betrachtungen für ein Herz, das ein Gefühl für das Wohl oder Elend seiner Mitgeschöpfe hat!

Es ist wahr, daß es vortreffliche Gesetzgeber und Lehrer gegeben hat, — und wie wäre es auch ohne solche ergangen? Ich bewundre und ehre einen Konfucius, einen Minos, einen Lykurgus. — Ich erkenne die Stärke ihres Geistes, den weiten Umfang ihrer Einsichten, ihre tiefe Kenntniß der Menschen. Die Entwürfe, die sie gemacht haben, sind wie man sie von der Schärfe ihres Geistes erwarten, und zur Dauer eines wohleingerichteten Staats fordern konnte. Es ist hier nicht die Absicht, sich in die Beurtheilung ihrer Gesetze und Anord

nungen einzulassen. Man bemerke nur, daß keiner von diesen großen Geistern eine bessere als eine politische Tugend in seinem Staat pflanzen wollte. Sie machten alle Ueberlegungen, welche sie zu ihrem Zweck machen mußten. Sie kannten die Leute, die sie vor sich hatten, ihre Lebensart und alle äußerlichen Umstände von denen sie abhiengen; sie übersahen das Gegenwärtige, und schauten tief in die Zukunft. — Aber sie nahmen sich die Freiheit, der menschlichen Natur Gewalt zu thun, um ihre Absichten zu erreichen; riefen Unwissenheit, Betrug und Aberglauben zu Hülfe; bekümmerten sich wenig um die Abweichung ihres Systems von den unveränderlichen und göttlichen Gesetzen der Natur, welche ohne Unterschied des Orts, der Zeit, des Klima, des Nationalcharakters, alle Menschen verbinden. Große Fehler, welche nothwendig großen Schaden thun mußten. Sie sahen, ungeachtet alles ihres Scharfsinns, nicht tief genug in die Natur und Bestimmung des Menschen. Sie vernachläßigten seine unmittelbare Abhängigkeit von Gott, (die Grundfeste aller Wahrheit, aller Gesetze und Verbindungen) und wußten oder bedachten nicht, daß der Mensch für die Ewigkeit erschaffen ist.

Ist denn kein Gesetzgeber, der den Menschen ganz und gar durchschaut, und seine Absichten auf Alle ausgedehnt hat? Dem der Indianer im Federnkleide, der glühende Mohr, der wollüstige Perfianer, der träge Lappländer, der flatternde Franzose, und der tiefsinnige Engländer, alle gehorchen könnten? Und dessen Gesetze die Fehler des Klima, des Temperaments, des Nationalcharakters, welchen die übrigen Gesetzgeber so viel nach-

sehen, verbessern und einschränken würden? — Gesetze, die den Trägen beleben, den Hitzigen mäßigen, den Wilden besänftigen; die dem Huronen, dem Kaffern, dem Indianer, dem Europäer, dem Grönländer gleichwohl gefallen müssen? Einfache wenige Gesetze, die sich auf ein unfehlbares Ansehen gründen, die ihre Belohnung mit sich führen, die auf Grundsätzen stehen, welche uns die höchste Glückseligkeit versichern.

Wenn solche Gesetze sind, würde Sokrates sagen, so muß sie Gott gemacht haben. Und wirklich hat sie Gott gemacht. Es sind keine anderen, als die Gesetze der moralischen Tugend, mit den allmächtigen Beweggründen der christlichen Religion unterstützt. Die Seele des Christenthums besteht in der lebendigen Erkenntniß dieser beiden Grundsätze: Daß Gott, der Schöpfer, Oberherr und Richter der Menschen, zugleich ihr Vater und Erbarmer ist, und sich alle möglichen gütigen Verhältnisse gegen uns gegeben hat, um sich uns auf alle mögliche Weise zu verbinden; und dann: Daß der Mensch, der für die Ewigkeit geschaffen ist, dieses Leben nie anders als in Verhältniß mit dem künftigen ansehen soll, von welchem es erst seinen Werth und wahre Bestimmung erhält.

Der Mensch ist als Geschöpf, als vernünftiges Geschöpf, als ein zum Handeln geschicktes Geschöpf, den allgemeinen Gesetzen der Ordnung und Vollkommenheit unterthan, welche diese Welt zu dem, was sie ist, machen. — Diesen Gesetzen gehorchen, ist der Stimme Gottes gehorchen. — Und, als ein sterbliches und im Himmel entsprungenes Wesen, muß er leben, wie es der Würde

seiner Natur und der Hoheit seines künftigen Standes gemäß ist.

Sein gegenwärtiges Leben muß also eine beständige Uebereinstimmung mit den Gesetzen Gottes, und eine ernste Vorbereitung auf das künftige seyn.

Schon längst hat die allgemeine Erfahrung gelehrt, daß Ehrfurcht vor Gott, und Hoffnung eines ewig glücklichen Zustandes nach dem Tode, sehr viel über des Menschen Herz und Sinne vermögen. Alle Völker haben Proben hievon gegeben. Der Fehler ist nur, daß man diese beiden Gefühle nicht genug geltend macht, und sich nicht ihrer ganzen Stärke bedient. Man treffe, um dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit die Herrschaft über unsre Seele zu verschaffen, nur so viele Anstalten, als Lykurgus, um Liebe zum Vaterland und Streitbarkeit in seinem kleinen Staate zu den alles bewegenden Triebrädern zu machen; man schaffe nur nach seinem Beispiel, alle entgegenstehenden Begriffe, Maximen und Gewohnheiten ab, und richte hingegen alles nach diesen Grundideen ein, und der Erfolg kann und wird nicht ausbleiben. Oder sollte es etwa unmöglich seyn, einen Staat nach denselben einzurichten? Wahrlich, wofern die Republick des Lykurgus noch in der bloßen Idee existirte, so würde sie jeder Kenner der menschlichen Natur für ungleich schwerer zu bewerkstelligen halten, als eine Republik von Christen!

2) Ueber Handlung und handelnde Personen in der Fabel.

Eine Handlung nenne ich, eine Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen.

Diese Einheit des Ganzen beruhet auf der Uebereinstimmung aller Theile zu einem Endzwecke.

Der Endzweck der Fabel, das, wofür die Fabel erfunden wird, ist der moralische Lehrsatz.

Folglich hat die Fabel eine Handlung, wenn das, was sie erzählt, eine Folge von Veränderungen ist, und jede dieser Veränderungen etwas dazu beiträgt, die einzeln Begriffe, aus welchen der moralische Lehrsatz bestehet, anschauend erkennen zu lassen.

Was die Fabel erzählt, muß eine Folge von Veränderungen seyn. Eine Veränderung, oder auch mehrere Veränderungen, die nur neben einander bestehen, und nicht auf einander folgen, wollen zur Fabel nicht zureichen. Und ich kann es für eine untrügliche Probe ausgeben, daß eine Fabel schlecht ist, daß sie den Namen der Fabel gar nicht verdient, wenn ihre vermeinte Handlung sich ganz malen läßt. Sie enthält alsdann ein bloßes Bild, und der Maler hat keine Fabel, sondern ein Emblema gemalt.

Doch nicht genug, daß das, was die Fabel erzählt, eine Folge von Veränderungen ist; alle diese Veränderungen müssen zusammen nur einen einzigen anschauenden Begriff in mir erwecken. Erwecken sie deren mehrere, liegt mehr als ein moralischer Lehrsatz in der vermeinten Fabel, so fehlt der Handlung ihre Einheit, so fehlt ihr das, was sie eigentlich zur Handlung macht, und sie kann, richtig zu

sprechen, keine Handlung, sondern muß eine Begebenheit heißen.

Ein Histörchen trägt sich zu; eine Fabel wird erdichtet. Von der Fabel also muß sich ein Grund angeben lassen, warum sie erdichtet worden; da ich den Grund, warum sich jenes zugetragen, weder zu wissen noch anzugeben gehalten bin.

Es giebt Kunstrichter, welche einen so materiellen Begriff mit dem Worte Handlung verbinden, daß sie nirgends Handlung sehen, als wo die Körper so thätig sind, daß sie eine gewisse Veränderung des Raumes erfordern. Sie finden in keinem Trauerspiele Handlung, als wo der Liebhaber zu Füßen fällt, die Prinzessin ohnmächtig wird, die Helden sich balgen; und in keiner Fabel, als wo der Fuchs springt, der Wolf zerreißt, und der Frosch die Maus sich an das Bein bindet. Es hat ihnen nie beifallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung ist; vielleicht, weil sie viel zu mechanisch denken und fühlen, als daß sie sich irgend einer Thätigkeit dabei bewußt wären. — Ernsthafter sie zu widerlegen, würde eine unnütze Mühe seyn.

Man hat die Handlung der Aesopischen Fabel mit der Handlung der Epopee und des Drama viel zu sehr verwirrt. Die Handlung der beiden letztern muß, außer der Absicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr selbst zukommende Absicht haben. Die Handlung der erstern braucht diese innere Absicht nicht, und sie ist vollkommen genug, wenn nur der Dichter seine Absicht damit erreicht. Der heroische und dramatische Dichter ma-

chen die Erregung der Leidenschaften zu ihrem vornehmsten Endzwecke. Er kann sie aber nicht anders erregen, als durch nachgeahmte Leidenschaften; und nachahmen kann er die Leidenschaften nicht anders, als wenn er ihnen gewisse Ziele setzet, welchen sie sich zu nähern, oder von welchen sie sich zu entfernen streben. Er muß also in die Handlung selbst Absichten legen, und diese Absichten unter eine Hauptabsicht so zu bringen wissen, daß verschiedene Leidenschaften neben einander bestehen können. Der Fabulist hingegen hat mit unseren Leidenschaften nichts zu thun, sondern allein mit unserer Erkenntniß. Er will uns von irgend einer einzeln moralischen Wahrheit lebendig überzeugen. Das ist seine Absicht, und diese sucht er, nach Maßgebung der Wahrheit, durch die sinnliche Vorstellung einer Handlung bald mit, bald ohne Absichten, zu erhalten. So bald er sie erhalten hat, ist es ihm gleich viel, ob die von ihm erdichtete Handlung ihre innere Endschaft erreicht hat, oder nicht. Er läßt seine Personen oft mitten auf dem Wege stehen, und denket im geringsten nicht daran, unserer Neugierde ihrentwegen ein Genüge zu thun.

Der größte Theil der Fabeln hat Thiere, und wohl noch geringere Geschöpfe zu handelnden Personen. — Was ist hiervon zu halten? Ist es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel, daß die Thiere darin zu moralischen Wesen erhoben werden? Ist es ein Handgriff, der dem Dichter die Erreichung seiner Absicht verkürzt und erleichtert? Ist es ein Gebrauch, der eigentlich keinen ernstlichen Nutzen hat, den man aber zu Ehren des ersten Erfinders beibehält? Oder was ist es?

Die wahre Ursache, warum der Fabulist die Thiere oft zu seiner Absicht bequemer findet, als die Menschen, setze ich in die allgemein bekannte Beständheit der Charaktere. — Gesetzt auch, es wäre noch so leicht, in der Geschichte ein Exempel zu finden, in welchem sich diese oder jene moralische Wahrheit anschauend erkennen ließe; wird sie sich deswegen von jedem ohne Ausnahme darin erkennen lassen? auch von dem, der mit den Charakteren der dabei interessirten Personen nicht vertraut ist? Unmöglich! Und wie viel Personen sind wohl in der Geschichte so allgemein bekannt, daß man sie nur nennen dürfte, um sogleich bei einem jeden den Begriff von der ihnen zukommenden Denkungsart und andern Eigenschaften zu erwecken? Die umständliche Charakterisirung daher zu vermeiden, bei welcher es doch noch immer zweifelhaft ist, ob sie bei allen die nehmlichen Ideen hervorbringt, war man gezwungen, sich lieber in die kleine Sphäre derjenigen Wesen einzuschränken, von denen man es zuverlässig weiß, daß auch bei den Unwissendsten ihren Benennungen diese und keine andere Idee entspricht. Und weil von diesen Wesen die Wenigsten ihrer Natur nach geschickt waren, die Rollen freier Wesen über sich zu nehmen, so erweiterte man lieber die Schranken ihrer Natur, und machte sie unter gewissen wahrscheinlichen Voraussetzungen dazu geschickt.

Man hört: Britannikus und Nero. Wie viele wissen, was sie hören, Wer war dieser? wer jener? In welchem Verhältnisse stehen sie, gegen einander? — Aber man hört: der Wolf und das Lamm; sogleich weiß jeder, was er hört, und weiß, wie sich

das Eine zu dem Andern verhält. Diese Wörter, welche stracks ihre gewissen Bilder in uns erwecken, befördern die anschauende Erkenntniß, die durch jene Namen, bei welchen auch die, denen sie nicht unbekannt sind, gewiß nicht alle vollkommen eben dasselbe denken, verhindert wird. Wenn daher der Fabulist keine vernünftigen Individua auftreiben kann, die sich durch ihre bloße Benennungen in unserer Einbildungskraft schildern, so ist es ihm erlaubt, und er hat Fug und Recht, dergleichen unter den Thieren oder unter noch geringeren Geschöpfen zu suchen.

Je tiefer wir auf der Leiter der Wesen herabsteigen, desto seltener kommen uns dergleichen allgemein bekannte Charaktere vor. Dieses ist denn auch die Ursache, warum sich der Fabulist so selten in dem Pflanzenreiche, noch seltener in dem Steinreiche, und am allerseltensten vielleicht unter den Werken der Kunst finden läßt. Denn daß es deßwegen geschehen sollte, weil es stufenweise immer unwahrscheinlicher werde, daß diese geringern Werke der Natur und Kunst empfinden, denken und sprechen könnten; will mir nicht ein.

Ich will es wagen, den Thieren und andern geringern Geschöpfen in der Fabel noch einen Nutzen zuzuschreiben, auf welchen ich vielleicht durch Schlüsse nie gekommen wäre, wenn mich nicht mein Gefühl darauf gebracht hätte. Die Fabel hat unsere klare und lebendige Erkenntniß eines moralischen Satzes zur Absicht. Nichts verdunkelt unsere Erkenntniß mehr als die Leidenschaften. Folglich muß der Fabulist die Erregung der Leidenschaften so viel als möglich vermeiden. Wie kann es aber anders z. E.

die Erregung des Mitleids vermeiden, als wenn er die Gegenstände desselben unvollkommener macht, und anstatt der Menschen Thiere, oder noch geringere Geschöpfe annimmt?

3) Ueber das Erhabene.

Zwei Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gab. Der Eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein munteres Spiel die mühvolle Reise, macht uns die Fesseln der Nothwendigkeit leicht, und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns, denn nur die Sinnenwelt ist sein Gebiet; über diese hinaus kann ihn sein irdischer Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der Andere hinzu, ernst und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindliche Tiefe.

In dem ersten dieser Genien erkennt man das Gefühl des Schönen, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen. Zwar ist schon das Schöne ein Ausdruck der Freiheit, aber nicht derjenigen, welche uns über die Macht der Natur erhebt, und von allem körperlichen Einfluß entbindet, sondern derjenigen, welche wir innerhalb der Natur als Menschen genießen. Wir fühlen uns frei bei der Schönheit, weil die sinnlichen Triebe mit dem Gesetz der Vernunft harmonieren; wir fühlen uns frei beim Erhabenen, weil die sinnlichen Triebe auf die Gesetzgebung der Vernunft keinen Einfluß haben, weil

der Geist hier handelt, als ob er unter keinen andern als seinen eigenen Gesetzen stünde.

Das Gefühl des Erhabenen ist ein gemischtes Gefühl. Es ist eine Zusammensetzung von Wehseyn, das sich in seinem höchsten Grad als ein Schauer äußert, und von Frohseyn, das bis zum Entzücken steigen kann, und ob es gleich nicht eigentlich Lust ist, von feinen Seelen aller Lust doch weit vorgezogen wird. Diese Verbindung zweier widersprechender Empfindungen in einem einzigen Gefühl beweißt unsre moralische Selbstständigkeit auf eine unwiderlegliche Weise. Denn da es absolut unmöglich ist, daß der nämliche Gegenstand in zwei entgegengesetzten Verhältnissen zu uns stehe, so folgt daraus, daß wir selbst in zwei verschiedenen Verhältnissen zu dem Gegenstand stehen, daß folglich zwei entgegengesetzte Naturen in uns vereinigt seyn müssen, welche bei Vorstellung desselben auf ganz entgegengesetzte Art interessirt sind. Wir erfahren also durch das Gefühl des Erhabenen, daß sich der Zustand unsers Geistes nicht nothwendig nach dem Zustand des Sinnes richtet, daß die Gesetze der Natur nicht nothwendig auch die unsrigen sind, und daß wir ein selbstständiges Principium in uns haben, welches von allen sinnlichen Rührungen unabhängig ist.

Der erhabene Gegenstand ist von doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unsere Fassungskraft, und erliegen bei dem Versuch, uns ein Bild oder einen Begriff von ihm zu bilden: oder wir beziehen ihn auf unsre Lebenskraft, und betrachten ihn als eine Macht, gegen welche die unsrige im Nichts verschwindet. Aber ob wir gleich in dem

einen, wie in dem andern Fall, durch seine Veranlassung das peinliche Gefühl unsrer Grenzen erhalten, so fliehen wir ihn doch nicht, sondern werden vielmehr mit unwiderstehlicher Gewalt von ihm angezogen. Würde dieses wohl möglich seyn, wenn die Grenzen unsrer Phantasie zugleich die Grenzen unserer Fassungskraft wären? Würden wir wohl an die Allgewalt der Naturkräfte gern erinnert seyn wollen, wenn wir nicht noch etwas Anderes im Rückhalt hätten, als was ihnen zum Raube werden kann? Wir ergötzen uns an dem Sinnlich-Unendlichen, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr fassen, und der Verstand nicht mehr begreift. Wir werden begeistert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe verabscheuen, und verwerfen, was sie begehren. Gern lassen wir die Imagination im Reich der Erscheinungen ihren Meister finden, denn endlich ist es doch nur eine sinnliche Kraft, die über eine andere sinnliche triumphirt, aber an das absolut Große in uns selbst kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenlosigkeit nicht reichen. Gern unterwerfen wir der physischen Nothwendigkeit unser Wohlseyn und unser Daseyn, denn das erinnert uns eben, daß sie über unsre Grundsätze nicht zu gebieten hat. Der Mensch ist in ihrer Hand, aber des Menschen Wille ist in der seinigen.

Und so hat die Natur sogar ein sinnliches Mittel angewendet, uns zu lehren, daß wir mehr als bloß sinnlich sind; so wußte sie selbst Empfindungen dazu zu benutzen, uns der Entdeckung auf die Spur zu führen, daß wir der Gewalt der Empfindungen nichts weniger als sklavisch unterworfen sind. Und dies ist eine ganz andere Wirkung, als durch das

Schöne geleistet werden kann; durch das Schöne der Wirklichkeit nämlich, denn im Idealschönen muß sich auch das Erhabene verlieren. Bei dem Schönen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit zusammen, und nur um dieser Zusammenstimmung willen hat es Reiz für uns. Durch die Schönheit allein würden wir also ewig nie erfahren, daß wir bestimmt und fähig sind, uns als reine Intelligenzen zu beweisen. Beim Erhabenen hingegen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit *nicht* zusammen, und eben in diesem Widerspruch zwischen beiden liegt der Zauber, womit es unser Gemüth ergreift. Der physische und der moralische Mensch werden hier aufs Schärfste von einander geschieden, denn gerade bei solchen Gegenständen, wo der Erste nur seine Schranken empfindet, macht der Andere die Erfahrung seiner *Kraft*, und wird durch eben das unendlich erhoben, was den Andern zu Boden drückt.

Ein Mensch, will ich annehmen, soll alle die Tugenden besitzen, deren Vereinigung den schönen Charakter ausmacht. Er soll in der Ausübung der Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Mäßigkeit, Standhaftigkeit und Treue seine Wollust finden; alle Pflichten, deren Befolgung ihm die Umstände nahe legen, sollen ihm zum leichten Spiele werden, und das Glück soll ihm keine Handlung schwer machen, wozu nur immer sein menschenfreundliches Herz ihn auffordern mag. Wem wird dieser schöne Einklang der natürlichen Triebe mit den Vorschriften der Vernunft nicht entzückend seyn, und wer sich enthalten können, einen solchen Menschen zu lieben? Aber können wir uns wohl, bei aller Zuneigung zu demsel-

ben, versichert halten, daß er wirklich ein Tugendhafter ist, und daß es überhaupt eine Tugend giebt? Wenn es dieser Mensch auch blos auf angenehme Empfindungen angelegt hätte, so könnte er, ohne ein Thor zu seyn, schlechterdings nicht anderst handeln, und er müßte seinen eignen Vortheil hassen, wenn er lasterhaft seyn wollte. Es kann seyn, daß die Quelle seiner Handlungen rein ist, aber das muß er mit seinem eignen Herzen ausmachen; wir sehen nichts davon. Wir sehen ihn nicht mehr thun, als auch der blos kluge Mann thun müßte, der das Vergnügen zu seinem Gott macht. Die Sinnenwelt also erklärt das ganze Phänomen seiner Tugend, und wir haben gar nicht nöthig, uns jenseits derselben nach einem Grund davon umzusehen.

Dieser nämliche Mensch soll aber plötzlich in ein großes Unglück gerathen. Man soll ihn seiner Güter berauben, man soll seinen guten Namen zu Grund richten; Krankheiten sollen ihn auf ein schmerzhaftes Lager werfen; Alle, die er liebt, soll der Tod ihm entreißen; Alle, denen er vertraut, ihn in der Noth verlassen. In diesem Zustande suche man ihn wieder auf, und fordre von dem Unglücklichen die Ausübung der nämlichen Tugenden, zu denen der Glückliche einst so bereit gewesen war. Findet man ihn in diesem Stück noch ganz als den nämlichen, hat die Armuth seine Wohlthätigkeit, der Undank seine Dienstfertigkeit, der Schmerz seine Gleichmüthigkeit, eignes Unglück seine Theilnehmung an fremdem Glücke nicht vermindert, bemerkt man die Verwandlung seiner Umstände in seiner Gestalt, aber nicht in seinem Betragen, in der Materie, aber nicht in der Form seines Handelns — dann freilich reicht man

mit keiner Erklärung aus dem Naturbegriff mehr aus, (nach welchem es schlechterdings nothwendig ist, daß das Gegenwärtige als Wirkung sich auf etwas Vergangenes als seine Ursache gründet), weil nichts widersprechender seyn kann, als daß die Wirkung dieselbe bleibe, wenn die Ursache sich in ihr Gegentheil verwandelt hat. Man muß also jeder natürlichen Erklärung entsagen, muß es ganz und gar aufgeben, das Betragen aus dem Zustande abzuleiten, und den Grund des erstern aus der physischen Weltordnung heraus in eine ganz andere verlegen, welche die Vernunft zwar mit ihren Ideen erfliegen, der Verstand aber mit seinen Begriffen nicht erfassen kann. Diese Entdeckung des absoluten moralischen Vermögens, welches an keine Naturbedingung gebunden ist, giebt dem wehmüthigen Gefühl, wovon wir beim Anblick eines solchen Menschen ergriffen werden, den ganz eignen unaussprechlichen Reiz, den keine Lust der Sinne, so veredelt sie auch seyen, dem Erhabenen streitig machen kann.

Das Erhabene verschafft uns also einen Ausgang aus der sinnlichen Welt, worin uns das Schöne gern immer gefangen halten möchte. Nicht allmählig (denn es giebt von der Abhängigkeit keinen Uebergang zur Freiheit), sondern plötzlich und durch eine Erschütterung, reißt es den selbstständigen Geist aus dem Netze los, womit die verfeinerte Sinnlichkeit ihn umstrickte, und das um so fester bindet, je durchsichtiger es gesponnen ist. Wenn sie durch den unmerklichen Einfluß eines weichlichen Geschmacks auch noch so viel über die Menschen gewonnen hat — wenn es ihr gelungen ist, sich in der verführeri-

schen Hülle des geistigen Schönen in den innersten Sitz der moralischen Gesetzgebung einzudrängen, und dort die Heiligkeit der Maximen an ihrer Quelle zu vergiften, so ist oft eine einzige erhabene Rührung genug, dieses Gewebe des Betrugs zu zerreißen, dem gefesselten Geist seine ganze Schnellkraft auf einmal zurückzugeben, ihm eine Revelation über seine wahre Bestimmung zu ertheilen, und ein Gefühl seiner Würde, wenigstens für den Moment, aufzunöthigen. Die Schönheit unter der Gestalt der Göttin Calypso hat den tapfern Sohn des Ulysses bezaubert, und durch die Macht ihrer Reizungen hält sie ihn lange Zeit auf ihrer Insel gefangen. Lange glaubt er einer unsterblichen Gottheit zu huldigen, da er doch nur in den Armen der Wollust liegt, — aber ein erhabener Eindruck ergreift ihn plötzlich unter Mentors Gestalt; er erinnert sich seiner bessern Bestimmung, wirft sich in die Wellen und ist frei.

Das Erhabene, wie das Schöne, ist durch die ganze Natur verschwenderisch ausgegossen, und die Empfindungsfähigkeit für Beides in alle Menschen gelegt; aber der Keim dazu entwickelt sich ungleich, und durch die Kunst muß ihm nachgeholfen werden. Schon der Zweck der Natur bringt es mit sich, daß wir der Schönheit zuerst entgegeneilen, wenn wir noch vor dem Erhabenen fliehen; denn die Schönheit ist unsre Wärterin im kindischen Alter, und soll uns ja aus dem rohen Naturstand zur Verfeinerung führen. Aber ob sie gleich unsre erste Liebe ist, und unsre Empfindungsfähigkeit für dieselbe zuerst sich entfaltet, so hat die Natur doch dafür gesorgt, daß sie langsamer reif wird, und zu ihrer völligen Ent-

wicklung erst die Ausbildung des Verstandes und Herzens abwartet. Erreichte der Geschmack seine völlige Reife, ehe Wahrheit und Sittlichkeit auf einen bessern Weg, als durch ihn geschehen kann, in unser Herz gepflanzt wären, so würde die Sinnenwelt ewig die Grenze unsrer Bestrebungen bleiben. Wir würden weder in unsern Begriffen, noch in unsern Gesinnungen über sie hinaus gehen, und was die Einbildungskraft nicht darstellen kann, würde auch keine Realität für uns haben. Aber glücklicherweise liegt es schon in der Einrichtung der Natur, daß der Geschmack, obgleich er zuerst blüht, doch zuletzt unter allen Fähigkeiten des Gemüths seine Zeitigung erhält. In dieser Zwischenzeit wird Frist genug gewonnen, einen Reichthum von Begriffen in dem Kopf und einen Schatz von Grundsätzen in der Brust anzupflanzen, und dann besonders auch die Empfindungsfähigkeit für das Große und Erhabne aus der Vernunft zu entwickeln.

So lange der Mensch blos Sklave der physischen Nothwendigkeit war, aus dem engen Kreis der Bedürfnisse noch keinen Ausgang gefunden hatte, und die hohe dämonische Freiheit in seiner Brust noch nicht ahnte, so konnte ihn die unfaßbare Natur nur an die Schranken seiner Vorstellungskraft, und die verderbende Natur nur an seine physische Ohnmacht erinnern. Er mußte also die erste mit Kleinmuth vorübergehen, und sich von der andern mit Entsetzen abwenden. Kaum aber macht ihm die freie Betrachtung gegen den blinden Andrang der Naturkräfte Raum, und kaum entdeckt er in dieser Fluth von Erscheinungen etwas Bleibendes in seinem eignen Wesen, so fangen die wilden

Naturmassen um ihn herum an, eine ganz andere Sprache zu seinem Herzen zu reden: und das relativ Große außer ihm ist der Spiegel, worin er das absolut Große in ihm selbst erblickt. Furchtlos und mit schauerlicher Lust nähert er sich jetzt diesen Schreckbildern seiner Einbildungskraft, und bietet absichtlich die ganze Kraft dieses Vermögens auf, das Sinnlich-Unendliche darzustellen, um, wenn es bei diesem Versuche dennoch erliegt, die Ueberlegenheit seiner Ideen über das Höchste, was die Sinnlichkeit leisten kann, desto lebhafter zu empfinden. Der Anblick unbegrenzter Fernen und unabsehbarer Höhen, der weite Ocean zu seinen Füßen, und der größere Ocean über ihm, entreißen seinen Geist der engen Sphäre des Wirklichen und der drückenden Gefangenschaft des physischen Lebens. Ein größerer Maßstab der Schätzung wird ihm von der simpeln Majestät der Natur vorgehalten, und, von ihren großen Gestalten umgeben, erträgt er das Kleine in seiner Denkart nicht mehr. Wer weiß, wie manchen Lichtgedanken oder Heldenentschluß, den kein Studierkerker, und Gesellschaftssaal zur Welt gebracht haben möchte, nicht schon dieser muthige Streit des Gemüths mit dem großen Naturgeist auf einem Spaziergang gebar — wer weiß, ob es nicht dem seltnern Verkehr mit diesem großen Genius zum Theil zuzuschreiben ist, daß der Charakter der Städter sich so gern zum Kleinlichen wendet, verkrüppelt und welkt, wenn der Sinn des Nomaden offen und frei bleibt, wie das Firmament, unter dem er sich lagert.

Aber nicht blos das Unerreichbare für die Einbildungskraft, das Erhabene der Quantität, auch

das Unfaßbare für den Verstand, die Verwirrung, kann, sobald sie ins Große geht, und sich als Werk der Natur ankündigt (denn sonst ist sie verächtlich), zu einer Darstellung des Uebersinnlichen dienen, und dem Gemüth einen Schwung geben. Wer verweilt nicht lieber bei der geistreichen Unordnung einer natürlichen Landschaft, als bei der geistlosen Regelmäßigkeit eines französischen Gartens? Wer bestaunt nicht lieber den wunderbaren Kampf zwischen Fruchtbarkeit und Zerstörung in Siciliens Fluren, weidet sein Auge nicht lieber an Schottlands wilden Katarakten und Nebelgebirgen, Ossians großer Natur, als daß er in dem schnurgerechten Holland den sauern Sieg der Geduld über das trotzigste der Elemente bewundert? Niemand wird läugnen, daß in Bataviens Triften für den physischen Menschen besser gesorgt ist, als unter dem tückischen Krater des Vesuvs, und daß der Verstand, der begreifen und ordnen will, bei einem regulären Wirthschaftsgarten weit mehr als bei einer wilden Naturlandschaft seine Rechnung findet. Aber der Mensch hat noch ein Bedürfniß mehr, als zu leben und sich wohl seyn zu lassen, und auch noch eine andere Bestimmung, als die Erscheinungen um ihn herum zu begreifen.

Was dem Reisenden von Empfindung die wilde Bizarrerie in der physischen Schöpfung so anziehend macht, eben das eröffnet einem begeisterungsfähigen Gemüth, selbst in der bedenklichen Anarchie der moralischen Welt, die Quelle eines ganz eignen Vergnügens. Wer freilich die große Haushaltung der Natur mit der dürftigen Fackel des Verstandes beleuchtet, und immer darauf ausgeht, ihre kühne

Unordnung in Harmonie aufzulösen, der kann sich in einer Welt nicht gefallen, wo mehr der tolle Zufall als ein weiser Plan zu regieren scheint, und bei weitem in den mehrsten Fällen Verdienst und Glück mit einander im Widerspruche stehn. Er will haben, daß in dem großen Weltlaufe Alles wie in einer guten Wirthschaft geordnet sey, und vermißt er, wie es nicht wohl anders seyn kann, diese Gesetzmäßigkeit, so bleibt ihm nichts Anders übrig, als von einer künftigen Existenz und von einer andern Natur die Befriedigung zu erwarten, die ihm die gegenwärtige und vergangene schuldig bleibt. Wenn er es hingegen gutwillig aufgiebt, dieses gesetzlose Chaos von Erscheinungen unter eine Einheit der Erkenntniß bringen zu wollen, so gewinnt er von einer andern Seite reichlich, was er von dieser verloren giebt. Gerade dieser gänzliche Mangel einer Zweckverbindung unter diesem Gedränge von Erscheinungen, wodurch sie für den Verstand, der sich an diese Verbindungsform halten muß, übersteigend und unbrauchbar werden, macht sie zu einem desto treffendern Sinnbild für die reine Vernunft, die in eben dieser wilden Ungebundenheit der Natur ihre eigne Unabhängigkeit von Naturbedingungen dargestellt findet. Denn wenn man einer Reihe von Dingen alle Verbindung unter sich nimmt, so hat man den Begriff der Independenz, der mit dem reinen Vernunftbegriff der Freiheit überraschend zusammenstimmt. Unter dieser Idee der Freiheit, welche sie aus ihrem eigenen Mittel nimmt, faßt also die Vernunft in eine Einheit des Gedankens zusammen, was der Verstand in keine Einheit der Erkenntniß verbinden kann, unterwirft sich durch diese

Idee das unendliche Spiel der Erscheinungen, und behauptet also ihre Macht zugleich über den Verstand als sinnlich bedingtes Vermögen. Erinnert man sich nun, welchen Werth es für ein Vernunftwesen haben muß, sich seiner Independenz von Naturgesetzen bewußt zu werden, so begreift man, wie es zugeht, daß Menschen von erhabner Gemüthsstimmung durch diese ihnen dargebotene Idee der Freiheit sich für allen Fehlschlag der Erkenntniß für entschädigt halten können. Die Freiheit in allen ihren moralischen Widersprüchen und physischen Uebeln ist für edle Gemüther ein unendlich interessanteres Schauspiel, als Wohlstand und Ordnung ohne Freiheit, wo die Schaafe geduldig dem Hirten folgen, und der selbstherrschende Wille sich zum dienstbaren Glied eines Uhrwerks herabsetzt. Das letzte macht den Menschen blos zu einem geistreichen Produkt und glücklichen Bürger der Natur; die Freiheit macht ihn zum Bürger und Mitherrscher eines höhern Systems, wo es unendlich ehrenvoller ist, den untersten Platz einzunehmen, als in der physischen Ordnung den Reihen anzuführen.

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, und nur aus diesem, ist mir die Weltgeschichte ein erhabenes Objekt. Die Welt, als historischer Gegenstand, ist im Grunde nichts Anderes, als der Konflikt der Naturkräfte unter einander selbst, und mit der Freiheit des Menschen, und den Erfolg dieses Kampfs berichtet uns die Geschichte. So weit die Geschichte bis jetzt gekommen ist, hat sie von der Natur (zu der alle Affekte im Menschen gezählt werden müssen) weit größere Thaten zu erzählen, als von der selbstständigen Vernunft, und diese hat blos durch ein-

seine Ausnahmen vom Naturgesetz in einem Kato, Aristides, Phocion und ähnlichen Männern ihre Macht behaupten können. Nähert man sich nur der Geschichte mit großen Erwartungen von Licht und Erkenntniß — wie sehr findet man sich da getäuscht! Alle wohlgemeinten Versuche der Philosophie, das, was die moralische Welt fordert, mit dem, was die wirkliche leistet, in Uebereinstimmung zu bringen, werden durch die Aussagen der Erfahrungen widerlegt, und so gefällig die Natur in ihrem organischen Reich sich nach den regulativen Grundsätzen der Beurtheilung richtet, oder zu richten scheint, so unbändig reißt sie im Reich der Freiheit den Zügel ab, woran der Spekulationsgeist sie gern gefangen führen möchte.

Wie ganz anders, wenn man darauf resignirt, sie zu erklären, und diese ihre Unbegreiflichkeit selbst zum Standpunkt der Beurtheilung macht. Eben der Umstand, daß die Natur, im Großen angesehen, aller Regeln, die wir durch unsern Verstand ihr vorschreiben, spottet, daß sie auf ihrem eigenwilligen freien Gang die Schöpfungen der Weisheit und des Zufalls mit gleicher Achtlosigkeit in den Staub tritt, daß sie das Wichtige wie das Geringe, das Edle wie das Gemeine, in einen Untergang mit sich fortreißt, daß sie hier eine Ameisenwelt erhält, dort ihr herrlichstes Geschöpf, den Menschen, in ihre Riesenarme faßt und zerschmettert, daß sie ihre mühsamsten Erwerbungen oft in einer leichtsinnigen Stunde verschwendet, und an einem Werk der Thorheit oft Jahrhunderte lang baut — mit einem Wort — dieser Abfall der Natur im Großen von den Erkenntnißregeln, denen sie in ihren einzelnen Erscheinun-

gen sich unterwirft, macht die absolute Unmöglichkeit sichtbar, durch Naturgesetze die Natur selbst zu erklären, und von ihrem Reiche gelten zu lassen, was in ihrem Reiche gilt; und das Gemüth wird also unwiderstehlich aus der Welt der Erscheinungen heraus in die Ideenwelt, aus dem Bedingten ins Unbedingte getrieben.

Noch viel weiter als die sinnlich unendliche führt uns die furchtbare und zerstörende Natur, so lange wir nämlich blos freie Betrachter derselben bleiben. Der sinnliche Mensch freilich, und die Sinnlichkeit in dem vernünftigen, fürchten nichts so sehr, als mit dieser Macht zu zerfallen, die über Wohlseyn und Existenz zu gebieten hat.

Das höchste Ideal, wornach wir ringen, ist, mit der physischen Welt, als der Bewahrerin unserer Glückseligkeit, in gutem Vernehmen zu bleiben, ohne darum genöthigt zu seyn, mit der moralischen zu brechen, die unsre Würde bestimmt. Nun geht es aber bekanntermaßen nicht immer an, beiden Herren zu dienen, und wenn auch (ein fast unmöglicher Fall) die Pflicht mit dem Bedürfnisse nie in Streit gerathen sollte; so geht doch die Naturnothwendigkeit keinen Vertrag mit dem Menschen ein, und weder seine Kraft noch seine Geschicklichkeit kann ihn gegen die Tücke der Verhängnisse sicher stellen. Wohl ihm also, wenn er gelernt hat zu ertragen, was er nicht ändern kann und preiszugeben mit Würde, was er nicht retten kann! Fälle können eintreten, wo das Schicksal alle Außenwerke ersteigt, auf die er seine Sicherheit gründete, und ihm nichts weiter übrig bleibt, als sich in die heilige Freiheit der Geister zu flüchten — wo es kein anderes Mittel giebt, den

Lebenstrieb zu beruhigen, als es zu wollen — und kein anderes Mittel, der Macht der Natur zu widerstehen, als ihr zuvorzukommen, und durch eine freie Aufhebung alles sinnlichen Interesse, ehe noch eine physische Macht es thut, sich moralisch zu entleiden.

Dazu nun stärken ihn erhabene Rührungen und ein öfterer Umgang mit der zerstörenden Natur, sowohl da, wo sie ihm ihre verderbliche Macht blos von ferne zeigt, als wo sie sie wirklich gegen seine Mitmenschen äußert. Das Pathetische ist ein künstliches Unglück, und wie das wahre Unglück, setzt es uns in unmittelbaren Verkehr mit dem Geistergesetz, das in unserm Busen gebietet. Aber das wahre Unglück wählt seinen Mann und seine Zeit nicht immer gut; es überrascht uns oft wehrlos, und was noch schlimmer ist, es macht uns oft wehrlos. Das künstliche Unglück des Pathetischen hingegen findet uns in voller Rüstung, und weil es blos eingebildet ist, so gewinnt das selbstständige Principium in unserm Gemüthe Raum, seine absolute Independenz zu behaupten. Je öfter nun der Geist diesen Akt von Selbstthätigkeit erneuert, desto mehr wird ihm derselbe zur Fertigkeit, einen desto größern Vorsprung gewinnt er vor dem sinnlichen Trieb, daß er endlich auch dann, wenn aus dem eingebildeten und künstlichen Unglück ein ernsthaftes wird, im Stande ist, es als ein künstliches zu behandeln, und, der höchste Schwung der Menschennatur! das wirkliche Leiden in eine erhabene Rührung aufzulösen. Das Pathetische, kann man daher sagen, ist eine Inokulation des unvermeidlichen Schicksals, wodurch es

seiner Bösartigkeit beraubt, und der Angriff desselben auf die starke Seite des Menschen hingeleitet wird.

Also hinweg mit der falsch verstandenen Schonung und dem schlaffen verzärtelten Geschmack, der über das ernste Angesicht der Nothwendigkeit einen Schleier wirft, und, um sich bei den Sinnen in Gunst zu setzen, eine Harmonie zwischen dem Wohlseyn und Wohlverhalten lügt, wovon sich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen. Stirn gegen Stirn zeige sich uns das böse Verhängniß. Nicht in der Unwissenheit der uns umlagernden Gefahren — denn diese muß doch endlich aufhören — nur in der Bekanntschaft mit denselben ist Heil für uns. Zu dieser Bekanntschaft nun verhilft uns das furchtbar herrliche Schauspiel der Alles zerstörenden und wider erschaffenden, und wieder zerstörenden Veränderung — des bald langsam untergrabenden, bald schnell überfallenden Verderbens, verhelfen uns die pathetischen Gemälde der in den Kampf mit dem Schicksal eingehenden Menschheit, der unaufhaltsamen Flucht des Glücks, der betrogenen Sicherheit, der triumphirenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unschuld, welche die Geschichte in reichem Maß aufstellt, und die tragische Kunst nachahmend vor unsre Augen bringt. Denn wo wäre derjenige, der, bei einer nicht ganz verwahrlosten moralischen Anlage, von dem hartnäckigen und doch vergeblichen Kampf des Mithridat, von dem Untergang der Städte Syrakus und Karthago lesend, bei solchen Scenen verweilen kann, ohne dem ernsten Gesetz der Nothwendigkeit mit einem Schauer zu huldigen, seinen Begierden augenblicklich den Zügel an-

zuhalten, und ergriffen von dieser ewigen Untreue alles Sinnlichen nach dem Beharrlichen in seinem Busen zu greifen? Die Fähigkeit, das Erhabene zu empfinden, ist also eine der herrlichsten Anlagen in der Menschennatur, die sowohl wegen ihres Ursprungs aus dem selbstständigen Denk- und Willensvermögen unsre Achtung, als wegen ihres Einflusses auf den moralischen Menschen die vollkommenste Entwicklung verdient. Das Schöne macht sich blos verdient um den Menschen, das Erhabene um den reinen Dämon in ihm; und weil es einmal unsre Bestimmung ist, auch bei allen sinnlichen Schranken uns nach dem Gesetzbuch reiner Geister zu richten, so muß das Erhabene zu dem Schönen hinzukommen, um die ästhetische Erziehung zu einem vollständigen Ganzen zu machen, und die Empfindungsfähigkeit des menschlichen Herzens nach dem ganzen Umfang unsrer Bestimmung, und also auch über die Sinnenwelt hinaus, zu erweitern.

Ohne das Schöne würde zwischen unsrer Naturbestimmung und unsrer Vernunftbestimmung ein immerwährender Streit seyn. Ueber dem Bestreben, unserm Geisterberuf Genüge zu leisten, würden wir unsre Menschheit versäumen, und, alle Augenblicke zum Aufbruch aus der Sinnenwelt gefaßt, in dieser uns einmal angewiesenen Sphäre des Handelns beständig Fremdlinge bleiben. Ohne das Erhabene würde uns die Schönheit unsrer Würde vergessen machen. In der Erschlaffung eines ununterbrochenen Genusses würden wir die Rüstigkeit des Charakters einbüßen, und an diese zufällige Form des Daseyns unauflösbar gefesselt, unsre unveränderliche Bestimmung und unser wahres Va-

terland aus den Augen verlieren. Nur wenn das Erhabene mit dem Schönen sich gattet, und unsre Empfänglichkeit für Beides in gleichem Maß ausgebildet worden ist, sind wir vollendete Bürger der Natur, ohne deswegen ihre Sklaven zu seyn, und ohne unser Bürgerrecht in der intelligibeln Welt zu verscherzen.

Nun stellt zwar schon die Natur für sich allein Objekte in Menge auf, an denen sich die Empfindungsfähigkeit für das Schöne und Erhabene üben könnte; aber der Mensch ist, wie in andern Fällen, so auch hier, von der zweiten Hand besser bedient, als von der ersten, und will lieber einen zubereiteten und auserlesenen Stoff von der Kunst empfangen, als an der unreinen Quelle der Natur mühsam und dürftig schöpfen. Der nachahmende Bildungstrieb, der keinen Eindruck erleiden kann, ohne sogleich nach einem lebendigen Ausdruck zu streben, und in jeder schönen oder großen Form der Natur eine Ausforderung erblickt, mit ihr zu ringen, hat vor derselben den großen Vortheil voraus, dasjenige als Hauptzweck und als ein eigenes Ganzes behandeln zu dürfen, was die Natur — wenn sie es nicht gar absichtlos hinwirft — bei Verfolgung eines ihr näher liegenden Zwecks blos im Vorbeigehn mitnimmt. Wenn die Natur in ihren schönen organischen Bildungen entweder durch die mangelhafte Individualität des Stoffes, oder durch Einwirkung heterogener Kräfte Gewalt erleidet, oder wenn sie, in ihren großen und pathetischen Scenen, Gewalt ausübt, und als eine Macht auf den Menschen wirkt, da sie doch blos als Objekt der freien Betrachtung ästhetisch werden kann, so ist ihre Nach-

ahmerin, die bildende Kunst, völlig frei, weil sie von ihrem Gegenstand alle zufällige Schranken absondert, und läßt auch das Gemüth des Betrachters frei, weil sie nur den Schein und nicht die Wirklichkeit nachahmt. Da aber der ganze Zauber des Erhabenen und Schönen nur in dem Schein und nicht in dem Inhalt liegt, so hat die Kunst alle Vortheile der Natur, ohne ihre Fesseln mit ihr zu theilen.

4) Die Bestimmung des Menschen.

Wäre es die ganze Absicht unsers Daseyns, einen irdischen Zustand unsers Geschlechts hervorzubringen; so bedürfte es lediglich eines unfehlbaren Mechanismus, der unser äußeres Handeln bestimmte, und wir brauchten nichts mehr zu seyn, als der ganzen Maschine wohleingepaßte Räder. Die Freiheit wäre dann nicht blos vergebens, sondern sogar zweckwidrig; der gute Wille vollkommen überflüssig. Die Welt wäre höchst ungeschickt eingerichtet, und gienge mit Verschwendung und durch Umwege zu ihrem Ziele.

Aber ich bin frei; und darum kann ein solcher Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen, in welchem die Freiheit überflüssig und zwecklos ist, meine ganze Bestimmung nicht erschöpfen. Ich soll frei seyn; denn nicht die mechanisch hervorgebrachte That, sondern die freie Bestimmung der Freiheit lediglich um des Gebotes, und schlechthin um keines andern Zweckes willen, — so sagt uns die Stimme des Gewissens — diese allein macht unsern wahren Werth aus. Das Band, mit welchem das Gesetz mich bin-

det, ist ein Band für lebendige Geister; es verschmäht, über den todten Mechanismus zu herrschen, und wendet sich allein an das Lebendige und Selbstthätige. Diesen Gehorsam verlangt es; dieser Gehorsam kann nicht überflüssig seyn.

Und hiermit geht die ewige Welt heller vor mir auf, und das Grundgesetz ihrer Ordnung steht klar vor dem Auge meines Geistes. In ihr ist rein und blos der Wille, wie er im geheimen Dunkel meines Gemüths vor allen sterblichen Augen verschlossen liegt, erstes Glied einer Kette von Folgen, die durch das ganze unsichtbare Reich der Geister hindurchläuft; so wie in der irdischen Welt die That, eine gewisse Bewegung der Materie, erstes Glied einer materiellen Kette wird, die das ganze System der Materie durchfließt. Der Wille ist das Wirkende und Lebendige der Vernunftwelt, so wie die Bewegung das Wirkende und Lebendige der Sinnenwelt ist. Ich stehe im Mittelpunkte zweier gerade entgegengesetzter Welten, einer sichtbaren, in der die That, einer unsichtbaren und schlechthin unbegreiflichen, in der der Wille entscheidet; ich bin eine der Urkräfte für beide Welten. Mein Wille ist es, der beide umfaßt. Dieser Wille ist schon an und für sich selbst Bestandtheil der übersinnlichen Welt. So wie ich ihn durch irgend einen Entschluß bewege, bewege und verändere ich etwas in dieser Welt, und meine Wirksamkeit fließt fort über das Ganze, und bringt Neues, ewig Dauerndes hervor. Dieser Wille bricht aus in eine materielle That, und diese That gehört der Sinnenwelt an, und wirkt in derselben, was sie wirken kann.

Nicht erst, nachdem ich aus dem Zusammenhange der irdischen Welt gerissen seyn werde, werde ich den Eintritt in die überirdische erhalten. Ich bin und lebe schon itzt in ihr weit wahrer, als in der irdischen; schon itzt ist sie mein einziger fester Standpunkt. Das, was sie Himmel nennen, liegt nicht jenseits des Grabes; es ist schon hier um unsre Natur verbreitet, und sein Licht geht in jedem reinen Herzen auf. Mein Wille ist mein, und er ist das einzige, das ganz mein ist und vollkommen von mir selbst abhängt, und durch ihn bin ich schon itzt ein Mitbürger des Reichs der Freiheit, und der Vernunftthätigkeit durch sich selbst. Welche Bestimmung meines Willens — des einzigen, wodurch ich vom Staube herauf in dieses Reich eingreife, — in die Ordnung desselben passe, sagt mir in jedem Augenblicke mein Gewissen, das Band, an welchem jene Welt unablässig mich hält und mich mit sich verknüpft; und es hängt ganz von mir selbst ab, mir die gebotene Bestimmung zu geben. Daß in der Sinnenwelt mein Wille, sofern er nur wirklich Wille ist, wie er soll, auch noch zur That wird, ist lediglich das Gesetz dieser sinnlichen Welt. Ich wollte nicht so die That, wie den Willen; nur der letztere war ganz und rein mein Werk, und er war auch alles, was rein aus mir selbst hervorgieng.

Das gegenwärtige Leben läßt sich vernünftiger Weise nicht als die ganze Absicht meines Daseyns und des Daseyns eines Menschengeschlechts überhaupt denken; es ist in mir Etwas, und es wird von mir Etwas gefordert, das in diesem ganzen Leben keine Anwendung findet, und für das höchste, was auf der Erde hervorgebracht werden kann, völlig

zwecklos und überflüssig ist. Der Mensch muß sonach einen über dieses Leben hinausgehenden Zweck haben. Soll aber das gegenwärtige Leben, welches ihm dennoch aufgelegt wird, und das nicht lediglich zur Entwicklung der Vernunft bestimmt seyn kann, indem ja die schon erwachte Vernunft uns gebietet, dasselbe zu erhalten, und den höchsten Zweck desselben aus allen Kräften zu befördern, — soll dieses Leben nicht völlig vergebens und unnütz seyn in der Reihe unsers Daseyns; so muß es sich zu einem künftigen Leben wenigstens verhalten, wie Mittel zum Zwecke. Nun giebt es in diesem gegenwärtigen Leben nichts, dessen letzte Folge nicht auf der Erde bleiben, nichts, wodurch es mit einem künftigen Leben zusammenhängen könnte, außer dem guten Willen. Der gute Wille nur kann es seyn, er muß es seyn, durch den wir für ein anderes Leben und für das erst dort uns aufzustellende nächste Ziel desselben, arbeiten; die uns unsichtbaren Folgen dieses guten Willens sind es, durch die wir in jenem Leben erst einen festen Standpunkt, von welchem aus wir dann weiter fortrücken können, uns erwerben.

Dies sonach ist meine ganze erhabene Bestimmung, mein wahres Wesen. Ich bin Glied zweier Ordnungen; einer rein geistigen, in der ich durch den bloß reinen Willen herrsche, und einer sinnlichen, in der ich durch meine That wirke. Der ganze Endzweck der Vernunft ist reine Thätigkeit derselben, schlechthin durch sich selbst und ohne eines Werkzeugs außer sich zu bedürfen, — Unabhängigkeit von allem, das nicht selbst Vernunft ist. Der Wille ist das lebendige Princip der Vernunft, ist selbst die

Vernunft, wenn sie rein und unabhängig aufgefaßt wird; die Vernunft ist durch sich selbst thätig, heißt: der reine Wille, blos als solcher, wirkt und herrscht. Unmittelbar und lediglich in dieser rein geistigen Ordnung lebt nur die unendliche Vernunft. Der Endliche, der nicht die Vernunftwelt selbst, sondern nur ein Einzelnes unter mehrern Gliedern derselben ist, lebt nothwendig zugleich in einer sinnlichen Ordnung, d. h. in einer solchen, die ihm noch ein anderes Ziel außer der reinen Vernunftthätigkeit darstellt; einen materiellen Zweck — zu befördern durch Werkzeuge und Kräfte, die zwar unter der unmittelbaren Botmäßigkeit des Willens stehen, deren Wirksamkeit aber auch noch durch ihre eigenen Naturgesetze bedingt ist.

Nur die Vernunft ist; die unendliche an sich, die endliche in ihr und durch sie. Nur in unsern Gemüthern erschafft der ewige Wille eine Welt; wenigstens das, woraus wir sie entwickeln, und das, wodurch wir sie entwickeln, den Ruf zur Pflicht und übereinstimmende Gefühle und Denkgesetze. Es ist sein Licht, durch welches wir das Licht und alles, was in diesem Lichte uns erscheint, erblicken. In unsern Gemüthern bildet er fort diese Welt, und greift ein in dieselbe, indem er in unsre Gemüther durch den Ruf der Pflicht eingreift. In unsern Gemüthern erhält er diese Welt, und dadurch unsere endliche Existenz, deren allein wir fähig sind. Nachdem er seinem höhern Zwecke gemäß uns sattsam für unsere nächste Bestimmung geprüft, und wir für dieselbe uns gebildet haben werden, wird er durch das, was wir Tod nennen, dieselbe für uns vernichten, und uns in eine neue

das Produkt unsers pflichtmäßigen Handelns in dieser, einführen. Wir sind in seiner Hand, und bleiben in derselben. Wir sind ewig, weil er es ist.

Erhabner lebendiger Wille, den kein Name nennt und kein Begriff umfaßt, wohl darf ich mein Gemüth zu dir erheben; denn du und ich sind nicht getrennt. Deine Stimme ertönt in mir. In Dir, dem Unbegreiflichen, werde ich mir selbst, und wird mir die Welt vollkommen begreiflich; alle Räthsel meines Daseyns werden gelöset, und die vollendeste Harmonie entsteht in meinem Geiste. — Ich verhülle vor Dir mein Angesicht, und lege die Hand auf den Mund. Wie du für dich selbst bist, und dir selbst erscheinst, kann ich nie einsehen, so gewiß ich nie du selbst werden kann. Nach tausendmal tausend durchlebten Geisterleben werde ich Dich noch eben so wenig begreifen, als itzt, in dieser Hütte von Erde. — Was ich begreife, wird durch mein bloses Begreifen zum Endlichen; und dieses läßt auch durch unendliche Steigerung und Erhöhung sich nie ins Unendliche verwandeln. Du bist vom Endlichen, nicht dem Grade, sondern der Art nach verschieden. Ich will nicht versuchen, was mir durch das Wesen der Endlichkeit versagt ist, wie du an dir selbst bist, will ich nicht wissen. Aber deine Beziehung und Verhältnisse zu mir, dem Endlichen, und zu allen Endlichen, liegen offen vor meinem Auge. Du wirktest in mir die Erkenntniß von meiner Pflicht, von meiner Bestimmung in der Reihe der vernünftigen Wesen; wie, das weiß ich nicht, noch bedarf ich es zu wissen. Du weißt und erkennst, was ich denke und will; du willst, denn du willst, daß mein freier Gehorsam Folgen

habe in alle Ewigkeit; den Akt deines Willens begreife ich nicht, und weiß nur so viel, daß er nicht ähnlich ist dem meinigen. Du lebst und bist; denn du weißt, willst und wirkest allgegenwärtig der endlichen Vernunft. — In der Anschauung dieser deiner Beziehungen zu mir dem Endlichen will ich ruhig und selig seyn. Ich weiß unmittelbar nur, was ich soll. Dieses will ich unbefangen, freudig und ohne Klügelei thun; denn es ist deine Stimme, die es mir befiehlt, und die Kraft, mit der ich es ausrichte, ist deine Kraft. Ich bin ruhig bei allen Ereignissen in der Welt, denn sie sind in deiner Welt. — Alles, was geschieht, gehört in den Plan der ewigen Welt, und ist gut in ihr, so viel weiß ich; was in diesem Plane reiner Gewinn, oder was nur Mittel sey, um ein vorhandenes Uebel hinwegzuschaffen, was daher mich mehr oder weniger erfreuen solle, weiß ich nicht. In deiner Welt gedeiht Alles; dieses genügt mir, und in diesem Glauben stehe ich fest, wie ein Fels; was aber in deiner Welt nur Keim, was Blüthe, was die Frucht selbst ist, weiß ich nicht. Das Einzige, woran mir gelegen seyn kann, ist der Fortgang der Vernunft und Sittlichkeit im Reiche der vernünftigen Wesen.

Nachdem so mein Herz aller Begier nach dem Irdischen verschlossen ist, erscheint meinem Auge das Universum in einer verklärten Gestalt. Die todte lastende Masse, die nur den Raum ausstopfte, ist verschwunden, und an ihrer Stelle fließt und woget und rauscht der ewige Strom von Leben und Kraft und That — vom ursprünglichen Leben: von deinem Leben, Unendlicher: denn alles Leben ist dein Leben,

und nur das religiöse Auge bringt in das Reich der wahren Schönheit.

Ich bin dir verwandt, und was ich rund um mich herum erblicke, ist mir verwandt; es ist alles belebt und beseelt, und l kt aus hellen Geisteraugen mich an, und redet mit Geistertönen an mein Herz. Auf das mannigfaltigste zertheilt und getrennt schaue in allen Gestalten außer mir ich selbst mich wieder, und strahle mir aus ihnen entgegen, wie die Morgensonne in tausend Thautropfen mannigfaltig gebrochen sich selbst entgegen glänzt.

Dein Leben, wie es der Endliche zu fassen vermag, ist sich selbst schlechthin durch sich selbst bildendes, und darstellendes Wollen; dieses Leben fließt — im Auge des Sterblichen mannigfach versinnlicht, — durch mich hindurch herab in die ganze unermeßliche Natur. Hier strömt es, als sich selbst schaffende und bildende Materie, durch meine Adern und Muskeln hindurch, und setzt außer mir seine Fülle ab im Baume, in der Pflanze, im Grase. Ein zusammenhängender Strom, Tropfe an Tropfe, fließt das bildende Leben in allen Gestalten, und allenthalben, wohin ihm mein Auge zu folgen vermag; und blickt mich an, — aus jedem Punkte des Universums anders, — als dieselb Kraft, durch die es im geheimen Dunkel meinen eignen Körper bildet. Dort woget es frei, und hüpft, und tanzt als sich selbst bildende Bewegung im Thiere, und stellt in jedem neuen Körper sich dar, als eine andere eigne für sich bestehende Welt: dieselbe Kraft, welche mir unsichtbar, in meinen eignen Gliedmaßen sich reget, und bewegt. Alles was sich regt, folgt diesem allgemeinen Zuge, diesem einzigen Princip aller

Bewegung, das von einem Ende des Universums zum andern die harmonische Erschütterung fortleitet: das Thier ohne Freiheit; ich, von welchem in der sichtbaren Welt die Bewegung ausgeht, ohne daß sie darum in mir gegründet sey, mit Freiheit.

Aber rein und heilig, und deinem eignen Wesen so nahe, als im Auge des Sterblichen etwas ihm seyn kann, fließet dieses dein Leben hin als Band, das Geister mit Geistern in Eins verschlingt, als Luft und Aether der Einen Vernunftwelt; undenkbar und unbegreiflich, und doch offenbar da liegend vor dem geistigen Auge. In diesem Lichtstrom fortgeleitet schwebt der Gedanke, unaufgehalten und derselbe bleibend, von Seele zu Seele, und kommt reiner und verklärt zurück aus der verwandten Brust. Durch dieses Geheimniß findet der Einzelne sich selbst, und versteht und liebt sich selbst nur in einem andern; und jeder Geist wickelt sich los nur von andern Geistern, und es giebt keinen Menschen, sondern nur eine Menschheit, kein einzelnes Denken und Lieben und Hassen, sondern nur ein Denken, Lieben und Hassen in und durch einander. Durch dieses Geheimniß strömt die Verwandtschaft der Geister in der unsichtbaren Welt fort bis in ihre körperliche Natur, und stellt sich dar in zwei Geschlechtern, die, wenn auch jedes geistige Band zerreißen könnte, schon als Naturwesen genöthigt sind, sich zu lieben; fließt aus in die Zärtlichkeit der Eltern und Kinder, und Geschwister, gleich als ob die Seelen eben so aus einem Blute entsprossen wären, wie die Leiber und die Gemüther, Zweige und Blüthen desselben Stammes wären; und umfasset von da aus in engern oder weitern Kreisen die ganze

empfindende Welt. Selbst ihrem Hasse liegt der Durst nach Liebe zum Grunde, und es entsteht keine Feindschaft, außer aus versagter Freundschaft.

Dieses ewige Leben und Regen in allen Adern der sinnlichen, und geistigen Natur erblickt mein Auge durch das, was andern todte Masse scheint, hindurch, und siehet dieses Leben stets steigen und wachsen, und zum geistigen Ausdrucke seiner selbst sich verklären. Das Universum ist mir nicht mehr jener in sich selbst zurücklaufende Zirkel, jenes unaufhörlich sich wiederholende Spiel, jenes Ungeheuer, das sich selbst verschlingt, um sich wieder zu gebähren, wie es schon war; es ist vor meinem Blicke vergeistiget, und trägt das eigne Gepräge des Geistes; stetes Fortschreiten zum Vollkommenen in einer geraden Linie, die in die Unendlichkeit geht.

Die Sonne gehet auf, und gehet unter, und die Sterne versinken, und kommen wieder, und alle Sphären halten ihren Zirkeltanz; aber sie kommen nie so wieder, wie sie verschwanden, und in den leuchtenden Quellen des Lebens ist selbst Leben und Fortbilden. Jede Stunde von ihnen herbeigeführt, jeder Morgen und jeder Abend sinkt mit neuem Gedeihen herab auf die Welt; neues Leben und neue Liebe entträufelt den Sphären, wie die Thautropfen den Wolken, und umfängt die Natur, wie die kühle Nacht die Erde.

Aller Tod in der Natur ist Geburt, und gerade im Sterben erscheint sichtbar die Erhöhung des Lebens. Es ist kein tödtendes Princip in der Natur, denn die Natur ist durchaus lauter Leben; nicht der Tod tödtet, sondern das lebendigere Leben, welches, hinter dem alten verborgen, beginnt und sich

entwickelt. Tod und Geburt ist blos das Ringen des Lebens mit sich selbst, um sich stets verklärter und ihm selbst ähnlicher darzustellen. Und mein Tod könnte etwas anders seyn — meiner, der ich überhaupt nicht eine bloße Darstellung und Abbildung des Lebens bin, sondern das ursprüngliche, allein wahre, und wesentliche Leben in mir selbst trage? — Es ist gar kein möglicher Gedanke, daß die Natur ein Leben vernichten sollte, das aus ihr nicht stammt; die Natur, um deren willen nicht ich, sondern die selbst nur um meinet willen lebt.

Aber selbst mein natürliches Leben, selbst diese bloße Darstellung des innern unsichtbaren Lebens vor dem Blicke des Endlichen, kann sie nicht vernichten, weil sie sonst sich selbst müßte vernichten können; — sie, die blos für mich, und um meinetwillen da ist, und nicht ist, wenn ich nicht bin. Gerade darum, weil sie mich tödtet, muß sie mich neu beleben; es kann nur mein in ihr sich entwickelndes höheres Leben seyn, vor welchem mein gegenwärtiges verschwindet; und das, was der Sterbliche Tod nennt, ist die sichtbare Erscheinung einer zweiten Belebung. Stürbe kein vernünftiges Wesen auf der Erde, das da nur einmal ihr Licht erblickt hätte, so wäre kein Grund da, eines neuen Himmels und einer neuen Erde zu harren; die einzige mögliche Absicht dieser Natur, Vernunft darzustellen und zu erhalten, wäre schon hienieden erfüllt, und ihr Umkreis wäre geschlossen. Aber der Akt, durch den sie ein freies selbstständiges Wesen tödtet, ist ihr feierliches, aller Vernunft kundbares Hinüberschreiten über diesen Akt, und über die ganze Sphäre, die sie dadurch beschließt; die Erscheinung des Todes ist der Leiter,

an welchem mein geistiges Auge zu dem neuen Leben meiner selbst, und einer Natur für mich hinübergeleitet wird.

Jeder meines gleichen, der aus der irdischen Verbindung heraustritt, und der meinem Geiste nicht für vernichtet gelten kann — denn er ist meines gleichen — zieht meinen Gedanken mit sich hinüber; er ist noch, und ihm gebühret eine Stätte. Indeß wir hienieden um ihn trauern, ist drüben Freude, daß der Mensch zu ihrer Welt geboren wurde, so wie wir Erdenbürger die unsrigen mit Freude empfangen. Wenn ich einst ihnen folgen werde, wird für mich nur Freude seyn; denn die Trauer bleibt in der Sphäre zurück, die ich verlasse.

Es verschwindet vor meinem Blicke, und versinkt die Welt, die ich noch so eben bewunderte. In aller Fülle des Lebens, der Ordnung, und des Gedeihens, welche ich in ihr schaue, ist sie doch nur der Vorhang, durch den eine unendlich vollkommnere mir verdeckt wird, und der Keim, aus dem diese sich entwickeln soll. Mein Glaube tritt hinter diesen Vorhang, und erwärmt, und belebt diesen Keim. Er sieht nichts Bestimmtes, aber erwartet mehr, als er hienieden fassen kann, und je in der Zeit wird fassen können.

So lebe, und so bin ich, nnd so bin ich unveränderlich, fest, und vollendet für alle Ewigkeit; denn dieses Seyn ist kein von außen angenommenes, es ist mein eignes, einziges, wahres Seyn und Wesen.

5) Ueber den Neid.

Es ist ein niederschlagender Gedanke, daß nur äußerst wenige Menschen einer herzlichen Mitfreude über das Glück ihrer Mitmenschen fähig sind, daß man aber, ohne ungerecht zu seyn, bei jedem Menschen im Durchschnitte lebhafte Gefühle des Neides über fremde Vollkommenheit voraussetzen kann. Diese Wahrheit ist so allgemein angenommen, daß man es kaum noch für unsittlich hält, wenn ein Mensch sich von jener Gemüthsbewegung beherrschen läßt, und viele unsittliche Leidenschaften von weit geringerer Bedeutung unendlich höher anrechnet, als jene. Es scheint, daß Jeder sich zur Maxime mache, des Neides zu schonen, weil er die Keime desselben in sich selbsten fühlt.

In jedem Menschen liegt in der That eine ursprüngliche Anlage zum Neide. Der weise Urheber unserer Natur pflanzte in Beziehung auf jede Tugend Gegenreize in unser Gemüth, damit wir uns auf die edelste Weise vervollkommnen könnten. Gab er uns auf der einen Seite das Vermögen der Sympathie für fremdes Glück, so begründete er auf der andern einen mächtigen Hang zum Neide, und überließ es der sittlichen Freiheit, diesen zu überwinden.

So gewiß es ist, daß wir diesen Hang besiegen können, so sehr entehrt es die Menschheit, daß die Meisten ihn bis auf den Grad eines herrschenden Affekts steigen lassen, und die Wenigsten eine Ahndung davon haben, daß unsere Natur dadurch so tief herabgewürdiget wird. Beleuchten wir jenen scheußlichen Affekt in dem Innern der Schlupfwinkel, wo

er sich verbirgt, fassen wir seine genaue Verwandtschaft mit den niedrigsten und für das Wohl der Menschen verderblichsten Lastern, und seinen großen Einfluß auf die Entheiligung aller Pflichten, die wir uns selbst, unsern Mitwesen und der Gottheit schuldig sind, so müssen wir zugestehen, daß kein Affekt die Menschen tiefer unter seine Würde erniedrigt, als jener, und daß es ein Hauptaugenmerk redlicher Erzieher seyn sollte, seine Keime so früh als möglich in den jugendlichen Seelen zu ersticken.

Welch eine gräßliche Gestalt bietet dieser Neid dar, wenn man ihn als verschlossenen Affekt betrachtet! Wie muß uns ein Wesen erscheinen, welches der Gedanke fremder Vollkommenheiten in Traurigkeit versetzt, welches mit Mißmuth die angenehmen Gefühle anderer bemerkt, und diesen Mißmuth mit einem unmenschlichen Wohlbehagen nährt! da verbirgt es sich in der Einsamkeit seines Zimmers, und während es in der schönen Natur und den Zirkeln froher guter Menschen auf die edelste Weise genießen könnte, verzehrt es seine Lebenskraft durch den Gram, den ihm die Bilder fremder Glückseligkeit verursachen. Oder es wandelt bleich und frostig durch die Reihen seiner Brüder, seine Blicke befeinden jede Freude, und sein erzwungenes bitteres Lächeln erstickt jeden Scherz in der Geburt; Schweigen verbreitet sich rings um ihn her, schüchtern ziehen sich die Herzen vor dem Menschen zurück, der seine Menschheit verläugnet.

Wie könnten sich auch die Herzen einem Wesen nähern, welches ihnen jede Freude mißgönnt, und in welchem der Anblick fremder Glückseligkeit nur den Wunsch, sie zu vernichten, hervorlockt; einem

Wesen, welches, wie ein feindseliger Geist, immer über Planen der Zerstörung brütet! Ich sage nicht zu viel, indem ich dieses behaupte. Ein Mensch, für den der Gedanke des Wohles seines Mitwesens Quelle von Gram wird, muß auch wünschen, daß es vernichtet werde, in seinem Gram selbst liegt diese grausame Forderung. Hätte der Neidische immer Macht über das Wesen, dem er sein Glück mißgönnt, er würde dieses ohne Bedenken zerstören; nur sein Unvermögen hält ihn zurück. Oder trauert er etwa nicht deshalb über das Wohl seines Mitwesens, weil nach seinem Willen es ihm nicht zukommen sollte, weil seine eigne Glückseligkeit wüchse, wenn es ihm entrissen würde? — Ja fürwahr, er will allein genießen, während alle seine Brüder darben, will durch einen allgemeinen Raub die angenehmen Gefühle aller seiner Mitwesen an sich reissen, und im Kreise der Erde der Alleinselige seyn. Ist's ein Wunder, daß kein Wesen ihn lieben kann, daß jeder Edle vor dem Räuber zurückschaudert? —

So wie die ganze Gesinnung des Neidischen Selbstsucht und Menschenverachtung athmet, so ist sie auch offenbare Empörung gegen die Regierung Gottes. Der Mensch verdankt alle seine Freuden, und jeden Zuwachs von Glück und Vollkommenheit seinem Schöpfer, jeder Gram eines Menschen über fremdes Wohl ist eine Lästerung Gottes, ein Aufstand gegen die Ordnung seiner Heiligkeit und Weisheit. Kannst du, Elender, ohne den Allmächtigen, einem Geschöpfe einen frohen Augenblick verleihen, und, wenn du es nicht kannst, wenn alles sein Wohl in Erinnerung, Gegenwart und Hoffnung, ein Geschenk des Ewigen ist, wie magst du

dich vermessen, ihn zu meistern, und mit widersinnigem Uebermuthe von ihm zu fodern, daß du allein genießest, und Alle darben?

Kannst du den Plan des Unendlichen übersehen, nach welchem er die Glückseligkeit vertheilt? Darfst du dich erdreisten, ihn zur Rechenschaft zu ziehen, daß er andere Menschen eben so glücklich, oder glücklicher, als dich, werden ließ? Fühlest du nicht, daß du, indem du neidest, dich zum Richter deines Gottes, zum Aufrührer in seinem Reiche aufwirfst?

So liegt denn in der Gesinnung des Neidischen, auch wenn er sie in sich verschließt, grobe Selbstsucht, Menschenverachtung und Frevel gegen Gott. Wenn sie vollends in Thaten übergehet, erscheint ihr schädlicher Inhalt, erscheinen ihre entehrenden Beziehungen auf die Menschheit und das höchste Wesen im vollen, aber traurigen Lichte.

Am gewöhnlichsten gehet der Neid in Verläumdung über. Beziehet er sich auf Vollkommenheiten und Verdienst des Mitmenschen, so sucht er diese entweder, so viel als möglich, herabzusetzen, oder, wenn sich dies nicht thun läßt, Schwächen zu finden, welche den zugestandnen Werth des Wesens verdunkeln. Bezieht er sich unbedingt auf Glückseligkeit, so bringt er durch spitzfindige Berechnungen heraus, sie sey unverdient, das Wesen sey ihrer nicht werth.

Wer wird mehr beneidet, als ein Mann von großen Geistesgaben! Selbst der Reiche kann, wenn er nicht ganz verwildert ist, den geheimen Wunsch nicht verläugnen, mit seinen Gütern ausgezeichnete Talente zu verbinden. Und jeder aufgeblasene Schwachkopf in einem Staatsamte schielt mit Blicken

der Mißgunst nach dem Glanze eines erhabenen Genies. Aber in welches Gefühl gehet die verborgene Huldigung über, die sie wahrer Größe nicht versagen können? In Gram über einen Werth, den sie selbst nie besitzen, und nie besitzen werden. Ihr Gram verliert sich in Haß, und ihr Haß bricht in Verläumdung aus.

Konnen sie dem selbstleuchtenden Sterne sein Licht nicht nehmen, so stehen ihnen dienstbare Winde zu Gebote, welche Wolken herbeiführen, und der Stern ist beschattet. Woher die zahllosen Verunglimpfungen, die sich der Troß der kleinen Menschen gegen die grossern erlaubt? Woher ihr unseliger Drang, sich an Geister zu wagen, deren Ueberlegenheit sie niederdrückt? Warum werden sie, die außerdem nie denken, denn zu Erfindern, wenn es darauf ankommt, eine große Seele herabzuwürdigen? O, es ist der Neid, der ihre verächtlichen Schritte leitet; gern möchten sie die große Seele plündern, und auf die niedrige Stufe ihrer eignen Armseligkeit herabsetzen. Da der Raub unmöglich ist, rächen sie sich durch elende Versuche, Finsterniß über ihren Glanz zu verbreiten. Innerlich wünschen sie noch mehr; dies verkündigt ihre Freude, wenn ein Mensch von hohem Geiste seinem Untergange nahe ist, und ihr höllischer Jubel, wenn er untergeht. Dann haben sie gesiegt, der seltsame Mensch, der in ihrer Ordnung die Ausnahme machte, ist nicht mehr, und die Gleichheit ist wieder hergestellt. —

Menschen von musterhafter Herzensgüte haben ein erträglicheres Loos. Gegen sie ist der Neid entweder ganz duldsam, oder doch wenigstens schonend.

Er weiß wohl, daß Moralität kein Gut ist, weswegen es der Mühe werth wäre, einen Menschen zu beneiden. Werke der Litteratur und Kunst zu erfinden, dies heischt Ahndung; aber edle Thaten kann man einem jeden gönnen. Jene glänzen, diese werden kaum bemerkt.

Indessen finden sich doch nicht selten im Gefolge des Neides Menschen, welche sich aus ihrer Niedrigkeit so weit erheben, um ihren Brüdern, welche gut sind, ihren sittlichen Werth nicht zu gönnen. Ihr Affekt bricht in bittere Kritiken ihrer Charaktere und Handlungen aus, und sie wissen alle Kunstgriffe auszuspähen, wodurch sie dieselben in ein zweideutiges Licht stellen können. Einige Wirksamkeit des sittlichen Gefühls liegt dieser Art des Neides allerdings zum Grunde, allein sie ist nicht im mindesten verdienstlich, und mildert eben so wenig das Schändliche der Handlungen, die sie hervorbringt. Solche Neider lieben die Pflicht, und das Gute nicht; die Gesetze der sittlichen Vernunft sind ihnen lästige Fesseln, denen sie sich auf alle nur mögliche Weise entziehen, ihr höchster Wunsch gehet dahin, daß doch überhaupt gar keine sittliche Ordnung sey, das Gericht des Gewissens verstummen, und aller Unterschied des Guten und Bösen verschwinden möchte. Bei einer solchen Gesinnung erscheint ihnen jeder Tugendhafte als ein Feind, den sie um Kraft und Geltung bringen müssen. Wenn überall kein sittlich guter Mensch wäre, dann, meinen sie, würden sie sich ihrer eignen Niedrigkeit nicht zu schämen haben. Betrachte man diese Denkart, in welcher Beziehung man wolle, sie ist die unwürdigste, die in einer Seele

gefunden werden kann; ein Neider in diesem Falle leistet ehrlosen Verzicht auf seine Vervollkommnung, wagt es, auf das nächste Eigenthum seiner Mitmenschen, ihr sittliches Verdienst Angriffe zu machen, und spottet der Gottheit, welche die Opfer seiner Verläumdung und ihn selbst im Innern durchschaut.

Wenn die Verläumdung des Neides blos auf fremde Glückseligkeit gerichtet ist, so macht er seinem erbitterten Herzen dadurch Luft, daß er diejenigen, die sie genießen, für unwürdig erklärt. Kann er, ohne vor sich selbst zu erröthen, solche Aussprüche wagen? Reicht sein Blick bis in die Tiefen des menschlichen Herzens? Vermag er alle Falten desselben zu durchdringen? Ist er über Gott, um seine Weltregierung zu meistern?

Der Neidische scheint unschuldig zu verfahren, wenn er seinen Affekt dadurch zeigt, daß er sich und andere überreden will, die Glückseligkeit dessen, den er beneidet, scheine nur groß, ohne es in der That zu seyn, und durch erkünstelte Spitzfindigkeiten seine angenehmen Gefühle herabzusetzen versucht. Allein, er drückt dadurch eben die unsittliche Gesinnung aus, wie in den vorigen Fällen. Würde er wohl an jener Verkleinerung ein geheimes Vergnügen finden, wenn es ihm nicht Kummer verursachte, sein Mitwesen so glücklich zu sehen? Und kann er läugnen, daß sein Interesse für jene Verkleinerung fremden Wohles, der Quelle nach, nicht viel besser ist, als der Hang eines räuberischen Menschen, welcher über Planen gegen die Güter seiner Mitwesen brütet? daß er, wenn es in seiner Macht stünde, jedes angenehme Gefühl, welches er mit Mißgunst betrachtet, vernichten würde?

Und wer, der irgend Kenntniß der Welt besitzet, kann es bezweifeln, daß der Neid wirklich in die boshaftesten Thaten ausbricht, daß er in unzähligen Fällen zu Betruge, Raube ja zu Morde geführet hat? Wer entartet genug ist, um zu glauben, es geschehe ihm durch jedes Glück seines Mitwesens unrecht, dem ist selbst kein Unrecht zu schreiend, welches er sich nicht gegen seine Brüder erlauben zu dürfen glaubte. Wären die Menschen nicht durch die Bande des Staats so sehr beschränkt, hielte Furcht nicht in dieser Gesellschaft die Leidenschaften zurück, der Neid würde sich minder schüchtern zurückziehen, er würde sich in der grausamsten Mißhandlung der Menschheit die süßeste Quelle von Wohllust eröffnen.

Wenn aber auch der Neid nicht in wirkliche Schandthaten dieser Art übergeht, so hebt er doch gewiß alle thätige Menschenliebe auf. Sein Interesse ist es, daß niemand glücklich sey, und er würde sich selbst widersprechen, wenn er sich beeiferte, fremde Vollkommenheit zu vermehren. Mit ruhiger Kaltblütigkeit sieht er den Armen unter dem Drucke seiner Bedürfnisse schmachten, sieht die Verläumdung den Ruhm trefflicher Menschen untergraben, sieht verirrte geistvolle Jünglinge verzweifelnd am Abgrunde des Verderbens stehen, und Mädchen von liebenswürdiger Unschuld in die Arme ihrer Verführer sinken. Alles dies rührt ihn nicht, seine Selbstsucht erstickt jedes sympathetische Gefühl, und der Gedanke, Retter und Beschützer zu seyn, hat für ihn keinen Reiz.

Noch nicht zufrieden mit seiner eignen Lieblosigkeit, möchte er dieselbe nur zu gern auch Andern ein-

flößen. Er stört den Eindruck der rührendsten Darstellung der Lage eines Unglücklichen durch eine bittere Kritik seines Charakters und seiner Handlungen, durch einen empörenden Beweis, daß er sein Unglück verdiene, daß Unglück allein ihn bessere, und Wohlthat für ihn sey. Oder er findet in seinem Schicksale eine weise Prüfung Gottes, und warnt, sich nicht etwa einen frevelhaften Eingriff in die Regierung des Höchsten durch eine Hülfe, die seinen Planen entgegen wirke, zu erlauben. Oder er verbirgt sich hinter der Maske eines Menschenhasses, den er nicht hegt, trauert über die Niedrigkeit der Gesinnung der meisten Menschen, über ihre Gefühllosigkeit gegen Wohlthaten, und ihren verächtlichen Undank. Mit spöttischem Lächeln betheuert er, wie so oft ihn die Menschen hintergangen, wie so oft sie ihm für Edelmuth und Aufopferung Bosheit zurückgegeben haben, und daß es das Unglück seines Lebens sey, der natürlichen Güte seines Herzens Grenzen setzen zu müssen. Und wenn er denn nun sieht, daß seine Beredsamkeit ihre Wirkung nicht verfehlt, daß er so glücklich ist, dem Leidenden den letzten Trost zu rauben, der ihm in der Theilnahme besserer Menschen übrig blieb; dann freut er sich im Innersten seines Herzens über den Triumph, den er davon trug, und bereitet sich zu neuen Siegen seiner Unmenschlichkeit vor.

Eine Seele, die der Neid in seine entehrenden Fesseln geschlagen hat, ist einer wahren und reinen Verehrung Gottes nicht fähig. Die Vorstellung dieses Wesens muß ihr eine furchtbare Vorstellung seyn, sie möge es betrachten, von welcher Seite sie wolle; jede Vollkommenheit desselben spricht ihr Verdammungsurtheil.

Der Neidische ist ein mißvergnügter empörischer Bürger im Reiche Gottes, er möchte dem, welchem er alles verdankt, den Plan seiner Regierung vorzeichnen; er möchte sich über ihn erheben, um seine Brüder zu unterdrücken. Wie kann dieses Geschöpf ein Wesen lieben, welches die leiseste Gesinnung durchdringt, und nach den ewigen Gesetzen der Gerechtigkeit über sie entscheidet. Verberge der Neidische seine Gefühle in den innersten Tiefen seiner Seele, spiele er, wenn es ihm möglich ist, in den Augen der Welt die Rolle des Menschenfreundes; den Blick der Gottheit vermag er nicht zu täuschen. Sie durchschauet das Gewebe seines feindlichen Charakters, und das ganze Spiel seiner verachtungswerthen Wünsche; darum bebt er auch vor dem Gedanken dieses Wesens zurücke, und statt ihm Bewunderung und Dank zu opfern, seufzt er, daß ein Gott ist.

Wenn irgend ein Laster schon in dieser Welt von seiner Strafe begleitet wird, so ist es der Neid. Wird er in der Seele eines Menschen herrschend, dann verschließen sich ihm alle Quellen reiner Freuden, dann giebt es überhaupt für ihn keinen Genuß mehr, der nicht durch die bittersten Schmerzen vergällt würde, keinen, der nicht Schamgefühl und Gewissensbisse mit sich führte. Und so muß denn in der Mitte dieser schönen und an allen Gütern reichen Welt ein Wesen darben, welches Niemand außer ihm glücklich sehen will, und der Segen, den es seinen Brüdern mißgönnt, verwandelt sich in Fluch für es.

6) In wiefern die Tugend der Weg zur Glückseligkeit sey, und worin das Wesen der Tugend bestehe.

Wenn die Glückseligkeit in dem Genusse des höchsten und dauerhaftesten Guten bestehet, dessen ein Mensch fähig, und in der Befreiung von den grösern und kleinern Uebeln, deren Abwendung in unsrer Gewalt ist: so lehret uns alles, die Vernunft, unser Herz und die Erfahrung, daß die Tugend der einzige und sichre Weg zu unsrer Glückseligkeit sey; oder daß uns der Besitz und die Ausübung der Tugend die höchsten und beständigsten Freuden gewähre, und die größten Uebel entweder abwende, oder uns doch die Last derselben erleichtern helfe. Hiervon wollen wir in der gegenwärtigen Stunde reden.

Wir sind, wenn wir uns auf der doppelten Seite, des Körpers und der Seele, betrachten, verschiedener Freuden fähig, verschiedenen Uebeln ausgesetzet. Wir finden Vergnügungen und Schmerzen des Körpers, Vergnügungen der Einbildungskraft, Vergnügungen des Verstandes, Freuden des Herzens, und Unruhen und Vorwürfe desselben; Freuden, die theils der Lebhaftigkeit und Dauer, theils der Güte und der Würde nach, sehr verschieden sind.

Die sinnlichen Freuden, die aus der Stillung der körperlichen Begierden entstehen, sind die flüchtigsten und zugleich die unedelsten; denn wir haben sie mit den Thieren gemein. Ihr Genuß läßt nichts in unsrer Seele zurück, über das wir mit Beifalle nachdenken könnten. Die herrlichste Mahlzeit ge-

halten zu haben, ist kein Gedanke, dessen sich unser Geist im Stillen rühmet, kein Trost, der unsre Seele im Elende aufrichtet. Die Freuden einer blos körperlichen Liebe, ohne den Geist verständiger Freundschaft und einer keuschen Ehe, sind, wie die kürzesten, also auch die niedrigsten dem Range nach. Selbst die unschuldigsten Freuden der Sinne gleichen den Blumen, sie sterben, so bald sie gebrochen sind.

Wir nehmen ferner wahr, daß die Vergnügungen der Sinne, nur in einem gewissen Maaße genossen, mit unsrer Natur übereinstimmen; daß uns die Uebermaaße derselben, Schmerzen des Körpers, Schwachheiten und Krankheiten erwecket, die Kräfte des Lebens verzehret, die Fähigkeiten des Geistes schwächet und unterdrücket. Wir nehmen wahr, daß diese natürlichen Neigungen zum sinnlichen Vergnügen durch eine uneingeschränkte Befriedigung zu stürmischen Leidenschaften werden, die uns zum Gegenstande der Lust hinreißen, den Verstand blenden, und in dem Herzen das Gefühl des Rühmlichen und Nützlichen ersticken. Wir nehmen wahr, daß die Begierde der Selbstliebe, der Liebe zum Leben und zur Gesundheit; daß das Verlangen nach Ruhm, Macht und Ansehen, nach Reichthume und Pracht, nach Ruhe und Bequemlichkeit, wenn sie zu stark anwachsen, ihre anmuthige Seite verlieren, sich in unser Unglück verkehren, und die Fieber der Seele werden, die wir Zaghaftigkeit, Wollust, Geiz, Ehrsucht, Eitelkeit, Trägheit und Faulheit nennen. Wenn wir also von dieser Seite gesichert seyn, uns nicht selbst zuwider handeln, und nicht die größern Vergnügungen aus einem sinnlichen Kützel uns rau-

ben wollen: so entsteht die erste Pflicht, sich selbst und seine natürlichen Neigungen in ihren von dem Gewissen und der Vernunft angewiesenen Schranken zu halten. Die Ausübung dieser Pflicht ist die Tugend der Mäßigung.

Die Freuden der Einbildungskraft, die uns die Gegenstände der Natur oder der Kunst durch ihre Anmuth, durch das Nachdenken über ihre Schönheit, Ordnung und Mannigfaltigkeit, durch den Genuß des Auges oder des Ohres gewähren, sind dauerhaftere Freuden, als die bloß sinnlichen. Wir können ihren Genuß oft und ohne Ekel wiederholen, und einen großen Theil unsers Lebens mit demselben ausfüllen. Das Vergnügen eines tobenden Rausches und einer sanften Musik; wie sehr sind sie, der Güte und den Folgen nach, von einander unterschieden! Diese Freuden der Einbildung sind also ein höherer Grad des Vergnügens, und unserm Geiste mehr angemessen. Ihre Erinnerung belebt, wenn sie schon vorüber sind, das Herz noch mit einem Wohlgefallen; und sie sind so lange gut, als sie uns an keinem größern Glücke hindern.

Ehre und Beifall, in so weit sie eine Frucht der Verdienste sind, geben ein groses und dauerhaftes Vergnügen. Reichthümer und Macht verschaffen es nicht durch sich, sondern durch den weisen Gebrauch. In der Hand des Tugendhaften werden sie Glück, in der Hand des Lasterhaften Unglück.

Die Uebung und Verbesserung der Kräfte des Geistes und Verstandes, hilft uns zu einer neuen Vergnügung. Wir bewundern einen durchdringenden Verstand, und die Werke, die er schafft. Wir schätzen einen unermüdeten Fleiß, je nützlicher seine

Einflüsse dem gemeinen Besten sind. Wir schätzen ein treues Gedächtniß, einen lebhaften Witz, eine große Beurtheilungskraft, an uns und andern, und ehren die Werke, worinne wir die Spuren eines geübten Geistes finden, mit unserm Wohlgefallen. Wir bewundern sogar die Fertigkeiten des Körpers, die durch Fleiß und regelmäßige Uebung erreicht werden, die Geschicklichkeit zu tanzen, zu ringen, zu Pferde zu sitzen. Wenn bewundern wir aber die Gemächlichkeiten eines Menschen, der, auf dem Bette der Trägheit und Weichlichkeit ausgestreckt, sein Leben unter allerhand Belustigungen verträumt?

Ein noch höheres Vergnügen entsteht aus gewissen Neigungen und Handlungen, die mit der Wohlfahrt der andern, als Ursachen oder Wirkungen, im Verhältnisse stehen. Wir fühlen eine Neigung des Mitleidens gegen Personen, die wir unglücklich sehen, vornehmlich die wir lieben, und ein unruhiges süßes Verlangen, sie von ihrem Unglücke zu befreien. Wir empfinden ein Vergnügen an dem Glücke derer, denen wir gewogen sind, und ein Verlangen, ihnen dies Glück zu erhalten. Und eben diese gesellschaftlichen Empfindungen der natürlichen Zuneigung, des Mitleidens, der Freundschaft und eines allgemeinen Wohlwollens sind es, die wir sowohl in uns als in andern, ohne große Anleitung des Verstandes, zu billigen und zu lieben uns gedrungen finden. Eben dieses Vergnügen, an andrer Wohlfahrt Theil zu nehmen, ihren Uebeln abhelfen zu können; das Bewußtseyn, ihnen gedient und genützet, und so viel wir gekonnt, sie glücklich gemacht zu haben; selbst der Gedanke, daß wir es ernstlich gewollt haben, ist das edelste Vergnügen für den Geist. Diese men-

schenfreundlichen Neigungen und die daraus fließenden freien Handlungen; sowohl die, durch die wir uns in den Stand setzen, andern zu dienen, als die, durch die wir ihnen wirklich dienen; sind nicht allein die Quelle des edelsten, sondern auch des dauerhaftesten Vergnügens, weil diese Neigungen selbst bis an unsre letzten Augenblicke dauern, und beständig von der Wohlfahrt der Menschen verlanget werden. Mein Nächster bedarf meines Wohlwollens, meiner uneigennützigen Bemühungen; und wenn ich beides zurückhalte, so widerstehe ich den Absichten meiner Bestimmung, und raube mir dadurch die innerliche Zufriedenheit, indem ich mich, wider die göttliche Einrichtung der Natur, als ein Geschöpf verhalte, das nur zur Stillung seiner sinnlichen Begierden da ist. Ernähre ich gar die Neigung des Unwillens und des Hasses, so entsteht ein nothwendiger Streit dieser Leidenschaft mit dem natürlichen moralischen Gefühle, und also Unruhe und Vorwürfe des Gewissens.

Diese dem Herzen eingedrückte Neigung, sich für das Glück der Andern zu bemühen, ihrem Elende zu wehren, so viel gütige Handlungen auszuüben, als wir können, und das zwar ohne Eigennutz, um den Beifall unsers Gewissens und des allwissenden Zeugen zu erlangen; diese Neigung kann das allgemeine Wohlwollen, und die Ausübung desselben die Tugend der Menschenliebe und Gerechtigkeit genennet werden.

Einen Gott erkennen, (und ihn nicht erkennen, heißt eben so viel, als ihn nicht erkennen wollen,) einen Gott erkennen, ihn als das vollkommenste, heiligste, weiseste, mächtigste und liebreichste Wesen

in der Einrichtung der ganzen Natur, in so viel tausend wunderbaren Geschöpfen, in so viel Millionen Gutthaten und weisen Veranstaltungen, in so viel Absichten und angewandten Mitteln, die auf das allgemeine und besondere Beste des menschlichen Geschlechtes abzielen, in den Fähigkeiten unsrer Seele, in den Regungen unsers Gewissens, in den Wundern unsers Körpers und der Empfindungen, die uns eigen sind, ihn da erkennen; einen Gott erkennen, der alles regieret, alles trägt, alles liebt, in dessen Hand unser höchstes Glück und unser höchstes Elend stehen muß; einen Gott, ohne den wir nichts wären, einen allmächtigen Vater, durch den wir alles in jedem Augenblicke sind der unsrer nicht bedarf, der nichts als unser Glück wollen kann, oder er ist nicht Gott; einen solchen Gott erkennen, und doch keine Neigung der tiefsten Anbetung und Unterwerfung gegen ihn fühlen, ihn nicht über alles verehren und lieben, ihm nicht gehorchen, ihm nicht vertrauen, sich seiner Regierung nicht ohne alle Ausnahme unterwerfen wollen, ihn nicht als den Zeugen unsrer Absichten, als den Zuschauer unsrer Handlungen, als den Richter, der allein Belohnungen und Strafen mit Recht austheilen kann, betrachten, nicht seines Beifalls würdig seyn wollen; dies ist kein Charakter eines Vernünftigen; dies ist das Bild des verworfensten Geistes, den jemals der Verstand denken und das Herz verabscheuen kann. Nein, der vernünftige Mensch erkennet und verehret einen Schöpfer und Gott;

Er erhebt die Hand zum Danken,
Und preiset den, der ihn gemacht;

Gott ist der größte der Gedanken,
Die sein erstaunter Geist gedacht!

Aus der Erkenntniß Gottes und den Empfindungen der Liebe, der Ehrfurcht, des Vertrauens und der Dankbarkeit schöpft die Seele die heiligsten und erhabensten Freuden. Ohne Gott ist unser Herz nie beruhiget, und unsre Wohlfahrt nie gesichert. Aber seiner Gnade gewiß seyn, sich seiner Liebe, seines allmächtigen Schutzes bewußt seyn, sich mit dem Vertrauen auf ihn trösten können, welche Ruhe kann uns da mangeln! Und welches Glück läßt sich über diese Gemüthsverfassung hinaus denken? Wie Gott der höchste Gedanke ist, so ist er auch der reichste an Wonne und für das Herz der seligste. „Einen Gott erkennen, sagt ein frommer Schriftsteller, ist der Freude Anfang; einen Gott anbeten, ist der Freude Wachsthum; einen Gott lieben, ist der Freude völlige Reife.“ Ihn aber erkennen, und Empfindungen der Seele gegen ihn haben, die dieser Erkenntniß gemäß sind, und das thun, was diese Empfindungen uns empfehlen, dieses ist die Anbetung Gottes, das Wesen und das Glück der Religion, die höchste Tugend und daher die höchste Staffel der menschlichen Glückseligkeit.

In dieser ehrfurchtsvollen Gemüthsverfassung gegen die Gottheit, und in den gütigen Gesinnungen gegen die Menschen; in der Ausübung der Handlungen, die uns durch diese Empfindung angepriesen werden, und folglich auch in der Beherrschung unsrer sinnlichen Begierden, und unsrer Selbstliebe, daß sie uns von dieser Bestimmung nicht entfernen,

besteht die ganze Summe der Pflicht und Tugend, und also auch die Summe unsrer Glückseligkeit.

Wir können nicht alle Beschwerden und Leiden, die mit der Natur verbunden sind, von uns entfernen; und also können wir auch in dem gegenwärtigen Leben nicht vollkommen glücklich seyn. Wenn wir die Klasse der Schmerzen des Körpers und der Seele durchgehen, und sie in Ansehung ihrer Größe und Dauer unter einander betrachten: so finden wir zwar, daß die körperlichen Schmerzen groß und langwierig seyn können; allein so bald sie aufhören, unterscheiden sie sich doch von den moralischen dadurch, daß sie kein Gefühl eines Uebels zurücklassen. Krankheit und Dürftigkeit, Unehre und Schande, sind Quellen großer Schmerzen; allein nur alsdann am meisten, wenn wir sie uns selbst zugezogen haben. Die Schmerzen der Mitleidenschaft, die aus dem Unglücke der Personen, die wir lieben, auf uns eindringen, sind auch sehr groß, allein wir haben in der Betrachtung der göttlichen Vorsehung, die allzeit weise und gnädig unsre Schicksale zu unserm Privatglücke und dem allgemeinen Besten eingerichtet, ein kräftiges Mittel wider diese Schmerzen; und wir finden eine Art der Befriedigung darinnen, uns ihnen willig zu überlassen, weil sie aus dem Wohlwollen des Herzens entspringen, und mit Liebe vermischt sind. Die größte und dauerhafteste unter allen Martern der Seele ist eben diejenige, vor der die Tugend am meisten befreiet, ich meine die Gewissensangst, oder die peinlichen Vorwürfe seines eignen Herzens, wissentlich wider die Befehle der Natur und Gottes gehandelt zu haben. Allein so

gewiß es ist, daß wir vielen körperlichen Schmerzen und den quälenden Vorwürfen des Gewissens durch Wachsamkeit und Mäßigung ausweichen können: so bleiben doch noch stets Uebel übrig, die wir nicht ganz aufheben, sondern deren Eindruck wir nur schwächen können. Wir sind nämlich Uebeln der Natur, Uebeln unsrer eigenen Verschuldung, Uebeln durch die Schulden Anderer ausgesetzet. Unsre guten Absichten glücken nicht allezeit; das beste Herz hat seine schwache Seite, und fällt oft in Fehler, die von ihm vermieden werden können, und die sein Glück stören; unsre Freunde, die wir als einen Theil unsers Glückes lieben, leiden, oder werden uns entrissen; unsre Gesundheit geht verloren; unsre Güter und Reichthümer verkehren sich oft in Mangel und Armuth; unser guter Name wird verunehret; der Tod selbst nähert sich uns täglich: — was soll uns in diesen Umständen beruhigen? der große Gedanke von Gott, unserm Schöpfer und Erhalter, der Glaube an seine weise und gnädige Regierung unsrer Schicksale, das Bewußtseyn einer überwiegenden Liebe zu ihm und zum Guten, und die Hoffnung einer ewigen glückseligen Fortdauer. Können wir also die Uebel dieses Lebens nie ganz von uns entfernen: so können wir doch unsre Seelen durch Gelassenheit und Standhaftigkeit stärken, und durch eine völlige Ergebung in die göttlichen Rathschlüsse den Eindruck des Elends mindern, und der Furcht widerstehen. Diese Tugend oder Hoheit der Seele, die uns im Leben und im Tode so unentbehrlich ist, wird aus der Betrachtung der göttlichen Liebe und Vorsehung, aus dem Zeugnisse eines guten Gewissens, und aus der besten Ver-

sicherung von der Unsterblichkeit und Glückseligkeit unsers Geistes, erzeuget; daher ist der Gerechte, mit der Schrift zu reden, getrost wie ein junger Löwe.

Laß Erd' und Welt,
So kann der Fromme sprechen,
Laß unter mir den Bau der Erde brechen,
Gott ist es, dessen Hand mich hält.

Dieses ist die Anordnung der Natur, nach welcher der Mensch glücklich werden kann und soll. Er wird es, wenn er seine natürlichen Neigungen, die auf die Erhaltung des Lebens und den Genuß der sinnlichen Freuden gerichtet sind, den höhern Neigungen immer unterwirft, die auf die Güter der Seele abzielen. Er darf und soll sich lieben, aber nach einer gewissen Einschränkung. Er darf die Freuden der Sinne genießen, aber sie müssen den höhern Freuden des Geistes und der Ruhe der Seele nicht Abbruch thun. Er muß mäßig seyn, seine Begierden nach dem Befehle der Vernunft beherrschen, seine Fähigkeiten und Kräfte üben und bessern, und die Freuden der eingepflanzten Menschenliebe und der Liebe Gottes, als das größte Gut, suchen und schmecken. — So bald wir uns blos der Selbstliebe, dem Eigennutze und der Sinnlichkeit überlassen: so folgen stürmische Leidenschaften und Verfinsterungen der Vernunft. Wir verlieren die edlen Gesinnungen des Herzens gegen Menschen und Gott, und die Lust zu guten Handlungen. Unsre sinnlichen Begierden zu stillen, werden wir ihre Knechte, Sklaven der Wollust und andrer schändlichen Ausschweifungen und dadurch zugleich Zerstörer unsers Körpers. Unsre Leidenschaf-

ten zu befriedigen, und dem Eigennutze zu gehorchen, werden wir Lieblose, Niederträchtige, Betrüger, Gewaltthätige, Menschenfeinde. Für einen thierischen Kützel der Sinne entsagen wir den höchsten Freuden der Religion. Wir entfernen den Gedanken von Gott aus unsrer Seele und mit ihm die edelsten und süßesten Neigungen der Ehrfurcht, der Liebe und des Vertrauens, und rauben uns das Bewußtseyn seines Beifalls. In so weit ist es gewiß, daß kein Lasterhafter glücklich seyn kann. Je mehr hingegen der Mensch die Ordnung der Vernunft und des Gewissens beobachtet; desto mehr ist er das, was er seyn soll, mit sich zufrieden und in sich glücklich, wenn gleich nicht vollkommen.

Stellen Sie sich einen Mann vor, der die Güter des Lebens nach ihrem wahren Werth schätzt und sucht, nicht mehr begehret, als er nöthig hat, seine Begierden nach dieser Regel ordnet, und Andern so viel Gutes gönnt und schafft, als er kann; einen Mann, der es sich bewußt ist, daß er der Vernunft und dem Gewissen, und durch sie dem Willen der Vorsehung folgt; einen Mann, der sich mit ihrer Liebe, mit ihrem allmächtigen Schutze im Herzen tröstet, und seine Schicksale ihrer Weisheit überlassen kann; sollte der nicht so glücklich seyn, als ein Mensch werden kann? Er befreiet sich von den Quaalen des Geizes, der Ehrsucht, des Stolzes, der Wollust, des Neides, von der nagenden Furcht, von der Pein der Rachsucht und den Gefahren der Tollkühnheit. Wird es ihm leicht an den nothwendigen Bedürfnissen des Lebens fehlen? Er ist ja arbeitsam, sparsam und genügsam. Wird ihm die Gesundheit, die Frucht der Mäßigung und Arbeitsamkeit, so

leicht mangeln? Sind nicht die Leidenschaften die gefährlichsten Feindinnen des Körpers und der Seele? und von diesen befreit er sich ja. — Wird ihm die Achtung und Freundschaft und der Beistand der Menschen mangeln? Ihm, der sich aufrichtig bemüht, das natürliche Gesetz der Liebe durch Dienstfertigkeit, Treue, Rath, Mitleiden, Beifreude zu erfüllen, und der es um destomehr erfüllt, je minder er einer unordentlichen Selbstliebe folgt? Liebt und ehret man ein solches Herz nicht wieder? und wird man gegen einen solchen Mann so leicht undankbar, ungerecht und schmähsüchtig verfahren? So verderbt ist die Natur selten, und selbst das Laster will einer beständigen und nützlichen Tugend noch immer wohl. Und wenn auch der Tugendhafte seine Sicherheit nicht immer schaffen, seine äußerliche Wohlfahrt nicht immer erhalten kann, wenn er die Schmerzen und Krankheiten nicht stets von sich abzuwehren, sich den Beleidigungen oder der Verachtung der Boshaften und Unverständigen nicht immer zu entziehen vermag; kann er sich denn seine Beschwerden und Leiden nicht versüßen, und durch Gelassenheit ihre Schwere mindern? Das kann der Lasterhafte nicht! Ist der Gedanke, daß der Fromme sein Elend nicht verschuldet hat, kein mächtiger Trost für ihn? Hat er nicht den Beifall seines eigenen Herzens, der ihn stärket? Und ist ein ruhiges Gewissen nicht das Glück, das er für keine Welt hingäbe? Hat er nicht die Gewogenheit und die Hülfe der Rechtschaffenen; und ist nicht ihr Mitleiden sein Ruhm? Hat er nicht das Vertrauen zu Gott, dessen Macht und Güte nichts Grenzen setzet? Wir sind nicht eher

glücklich, als bis wir glauben, daß Niemand, auch unter bessern äußerlichen Umständen im Grunde glücklicher seyn könne, als wir. Und kann dieß der Tugendhafte nicht glauben? Wie könnte er glücklicher werden, wenn er, über die Ruhe dieses Lebens, noch die frohe Aussicht in eine glückselige Unsterblichkeit vor sich hat? Wird ihn seine Liebe zum Guten und sein Vertrauen zu Gott im Tode verlassen? Wenn er schlecht gekleidet, mäßig gespeiset, und von den Lobrednern ungerühmt, einst von der Bühne des Lebens abtritt; wird er darum glauben können, daß er in der Pracht des Purpurs, an der Tafel des Ueberflusses, und unter den Lobeserhebungen der Erde, weiser, ruhiger und zufriedner gewesen seyn, oder es in einer künftigen Welt mehr werden würde? Er konnte von Wenigem sein Leben erhalten, und der Begüterte kann mit seinem Ueberflusse eben nicht mehr ausrichten.

In so fern die Tugend der Natur als ein Eigenthum der Seele betrachtet wird, so ist sie die aufrichtige und eifrige Bestrebung, alle erkannte Gesetze der Natur zu aller Zeit und auf die beste Weise zu beobachten, weil sie göttliche Anordnungen sind, und stets unser und Andrer Glück zum Grunde haben. Alles also, was nicht aus einer vernünftigen Ueberzeugung und einem edlen Gefühle unsrer Schuldigkeit, und aus der Absicht, der göttlichen Bestimmung gemäß zu handeln, seinen Ursprung nimmt, ist für uns eigentlich keine Tugend; es mag in seinen Folgen uns oder Andern auch noch so heilsam seyn. Eine tugendhafte oder moralisch gute Handlung setzet allezeit eine innerliche Verbindlichkeit der Vernunft und des Herzens voraus, die

wir wissentlich und freiwillig ausüben. — Der Schauplatz unsrer Neigungen und Absichten liegt mitten in unsrer Seele. Wir können eben so wohl wissen, was in uns bei gewissen Handlungen vorgeht, als wir durch unser Auge die äußerlichen Gegenstände und ihre Wirkungen von den Ursachen unterscheiden können. Wir können es fühlen, ob wir eine an und für sich gute Handlung wissentlich und freiwillig aus Ueberzeugung ihrer Vortrefflichkeit, aus Ehrfurcht gegen den göttlichen Willen thun, wenigstens deswegen zu thun wünschen und suchen, oder nicht. Wir können uns bewußt werden, ob unsre Selbstliebe, oder das Wohlwollen gegen das Beste der Andern; ob der Eindruck des Eigennutzes, oder der Eindruck des göttlichen Ansehens; ob das Verlangen nach Ehre und Vergnügen, oder das Verlangen der Rechtschaffenheit der einzige Antrieb unsrer Entschließungen und guten Unternehmungen sey, wenigstens die Oberhand in unserm Herzen habe. Vieles also kann äußerlich das Gepräge der Tugend führen, ohne den innern Gehalt derselben zu haben.

Das Gute und Nützliche thun, nicht so wohl, weil es gut ist, sondern bloß, weil es mit unserm Temperamente, unsrer Erziehung, der eingeführten Gewohnheit, und mit unserm Stande überein kömmt, ist für unser Herz keine Tugend. Wir werden dadurch nicht besser, nicht edelgesinnter, nicht zufriedner mit uns selbst, nicht übereinstimmender mit den göttlichen Absichten; und was ist die Tugend, wenn sie diese göttlichen Folgen nicht hat? Wenn nichts mehr als Selbstliebe und Eigennutz zu einem recht-

schaffenen Herzen gehöret, wie kann es dem Menschen zum Ruhme gerechnet werden? Warum achten wir den mühsamen und vortheilhaften Fleiß eines Geizigen nicht hoch? Warum belohnen wir einen Helden, der aus Herrschsucht die glücklichsten Eroberungen macht, und mit unglaublicher Mühe einen ganzen Welttheil bezwingt, nicht mit unserm Beifalle?

Göttliche Bücher von der Tugend schreiben, um sich den Ruhm eines vortrefflichen Scribenten zu erwerben; seinem Amte wohl vorstehen, um ein noch einträglicheres dadurch zu erhalten; von jedermann Gutes reden, um wieder von jedermann gelobt zu werden; sein Vermögen zu Gutthaten anwenden, um den Namen des Freigebigen und Wohlthäters zu erlangen; bei großen Verdiensten demüthig seyn, um seine Verdienste noch bewunderungswürdiger zu machen; die Rache ersticken, weil man zaghaft ist; die Ausschweifungen der Wollust fliehen, bloß weil man die Schande der Wollust scheut, und die guten Sitten lieben, weil man in einem Hause lebt, wo sie angesehen machen; die Religion mit seinem Blute vertheidigen, bloß weil man darinne erzogen worden; Dienstfertigkeit und Treue beobachten, weil sie Freunde und Gönner erwecken; Wittwen und Waisen ernähren, um Gott zu gewinnen, daß er uns noch mehr segnen soll; den Ehrgeiz fliehen, weil man die Bequemlichkeit liebt, und den Geldgeiz, weil man die Ehre liebt; den Eigensinn, weil er uns lächerlich, und die Schmähsucht, weil sie uns bei Andern verhaßt macht; den Trunk meiden, weil er uns eine tödtliche Krankheit zugezogen, und verträgsam werden, um sich keine neuen Feinde zu er-

wecken; — tausend und aber tausend solche Handlungen, die die Gestalt der Tugend haben, sind in Absicht der Quelle, aus der sie fließen, nichts weniger als Tugend, sind oft strafbare Handlungen, und nichts als eine geschmückte Selbstliebe. Ich erinnere Sie hier an den Ausspruch eines Apostels, der den Gebrauch der rühmlichsten Eigenschaften und Wundergaben, und die Ausübung der größten Thaten zum Besten der Andern, welche die Welt als Tugend bewundert, für elend erklärt, wenn sie bloß aus eigennützigen und selbstliebischen Absichten verrichtet werden. — Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redte, sagt er, und hätte der Liebe (gegen Gott und Menschen) nicht: so wäre ich ein tönend Erz, oder eine klingende Schelle — und wenn ich weissagen könnte, und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntniß, und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht: so wäre ich nichts — und wenn ich alle meine Haabe den Armen gäbe, und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht: so wäre mirs nichts nütze. — So herrlich hat kein Vernunftweiser auf Erden von der Quelle der Tugend jemals geredet.

Wie oft würden wir vor uns und Andern erschrecken, wenn wir unsere moralische Handlungen stets in dem Gefolge ihrer Absichten erblicken sollten; und erblicket sie nicht das allsehende Auge in diesem Licht? — Sagt es uns nicht unsre Empfindung, daß bloße Selbstliebe keine Tugend ist? Sagt es uns nicht das Urtheil der Welt, so bald sie unsre kriechenden Absichten bemerket? Wer steht bei sich an, eine bescheidne uneigennützige Gutthätigkeit,

die nicht giebt, um gesehen zu werden, die, aus Begierde zu dienen, dienet, weil sie sich dazu verbunden erkennt, weil sie glücklich machen und Anderer Elend mindern will; wer steht an, sie mit einem innerlichen Beifalle zu ehren, und hingegen eine lohnsüchtige Liebe geringe zu schätzen? — Gesetzt, meine Herren, Sie könnten in der Seele des Einen diese Absicht lesen; „ich bin keusch, weil ich die Schande scheue, die mir das entgegengesetzte Laster bringen würde;“ und in der Seele des Andern: „ich bin keusch, weil mirs die Vernunft und das Gewissen befehlen, wenn ich auch der Schande entgehen könnte; ich will es seyn, weil ich nichts heiligers und edlers weiß, als der göttlichen Anordnung zu gehorchen, wenn es auch noch so viel Ueberwindung kostete;“ — welcher Seele würden Sie Ihren Beifall ertheilen, und welche für tugendhaft erklären? Ja, das moralische Gefühl irret selten in seinen Aussprüchen, wenn wir es nicht durch böse Gewohnheiten und Leidenschaften partheiisch gemacht haben. Es sagt laut, daß es bei der Tugend nicht auf die äußerliche Handlung, sondern auf die Güte der Quelle und der Absicht, nicht auf die Mühe der That, sondern auf das Bewußtseyn einer göttlichen Verbindlichkeit, nicht auf den Glanz der Handlung, sondern auf die Neigung, mit der wir sie unternehmen, auf das Herz, mit einem Worte, auf den Gehorsam und die Ehrfurcht gegen den Willen der Gottheit, von der wir mit allen unsern Kräften abhängen, ankomme; und daß die Handlungen, die sich auf unser Bestes und auf unsre Selbsterhaltung beziehen, wenn sie Tugend seyn sollen, zugleich wis-

sentliche und freiwillige Ausübungen einer höhern Verbindlichkeit, das ist, Gehorsam gegen Gott seyn müssen. Auf diese Weise können unsere geringsten freien Handlungen Werke des guten Herzens und ein edler Gehorsam werden, der mit dem Plane Gottes übereinstimmt; und darum sind sie in sich gut. Denn wird wohl die Unmäßigkeit erst dann unedel, wenn sie Krankheit, Armuth und Verachtung gebiert; und ist sie alsdann wohl edel, wenn sie diese schlimmen Wirkungen nicht nach sich zieht? Ist die Wahrheitsliebe alsdann keine Pflicht mehr, wenn sie mir Haß zuwege bringt? Oder die Liebe für das Vaterland keine Tugend mehr, wenn sie mich das Leben kostet? Nur dann eine, wenn ich durch sie Lorbern erringe? Die Tugend ist die Uebereinstimmung aller unsrer Absichten, Neigungen und Unternehmungen mit der göttlichen Anordnung, die sich stets auf unser Glück und das Beste unsrer Nebenmenschen bezieht. Wie geneigt sollten wir also seyn, sie auszuüben, und wie wenig sind wirs, wenn wir uns aufrichtig prüfen! Sollten nicht unsre Seelen ein gewisses Verderben erlitten haben, da wir von Natur so wenig Lust und Kraft zur Tugend fühlen, und in tausend Fällen vielmehr einen Hang zum Laster? Die Tugend fordert Nachdenken, Wachsamkeit, Einschränkung und Mäßigung der Begierden; und diese Opfer scheuen wir? Es ist schwer, seinen Sinnen zu gebieten, seine liebsten Neigungen zurück zu halten, und die angenehmen Blendwerke der Einbildung zu zerstreuen. Die Tugend verlangt, daß wir unser Innerstes prüfen; und diese Prüfung erfordert Mühe, und zeigt uns die Fehler,

die wir ablegen sollen, und die wir doch lieben. Anstatt die edlern Neigungen unsrer Seele von Jugend auf zu nähren und auszubilden, unterdrücken wir sie durch sinnliche Lüste, und schwächen das natürliche Gefühl des Guten und Edlen, das uns Gott ins Herz gedrückt hat, und gewöhnen unsern Verstand an Vorurteile und falsche Vorstellungen von dem, was Glück ist. Die Tugend fordert ein immerwährendes Andenken an Gott, eine lebhafte Vorstellung seiner Eigenschaften, um uns in der Liebe des Guten zu stärken. Allein unter den Bezauberungen der Sinne und der Einbildung, unter den blendenden Reizungen der Ehre und der Reichthümer unter den Sorgen der Eitelkeit und den Zerstreuungen des Lebens, erliegt die Kraft unsers Geistes; die Vorstellung Gottes, unsers Vaters und Gesetzgebers, die uns in der Tugend befestigen sollte, wird dem Verstande dunkel, und dem Herzen, das keinen Zeugen haben, und gern ungebunden seyn will, beschwerlich; und so artet unser Herz immer mehr aus, verliert die Empfindungen der Anbetung und Liebe Gottes, des Wohlwollens gegen Andre, wird sinnlich und wird lasterhaft. Gleichwohl meine Herren, ist kein andrer Weg zur Glückseligkeit, als der Weg der Tugend, so mühsam er auch seyn mag: so wie hingegen der Weg des Lasters der Weg zum Verderben ist, so angenehm er auch in seinem Anfange seyn mag.

Des Lasters Bahn ist Anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.

Der Tugend Pfad ist Anfangs steil,
Läßt nichts als Mühe blicken;
Doch weiter fort führt er zum Heil,
Und endlich zum Entzücken.

7) Erläuterung des Sokratischen Ausspruchs beim Cicero de Officiis L. 2. c. 12.

Ist das wahr, was Sokrates sagt: Das beste Mittel etwas zu scheinen, ist, daß man es sey?

1) Die Erfahrung lehrt, daß der größte Theil der Menschen, und im Durchschnitte, doch so viel geschätzt wird als er werth ist. Man gehe an welchen Ort man wolle: so wird man den verdienstvollen Mann in einem gewissen Ansehen bei seinen Mitbürgern finden. Zwar nicht immer in dem, welches Auswärtige, oder die seltnern Kenner seines Verdienstes ihm zugestehen; nicht in dem, welches ihm den angenehmsten Genuß des Lebens gäbe; aber doch in einem so großen, als nöthig ist zu zeigen, daß die Tugend ein selbst leuchtendes Licht ist und daß alle Menschen, welche Augen haben, mehr oder weniger davon gerührt werden.

2) Aber gesetzt, daß dieses Mittel auch nicht immer seinen Endzweck erreiche: so giebt es doch kein anders; denn das Angenommene, die Affektation, eine Anmaßung von Vorzügen, die man nicht hat, hilft gewiß nichts. Es können zuweilen die herrschenden Meinungen der Zeit, die Vorurtheile, welche einem gewissen Orte, einer gewissen Klasse eigen sind, — es kann ein Zusammentreffen günstiger Umstände, einem Menschen einen Ruhm geben, der größer ist als sein Verdienst. Das Glück kann

einen Schein machen, wo keine Realität, oder nicht eine so große vorhanden ist. Aber der Mensch selbst kann diesen Schein nicht machen. In sofern jener Satz des Sokrates eine Vorschrift ausdrücken soll, was wir zu thun haben, um Achtung zu erwerben, ist er allgemein richtig: in sofern er die Erfahrung ausdrücken soll, was Achtung zuzieht, leidet er Ausnahmen.

3) Eine zu große Begierde sich zu zeigen, (und gegen diese ist die Sokratische Regel gerichtet,) schadet: sie macht, daß die Natur nicht frei wirken kann. Sie ist die Ursache, warum fast jeder Künstler, dessen Ruf noch nicht ganz entschieden ist, wenn er vor dem Publiko auftritt, seine Geschicklichkeit geringer findet, und daher sich weniger Genüge thut, als bei seinen einsamen Uebungen. So geht es noch weit mehr, bei Gelegenheiten, wo man nicht einzelne Geschicklichkeiten, sondern den ganzen Mann zeigen will.

So bald ein Mensch so sehr darauf denkt, daß Ehre oder Schande ihm bevorsteht; so wird seine Aufmerksamkeit abgezogen von der Sache, die er thut: diese gelingt also weniger. Deßwegen ist eben das Natürlichste das Beste: weil es der Zustand ist, wo jedes Wesen seine Kräfte am ungehindertsten brauchen kann. Affektation ist Zwang: und was schwächt mehr, als wenn man gefesselt ist?

Eine edle vorzügliche Natur hat am wenigsten Ursache, sich hervorzudrängen: und eine schlechte gewinnt nichts dabei.

Was diese Regel, so wie alle, welche in Absicht der Ehre gegeben werden können, am meisten in der Ausübung wankend macht, ist: daß es ge-

wisse Vorzüge des Glücks giebt, welche mit den Vorzügen des Verstandes und Herzens um die Ehre der Welt wetteifern, und gemeiniglich den Preis davon tragen. Ein Kind aus einem vornehmen Hause ist in der Wiege schon geehrter, als der Mann geringes Herkommens sich in seinem Alter, durch alle auch die nützlichsten Arbeiten, machen kann. — Der Reichthum vermag nicht so viel, als hohe Geburt; aber er gilt viel: wenn beide vereinigt sind, so haben sie zu jeder Zeit die obersten Stellen in den menschlichen Gesellschaften eingenommen. Daher kömmt es, daß der Schein, welchen die meisten suchen, nicht sowohl der Schein jener innern Vollkommenheiten, als dieser äußern Vorzüge ist. Mit diesen vornehmlich prahlen sie, wenn sie dieselben haben: diese suchen sie in den Augen anderer gröser darzustellen, als sie wirklich sind. Daher kömmt es ferner, daß die, welche Ehre von andern durch einen falschen Schein zu erhalten suchen, es nicht sowohl dadurch thun, indem sie sich selbst rühmen; — diese Art Menschen ist seltener, und gehöret zu den Phänomenen, — sondern dadurch, daß sie die Achtung zeigen, in welcher sie schon bei der Welt stehen.

Aber auch dieser Schein trügt: oder vielmehr die Hoffnung trügt, durch denselben zu glänzen. Die, welche am meisten mit der Ehre prahlen, die ihnen wiederfährt, zeigen, daß sie ihnen etwas seltenes ist; und daß sie also noch in keinem dauerhaften anerkannten Besitze derselben sind. Ueberdies, wenn sie die Ehre bloß ihrer persönlichen Eigenschaften wegen erhalten haben: warum zeigen sie uns nicht lieber

diese, damit sie auf uns die nämlichen Eindrücke machen?

Ein Mann von mittelmäßigen Gaben und Verdiensten gewinnt erstaunlich viel, wenn er die Selbstkenntniß und die Freimüthigkeit hat, seine Mittelmäßigkeit zu erkennen; und ohne Schamröthe, ohne Verlegenheit, und ohne verstellten Stolz, sich den Rang zu bestimmen, den er einzunehmen das Recht hat. Dazu gehöret selbst schon etwas nicht gemeines, aus sich herauszugehen, sich als eine fremde Person, als irgend ein Werk der Natur oder der Kunst, mit Unpartheilichkeit zu betrachten. Wenn man in dieser Untersuchung so weit gekommen ist, daß man seine Mängel und seine Vorzüge, seine Niedrigkeit und seine Größe, seine Kräfte und seine Schwäche kennt; daß man weiß, was darunter unveränderlich und unverbesserlich ist, und nie verdeckt werden kann noch darf, was hingegen, entweder durch eine moralische Kur sich heilen, oder sich durch Fleiß und Wartung vervollkommnen, oder durch eine anständige Bekleidung, andern weniger mißfällig machen läßt; so ist es dann auch möglich, nach diesen Entdeckungen den Plan seiner Aufführung einzurichten: so zu handeln, daß man zunehme an den Vorzügen, welche eines Wachsthums fähig sind; ohne Murren denen zu entsagen, welche zu erreichen, die Natur und Vorsehung nicht erlaubt haben.

Wer sich also an die Regel des Sokrates halten will, (und sie ist wenigstens die sicherste; sie läßt, oder sie macht den Menschen am unbekümmertsten; sie bringt ihn, das übrige gleich angenommen, am weitesten): der muß um die Ehre nicht werben, welche nur das Glück zuwirft, um diejenige, die

nur bestimmt ist, die Absonderung der Stände in der bürgerlichen Gesellschaft zu machen; und er muß sich mit der Ehre begnügen, welche Wahrheit, und innere Vorzüge geben, der Ehre des Menschen. — In ihrer ganzen Vollständigkeit wird diese Regel so heißen: In allem, wozu dein Fleiß etwas beitragen kann, bestrebe dich, zu werden, was du scheinen willst; in dem, was nicht von dir abhängt, da suche nicht mehr zu scheinen, als du bist.

Vierter Abschnitt.

Briefform.

1) Gellert dankt für empfangenes Lob.

Hochzuehrender Herr!

Ich müßte sehr unempfindlich seyn, wenn mich der Beifall nicht vergnügen sollte, mit dem Sie unlängst meine Poesie beehret haben; allein ich bin auch zu gerecht, als daß ich ihn ganz für mich behalten sollte. Ich will vielmehr die Lobsprüche, die Sie mir beigelegt haben, mit Ihnen theilen. Ihr schöner poetischer Brief überzeugt mich, daß Sie ein näheres Recht dazu haben, als ich. Das Geschenk Ihrer Freundschaft hingegen nehme ich mit der größten Dankbarkeit an. Und wenn man sie durch Liebe für den guten Geschmack, und durch ein gutes Herz verdienen kann: so hoffe ich derselben unaufhörlich werth zu seyn. Ich bin unzufrieden, daß mir die weite Entfernung das Vergnügen Ihres Umgangs entzieht, und ich wollte wünschen, daß Sie mir diesen Verlust durch Ihre Briefe ersetzten. Ich bin ꝛc.

2) Gellert an einen trauernden Freund.

Also haben Sie Ihren besten Freund Ihren L**, verloren? Sie dauern mich unendlich, und ich

wünschte, daß selbst diese Versicherung etwas zu Ihrer Beruhigung beitragen möchte; denn was habe ich sonst, womit ich Sie aufrichten könnte? Gott! wer hätte das vor wenig Monaten bei unsrer Zusammenkunft in Merseburg denken sollen, daß dieser so muntere und vor uns allen belebte Freund, der erste und nächste zum Tode seyn sollte! Und er war es in diesem Jahre noch. Vater der Menschen! Wie flüchtig ist das Leben, das wir so sehr lieben, und als dein Geschenk auch lieben müssen! Ich weine, indem ich dieses schreibe; ich weine mit Ihnen, mein lieber B**, und ich wünsche, daß mich niemand diese Stunde in meinen Thränen und in meinen menschlichen Empfindungen stören mag. Wie könnte ich die letzten Augenblicke vom Jahre, die noch übrig sind, glücklicher anwenden, als wenn ich sie dem Mitleiden, dem Gedanken des Todes, und der Seele des Verstorbnen schenke! Er ist also in dem Schooße der Ewigkeit und der unaussprechlichsten Ruhe..? Was muß ein Geist, von der Erde weggenommen, bei dem ersten Eintritte in das Land der Vollkommnen fühlen; welche göttliche Wollust! Geleitet von der Hand des Allmächtigen, überschaut er die Welten der Seligkeiten; entzückt von den Strahlen der Gottheit, preist er den Tag der Geburt und des Todes zugleich, und fühlet, daß der Herr Gott ist. — Nun sieht er den göttlichen Erlöser, und verliert sich in dem Meere seiner Liebe, und wird trunken von den Geheimnissen seiner Erlösung. — Er fängt die ewigen Loblieder Gottes und der Tugend an. — Die kleinste gute That auf Erden stellt sich ihm nunmehr im heiligen Lichte vor, und eine jede edle Absicht wird ihm zur Belohnung vor dem Allwissen-

den, und bleibt ihm ein ewiger Ruhm in dem Angesichte der Vollkommnen. —

Nehmen Sie, mein lieber B** diese Bilder der Einbildung zu Hülfe, wenn Sie mit Ihren Gedanken dem Seligen folgen. Sollte er nicht so glücklich seyn, als ich gesagt habe? Er ist es gewiß, und ich preise Gott in diesem Augenblicke, daß ers ist. Wollten Sie wohl Ihren L** wenn es bei Ihnen stünde, von diesem Glücke auch nur eine Stunde zurück halten? Heben solche Gedanken die natürliche Empfindung, in den Stunden der Wehmuth, und das Verlangen nach denen, die wir lieben und lieben müssen, nicht auf; so machen sie unsre Betrübniß doch zur Tugend, indem sie ihr die gehörigen Schranken geben. Und welcher Trost ist stärker und erhabner, als der: Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen! Er erhalte Sie in dem Jahre, das wir anfangen; gesund und zufrieden, und schenke Ihnen diese Wohlthat noch in vielen folgenden. Er lasse Sie die Freude der glücklichsten Väter erleben, und Sie, in den Sitten und Handlungen Ihrer Söhne, das liebenswürdige Herz einer nicht mehr vorhandenen Mutter, und stets den Lohn einer sorgfältigen Erziehung erblicken. Ich wünsche dieses mit dem aufrichtigsten Herzen, und bin zeitlebens ꝛc.

3) Gellert an einen jungen Dichter.

Hochzuehrender Herr!

Es thut mir leid, daß ich die Ehre, die Sie mir anbieten, nicht annehmen kann. Eine Frühlingskur, und eine Reise, die ich deßwegen vornehmen muß,

und zwar noch diese Woche, verwehren mir, eine Vorrede vor Ihre Gedichte zu machen, und kommen meiner Bescheidenheit und Furchtsamkeit in diesem Falle zu Hülfe. Indessen danke ich Ihnen von ganzem Herzen für das besondere Vertrauen, dessen Sie mich würdigen, und ich will es den Augenblick durch eine freundschaftliche Erinnerung zu verdienen suchen. Ich wünschte nämlich, Hochzuehrender Herr, daß Sie Ihre Gedichte vor dem Drucke noch mit einigen guten Freunden und Kennern durchgehen, und hin und wieder verbessern, auch etliche gar weglassen möchten. Ich finde überhaupt viel schönes darinnen; aber auch vieles, das mir nicht gefällt; vieles, das mir in Ansehung Ihres Charakters zu frei scheint, zumal wenn ich bedenke, daß diese Schrift einem großen Gottesgelehrten dedicirt ist. Doch ich kann irren, und es kömmt nicht auf meinen Ausspruch an, sondern auf das Urtheil der Kenner. Haben Sie dieses schon zu Rathe gezogen: so will ich mit Freuden Unrecht haben. Alles dieses sage ich Ihnen aus wahrer Aufrichtigkeit, und nicht im geringsten aus einem kritischen Stolze. Ich wünsche mir Ihre Freundschaft, und rede mit Ihnen, als Ihr Freund. Nehmen sie mirs also nicht übel, wenn ich bei meiner Erinnerung die Worte nicht sorgfältig gewählt habe. Ich bin mit der größten Hochachtung ꝛc.

4) Gellert antwortet auf eine Empfehlung.

Hochzuehrender Herr!

Ich danke Ihnen ergebenst, daß Sie mich mit dem jungen Herrn L** haben bekannt machen wollen.

Er ist aller meiner Freundschaft und Liebe werth, und seine persönlichen Eigenschaften würden mir schon die Pflicht auflegen, ihm nach meinem Vermögen zu dienen, wenn er auch des niedrigsten Mannes Sohn wäre, und ohne Ihre Empfehlung meine Bekanntschaft gesucht hätte. Um destomehr werde ichs thun, da mich die Freundschaft gegen Sie, und die Hochachtung gegen seinen Herrn Vater dazu verbinden. Gesetzt, daß er auch von meinem Umgange keinen andern Vortheil hat, als daß ich ihn vor den Fehlern warne, die ich im Studiren entweder selbst begangen habe, oder wohl noch begehe: so wird er doch mit meiner Aufrichtigkeit zufrieden seyn können. Gelehrt werden ihn schon andere Leute und sein eigner Fleiß machen. Ich erfreue mich, daß er bei seinen wenigen Jahren schon so viel gelesen hat; noch weit mehr erfreue ich mich, daß er Genie hat. Von beiden läßt sich alles hoffen. Leben Sie wohl, und schicken Sie mir bald wieder einen solchen geschickten Jüngling.

5) Gellert ladet einen Freund zu sich auf das Land.

Sie wissen doch, daß heute schon der fünfte Mai ist, und daß Sie mir versprochen haben, den Mai bei mir auf dem Lande zuzubringen? Ich erinnere Sie also an Ihr Versprechen, oder vielmehr an das Vergnügen, das Sie sich selbst schuldig sind. Ich lade Sie von neuem ein, im Namen meiner lieben Frau, im Namen der losen Doris, im Namen der Freundschaft, der Liebe, und des Mais.

Das Herz der Edlen zu entzücken,
Lachst du, o Mai, mit heitren Blicken
Aus der verschönerten Natur;
Schmückst Freunden, die dich zu genießen,
Und dankbar zu gebrauchen wissen,
Vor andern Fluren meine Flur.

Kommen Sie, Sie sollen alles finden, was Sie von dem Frühlinge und einer gastfreien Wirthin erwarten können O was machen Sie für eine unschlüssige Miene! Das ist die Miene der Unterthanen, denen der gnädige Herr einen Hoftag ansagen läßt, und nicht die Miene eines Geselligen den seine Freunde zum Vergnügen rufen. Mit ihren traurigen Büchern! Ob Sie nun in Ihrem traurigen Leben vierzehn Tage mehr oder weniger studiren dabei wird die beste Welt nicht viel verlieren. Sie und viele andere wissen zu viel, als daß ich glauben könnte, daß Sie noch aus Liebe für die Wissenschaften und für die Welt, und nicht vielmehr aus einem Weisheitsvollen Stolze studiren sollten. Im Vertrauen geredt, diese ganze Stelle von dem, O was machen Sie — an, hat mir meine Frau eingegeben. Ich wollte es beschwören, daß es zugleich eine Satyre auf mich seyn soll, und ich wollte gern böse auf meine Frau werden, wenn ich nur könnte. Aber wo kann ich? Sie hat mir, da sie mir die Spötterei vorsagte, eine Miene gemacht, in der mehr Freundlichkeit war, als in zehn Satyren Bosheit seyn kann. Sie bleibt die Frau, die ich mir nicht besser wünschen kann, und die Sie, als Ihren Bruder, liebt; aber unter der Bedingung, daß Sie zu uns kommen. Sie hat unserm Christoph schon an-

befohlen, daß er auf den Sonnabend nach L** fahren, daß er sein bestes Kleid anziehen, daß er die Kutsche abputzen, daß er heute und morgen den Pferden viel zu gute thun, daß er Sie abholen, daß er nicht viel mit Ihnen reden, daß er Ihnen alles an den Augen absehen, und sich ja in Acht nehmen sollte, daß Sie nicht mitten auf dem Wege aus der Kutsche sprängen, und zu Fuße nach L** zurückkehrten. Christoph fragte, ob denn der Herr so eigensinnig wäre. Ja doch, sagte meine Frau, er ist eben so eigensinnig, als gutwillig, um desto aufmerksamer müßt ihr seyn; kurz, es ist der Herr, in dessen Büchern ihr des Sonntags immer leset. Hier verbeugte sich Christoph, und sagte, daß ihm ein ganzes Jahr Lohn nicht so lieb wäre, als daß er diesen Herrn fahren sollte. Er wird also auf den Sonnabend zu Mittage in vollem Staate, und in tiefer Ehrfurcht, vor Ihrem Hause erscheinen, und wir wollen Sie gegen Abend in der kleinen Allee, mit offnen Armen und gedeckter Tafel erwarten. Herr R** läßt Sie ganz weichmüthig grüßen. Es ist mit dem Frühlinge eine große Veränderung in seinem Charakter vorgegangen.

Der Stolze, der vor unsern Ohren,
Die Liebe tausendmal verschworen,
Verseufzt itzt seinen Tag betrübt;
Haßt, die ihn suchen aufzuwecken;
Fliehet einsam in die finstern Hecken.
O Mai! wo ist sein Stolz? Er liebt!

Im Ernste, er liebt. Rathen Sie, wen? Sie errathens nicht. Die junge Wittwe. Diese hat durch Hülfe des Lenzes das ganze System seines hagestolzischen Herzens über den Haufen geworfen. Es ist

sein Ernst, daß er sie heirathen will, und ich habe nicht viel dawider einzuwenden; Sie vielleicht auch nicht. Unterdessen ist sie noch zu sehr Wittwe, als daß sie ihn unter acht Tagen anhören sollte. Kommen Sie, bringen Sie uns was zu lesen, ein offnes Gesicht, und ein offnes Herz mit. Ich bin ꝛc.

6) Rabener an Gellert.

Liebster Gellert!

Aus meinem Briefe an den Herrn Commissionsrath, den ich Herrn W*** vor etlichen Tagen zugestellt, werden Sie einige Nachricht von meinem traurigen Schicksal ersehen haben. Erlauben Sie mir, daß ich mich auch mit Ihnen davon unterhalte, denn ich finde eine grosse Beruhigung darin, wenn ich einem so lieben Freunde, wie Sie sind, mein Uuglück klagen kann. Was die Umstände dieser Belagerung überhaupt betrifft, so werde ich mich dabei wenig aufhalten, und mich auf ein Tagebuch beziehen, welches unter der Autorität unsers Gouverneurs heute herausgekommen, und sehr zuverlässig ist; nur von meinen eigenen Zufällen will ich etwas melden. Am 14ten Juli mit Anbruche des Tages fieng die Kanonade und das Einwerfen der Haubitzgranaten auf die schrecklichste Art an. Früh um acht Uhr kam eine solche Granate in mein Zimmer, (sie mochte mehr als dreißig Pfund wiegen) zerschmetterte die Stube meines Bedienten, und zündete. Wir löschten den Brand, und machten alle mögliche Anstalten. Weil es aber Granaten und zwölfpfündige Kugeln auf mein Haus und die benachbarte Gegend regnete, welches die Absicht haben mochte,

das zwanzig Schritte von meiner Wohnung befindliche Pulvermagazin in die Luft zu sprengen: so packte ich meine Sachen, so viel es ohne Gefahr, erschossen zu werden, angieng, zusammen, schaffte sie theils in den Keller theils in ein Gewölbe, und flüchtete Abends um acht Uhr nach der Neustadt zu D . Aber auch hier fieng am 15ten die Angst an, und in kurzer Zeit fuhren einige zwolfpfündige Kugeln ins Haus, nahe bei mir vorbei. In dieser Lebensgefahr rachten wir bis Sonnabends zu, wo die Daunische Armee die Seite von der Neustadt befreite, welches die groſste Gnade war, die uns Gott in der Beängstigung erzeigen konnte. Denn eben diesen Tag besonders um zwölf Uhr Mittags, gieng das unglückliche Bombardement der Residenz an. Mehr als hundert Bomben fielen in einer Zeit von drei Stunden auf die Kreuzgasse und Kirche; um zwei Uhr brannte mein Haus, und um vier Uhr wuſste ich mein Schicksal. Die Bomben hatten das Gewölbe, wohin wir alle unsre Sachen geschafft hatten, zerschmettert, und alles verbrannt; der Keller aber war von den Soldaten die löschen sollten, rein ausgeplündert worden. Mein Bedienter, der treuste Mensch von der Welt, hatte sich so lange im Hause aufgehalten, bis es anfieng einzustürzen, und hatte ein Dutzend solcher Schurken hinausgeprügelt; endlich aber ward er übermannt, und flüchtete zu mir nach Neustadt. Vor Vergnügen, den ehrlichen Kerl, den ich schon für erschossen oder verbrannt hielt, wieder zu sehen, fühlte ich den Schmerz nur halb, den mir die Nachricht von meinem Verluste natürlicher Weise verursachen muſste. Sollte es nicht weh thun, liebster Gellert, zu erfahren, daſs alle

meine Betten, Kleider, Wäsche, Bücher, Papiere, Schränke und Stühle zu Asche verbrannt waren? und Sie wissen, wie reichlich mich der Himmel mit allem diesem gesegnet hatte. Gott zum Preise muß ich gestehn, daß ich mich über diesen großen Verlust nicht einen Augenblick betrübte. Es war weder Reflexion, noch Philosophie, die mich so wunderbar beruhigte; Gottes Gnade allein war es. Nichts von allem habe ich gerettet, als einen abgetragenen Zeugrock, und ein paar alte Oberhemden, die ich auf die Seite gelegt hatte, um sie meinem Bedienten zu geben. Sonntags früh fieng man an, auch für die Neustadt besorgt zu seyn, und viel tausend Menschen giengen zum Thor hinaus, auf das offne Feld, und in die Weinberge. Ich folgte mit, und mein Bedienter mußte mein Bündelchen unter den Arm nehmen, mein ganzer Reichthum. Vor dem Schlage fand ich einen zerbrochnen Weinpfahl, auf den stützte ich mich, und watete bei einer brennenden Hitze durch den Sand eine Meile Wegs weit zu meinem Freunde, auf seinen Weinberg, wo ich nothdürftiges Essen, und gutes Wasser fand. Seit dem 13ten Abends war ich in kein Bette gekommen, und auch hier lag ich bis Mittwochs auf der Erde. Ich ritt endlich selbigen Tages nach Hohenstein, vier Meilen von Dresden, und weil mein Bedienter ganz kraftlos war, so ließ ich ihn zwei Meilen reiten, und den übrigen Weg gieng er zu Fuße. In Hohenstein fand ich gute Freunde, die auch abgebrannt waren, und wir lebten ruhig, bequem und sehr vergnügt. Sonnabends nach dem Bußtage giengen wir zurück, und ich befinde mich seit dem gesund, doch, wie Sie wohl glauben können, gar nicht in meiner Ord-

nung. Ich bin noch vor vielen tausend Menschen glücklich; denn kein einziger von meinen Freunden und Bekannten ist verbrannt, oder erschossen worden, ich bin gesund geblieben, und habe noch baar Geld gerettet. Etwas von altem Tisch- und Bettzeuge ist bei einem Bekannten unvermuthet gerettet worden, und so wenig ich es vor dem achtete, so lieb ist es mir nunmehr. Der Mangel an Kleidern und Wäsche ist der empfindlichste, weil man hier nichts bekommen kann, und nicht weiß, wie lange uns Gott Ruhe schenkt. — Meine Bücher, die dauern mich; alle Aufsätze und Manuscripte, die nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind mit verbrannt. Ein großes Glück für die Narren künftiger Zeit! Alle Briefe von Ihnen und meinen übrigen Freunden, nebst einer Sammlung von witzigen Briefen verschiedener Art, sind leider auch fort. Empfehlen Sie mich allen meinen Freunden aufs beste. Kann ich heute noch an unsern Weiße schreiben, so will ich es thun. Außerdem bitte ich Sie, ihn diesen Brief lesen zu lassen, so wie den ehrlichen Dyk, welcher, so bald Gott Ruhe und Frieden giebt, es gewiß empfinden soll, daß alle meine Bücher verbrannt sind; denn ich will ihn hernach in Contribution setzen, mir den Fuß zu einer neuen Bibliothek zu schenken. Zwar wird er nicht daran wollen, wenn er hört, daß meine witzigen Manuscripte, und also seines Sohnes künftiger Verlag, mit verbrannt sind; aber ich will ihn schon kriegen, und wenn er mich wild macht, so schreibe ich wider seine eigne kleine Person einen Band Satyren in Duodez zwei Hände stark, welches ziemlich das Format von seinem Körper seyn wird. — An das Haus St. . , bitte ich mei-

nen unterthänigsten Respekt zu vermelden. Wie wohl haben die gnädige Frau Kammerherrin gethan, daß Sie sich nicht mit der göttlichen Fügung übereilt haben. Nunmehr hungerte ich mit meiner Frau, da ich das Glück habe allein zu hungern. Aber sagen Sie, ich ließ unterthänigst bitten, dahin zu sehen, daß meine künftige Frau drei tausend Thaler mehr hätte, als außer diesem Unglücke würde nöthig gewesen seyn; so hoch schätze ich meinen Verlust. Nur ein eignes Haus soll sie nicht haben. Denn ich kann mir nichts Schrecklicheres vorstellen, als die Umstände eines Mannes, der nur des Hauses wegen eine Frau nimmt, das Haus aber durchs Feuer verliert, ohne daß seine werthe Hälfte zugleich mit verbrennt. — Leben Sie wohl, mein bester Freund. Ich bin in Feuer- und Wassernoth

Dresden, am 9ten August
1760.

Ihr
redlichster Rabener.

7) J. G. Jakobi an seinen Bruder über Pfeffels Tod.

An wen sollte ich in meiner Trauer um Pfeffel mich eher wenden, als an dich, mein Lieber, mit dem ich seit den Kinderjahren so manchen gemeinschaftlichen Verlust beweinte, und der in meinem eignen Leiden mir oft so tröstend die Hand bot? Du sahest ihn nie, den brüderlichen Freund unsers verewigten Schlosser und den meinigen; aber Du liebtest ihn, wie er Dich liebte, redetest von ihm mit eben der Empfindung, mit welcher er über jeden kleinen, Dich betreffenden, Umstand mich befragte; und selbst seine

ehrenvolle Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften, deren Vorsteher Du bist, war ihm als Erfüllung eines, zuerst von Dir öffentlich ausgesprochnen Wunsches, doppelt theuer. Wer also weiß besser, als Du, was ich verlor? Ach, und seitdem Schlosser diese Gegend verließ, war er von meinen älteren Freunden der einzige, der in meiner Nähe lebte! In wenigen Stunden konnten wir am diesseitigen Rhein-Ufer zusammentreffen, wo wir einander wechselweise nach Freiburg oder nach Colmar abholten. Welch ein Augenblick dann, wenn vor dem Gasthofe der Wagen des früher angekommenen Freundes schon da stand, und die Deichsel, zu der meinigen hingekehrt, mich die ganze Seligkeit eines solchen freundlichen Begegnens auf dem Wege durchs Leben fühlen ließ! Und nun, wenn ich seinen Brudergruß hörte, in seinen Armen war! Nicht minder beglückten mich die folgenden Tage unsers Beisammenseyns; die Morgenstunden, in denen Pfeffel, mit einer Bescheidenheit, welche zwar gern mit großen Talenten sich vereinbart, aber doch, in dem Grade, selten ist, mir seine neuesten Gedichte mittheilte, meine Bemerkungen darüber, und Vorschläge zu Verbesserungen forderte; die heiteren Mittagsmahle, stets ergiebig an ernsten und launigen Erzählungen; und die Abende, welchen ein vertrautes Gespräch zwischen uns beiden eine Art von Weihe gab, oder die, in einem auserlesenen Zirkel, unter dem gewinnreichsten Ideen-Tausche nur zu schnell vorüber eilten. Jede Minute wurde benutzt, bis auf die letzte, da wir bei dem Lebewohl zugleich einen künftigen Besuch verabredeten. So schieden wir voll Hoffnung von einander, und es blieb uns ein herrlicher Nach-

genuß. — Alles das ist nun für mich dahin; Jedoch nicht auf lange; denn in meinem Alter hat man ja von dem Grabe des entschlafenen Freundes zum eignen Grabe nicht weit. Darum waren die Thränen, die ich um meinen Pfeffel vergoß, Thränen der stillen Wehmuth, nicht des bitteren Schmerzes; und darum schreibe ich auch Dir, lieber Bruder, keinen Klagebrief, sondern nur Erinnerung an den Trefflichen, der, weil ihm, wie dem blinden homerischen Sänger, Gutes und Böses verliehen ward, das Gute freudig genoß, und gelassen das Böse duldete. In diesen Erinnerungen finde ich Trost, weil sie mir bezeugen, daß der von großen und mannigfaltigen Leiden gedrückte Mann eben so große und mannigfaltige Vergütungen hatte, und daß sein Leben, so bedauernswerth es auch, aus der Ferne betrachtet, erschien, mit vielen seligen Stunden und Tagen durchwebt war. — Eh' ich Pfeffel näher kam, dachte ich niemals an ihn, ohne die innigste Betrübniß. Ich versetzte mich in die Lage des Unglücklichen, der, im jugendlichen Alter schon des Lichtes beraubt, nie wieder, auch nur den schwächsten Schimmer eines Sonnenstrahls hoffen durfte; der im Finstern entschlief, und im Finstern erwachte; kein menschliches Antlitz mehr sah, kein Lächeln, keine Thräne mehr; für den, wenn der Frühling ihm seinen Blüthenduft zuwehte, über den Blüthen selbst ein nächtlicher Schleier lag, und dem jeder frohe Laut, der Natur Entbehrungen ankündigte. Auf der mütterlichen Erde, welcher er nicht trauen konnte, gieng er auf seinen Stab und seinen Führer gestützt, umher, ihren tausend und tausend Schönheiten so nah, und dennoch ausgeschlossen aus dem Paradiese der Schöpfung.

Wenn es dem Blinden genug ist, Mensch zu seyn, um ein heiliges Recht an das allgemeine Mitleid zu haben; wie viel härter muß ein solches Schicksal uns dünken, wenn es den Mann von feineren Sinnen trifft, weil diesem die sichtbare Welt überall Quellen einer höheren Lust öffnet, die dem großen Haufen verborgen sind! Mit schwerem Herzen also machte ich dem guten Pfeffel meinen ersten Besuch, und bei dem ersten Drucke seiner Hand hätte ich weinen mögen. Aber die heitere Stirn über den erloschnen Augen, wo kein Wölkchen von Kummer sich zeigte, der muntre Ton, mit dem er mich willkommen hieß, und nicht bloß Zufriedenheit, sondern Fröhlichkeit, die über sein ganzes Wesen verbreitet war, beruhigten mich bald. Nach einem kurzen Gespräche mit ihm bestätigte sich, was andere vorausgesagt hatten; ich vergaß allmählig seinen Zustand, wie er selbst ihn zu vergessen schien. Kein Wunder, mein Lieber! Denn er drückte sich über sichtbare Gegenstände aus, wie ein Sehender, nahm eben denselben Antheil an ihnen, wußte sie mit eben der Genauigkeit und Lebhaftigkeit darzustellen. Je länger ich mit ihm umgieng, desto mehr überzeugte ich mich, daß er nicht allein, als Dichter, die in seiner Jugend aufgefaßten Farben und Gestalten in seine Phantasie zurückzauberte; sondern daß ihm dieselben immer gegenwärtig waren. Das einst Gesehene hatte sich so unvertilgbar in sein Gedächtniß eingeprägt, daß dem Greise noch manche von ihm, als Jüngling, durchreiste Landschaft mit allen ihren Theilen vorschwebte. Sonderbar überraschte michs, als ich mit ihm durch eine solche Gegend fuhr, und er unweit einer Brücke — denn er pflegte sich dann und wann durch Fragen

zu orientiren — mich auf ein vorzüglich schönes Thal aufmerksam machte. Was die Bergkette da für ein Amphitheater bildet! sagte er, und siehst du dort — indem er mit dem Finger hinwies — ganz in der Ferne den Berg, der über die andern hervorragt, mit dem alten Castell? u. s. w. — So trug Pfeffel überall eine Welt, reich an Wundern mit sich, an welcher sein inneres Auge sich weidete. Auch gab es in dieser Welt der neuen Erscheinungen genug, weil er, um mit den Sehenden fortzuleben, sich jeden, auf eine Art interessanten, Gegenstand, dessen man gegen ihn erwähnte, beschreiben ließ. Da wurd' es denn einer Einbildungskraft, wie die seinige, nicht schwer, das oft nur Angedeutete sich auszumalen, und wieder Andern, die es nicht kannten, durch die Beschreibung desselben Freude zu machen. Ich hörte ihn mit der Kunst, die er besaß, alles zu versinnlichen und zu vergegenwärtigen, von den neuen Anlagen um Colmar, von neuen Münzen, Gemälden, Prachtausgaben; von Uniformen der Regimenter; sogar von ausgezeichneten Frauenzimmer-Moden sprechen, und zwar von den letztern mit einem ganz eigenen Wohlgefallen am Farben-Himmel. — Du begreifst, lieber Bruder, wie dieses schon unserm guten Pfeffel zu einiger Entschädigung gereichte. Hierzu kam seine Fertigkeit, Stimmen zu unterscheiden, und im Gedächtnisse zu behalten, so daß er nach Jahren noch Personen, mit denen er ein paar Mal geredet hatte, gleich an der Stimme wieder erkannte. Das Organ der Sprechenden war für ihn, was für uns Physiognomie ist, in so fern nämlich diese oder jene Gesichtsbildung uns auf den ersten Blick anzieht, oder zurückstößt. Eine wohlklingende Stimme lenkte sein

Herz zu sich hin; so wie die kreischende ihm in einem hohen Grade weh that, und es ihm Ueberwindung kostete, sich in ein Gespräch mit ihr einzulassen. Er erzählte mir, daß einst, beim Eintritt in eine große Abendgesellschaft, eine Dame im Vorbeigehen ihn angeredet, und nichts weiter gesagt hätte, als: guten Abend, Herr Pfeffel, wie befinden Sie sich? Im Tone der Grüßenden aber wäre eine so liebliche Melodie gewesen, eine so zärtliche Theilnahme, daß es ihn bis zu Thränen gerührt, und er, leider umsonst, alles angewendet hätte, um die süßeste Stimme, die er jemals gehört, wieder aufzufinden. Indessen bliebe sie ihm unvergeßlich. — Da es eine bekannte Streitfrage ist: Ob Blindheit oder Taubheit ein groseres Uebel sey, und man fast durchgängig den Blinden für den Unglücklichern hält, so war mir Pfeffels Meinung hierüber von Wichtigkeit. Diese Saite aber mußte auf das zarteste berührt, und die Veranlassung eines günstigen Augenblicks dazu erwartet werden. Lange hielt ich meine Frage zurück, bis endlich, an einem traulichen Morgen, eine Unterredung mit meinem Freunde über sein Schicksal sie ganz natürlich herbeiführte. — Was du mich fragst, gab er zur Antwort, ist mir ehemals öfter eingefallen, und die Entscheidung war immer ebendieselbe. Jetzt brauche ich mich keine Minute mehr zu besinnen; ich weiß es; viel lieber ohne Gesicht, als ohne Gehör! Der Taube ist ja wie verbannt aus der menschlichen Gesellschaft; da ich hingegen mit allen Menschen in Verbindung bleibe, von dem Bessern so manches köstliche Wort vernehme, und jedes gesellige Vergnügen genießen kann. Was hilft dem Tauben die Ansicht der Natur, bei der Todes-

stille, die ihn umgiebt? Wie viele heitere Stunden verdanke ich der Musik, wie viele dem Schauspiel! Ich entbehre weit weniger, als du glaubst, und bin wirklich an den Mangel des Gesichts dermaßen gewöhnt, daß, wenn ich die Wahl hätte, sehend zu werden, oder meinen Gichtschmerz zu verlieren, ich das letztere vorziehen würde. — Allerdings waren für den armen Pfeffel seine rheumatischen Zufälle, die Krämpfe des Kopfs, und in den benachbarten Theilen, die er, wenn sie heftig wurden, gleich einem fest aufgedrückten glühenden Eisen, empfand, eine schreckliche Quaal! Dennoch unterbrach auch dieses Leiden seinen Frohsinn nur selten auf längere Zeit. Wie es mich jammerte, wenn er oft unter solchen Schmerzen an seine Frohnarbeit gehen, und als Secretaire interprete französische Verordnungen, Conscriptionslisten, Verfügungen wegen feierlicher Aufzüge und dgl. m. verdeutschen mußte! Er schätzte, nachdem die Revolution sein Erziehungsinstitut zu Grunde gerichtet, und die Assignaten sein Vermögen verringert hatten, jene Anstellung für eine Wohlthat; denn das sauerste Geschäft wurde ihm leicht, das gemeinste veredelte sich, wenn er es als Opfer ansah, seiner Familie gebracht. — Pfeffels Biograph wird Dir, mein Lieber, die vielfachen harten Prüfungen erzählen, denen die Geduld des trefflichen Mannes ausgesetzt war; die blutigen Thränen, um so manche seiner Lieblinge geweint; die langen Erwartungen in der Schreckensperiode, nach ihr das sorgenvolle Ringen und Streben, mit den Ueberbleibseln seines kleinen Glücks sich wieder aufzuhelfen; alle die mühseligen Tage, die schlaflosen Nächte, und auf dem letzten Krankenlager die unaussprechlichen Schmerzen, unter

denen er sein Leben endete. Wenn Du es liesest, so wirst Du gestehen, daß Pfeffel Recht hatte, die Beraubung des Augenlichts nicht für sein größtes Unglück zu achten. Du wirst voller Verwunderung vor dem Bilde desjenigen verweilen, der nicht allein im Gedränge so vieler Widerwärtigkeiten sich aufrecht hielt, sondern unter Gesang und Scherz auf dem bedornten Wege fort gieng, und die frohe Laune der Jugend mit in sein Alter hinüber nahm. Der Kummer hatte nicht seine Stirn gefurcht, nicht seinen Nacken gebeugt, und der oft wiederkehrende Schmerz nur den Wangen einige leichte Spuren eingedrückt. Freilich war jener Frohsinn, wie er selber es rühmt, von der unsichtbaren Hand, „die Sonnen wie Goldstaub in den Raum gesäet," zur Erleichterung seines traurigen Looses, in die Wiege gelegt worden. Auch gab ihm eben diese Hand, zu Gefährten auf seiner Wallfahrt durchs Leben, einen zärtlich für ihn sorgenden Bruder, eine treue Gattin, Kinder, deren liebkosender Laut ihm erfreulich tönte in seiner immerwährenden Nacht, und Freunde, an deren Arm er, mit geschlossenen Augen, ruhig und sicher wandelte. Wie Vieles, das den müden Pilger stärken, die rauhste Bahn ihm ebnen konnte! Noch ward ihm, als mächtige Trösterin, eine der gefälligsten Musen zugesellt, die mit hohem Ernste sokratischen Witz vereinigte, ihm die Erde lieber machte, und wenn er hienieden sich fremd fühlte, seinen Geist hinschauen ließ in ein besseres Land. Der verzagt nicht, der die Muse zur Begleiterin hat. Lieder zertheilen die Nebel, die unsre Tage trüben wollen, und vor dem Witze floh schon manches drohende Gespenst. Aber alle diese Geschenke des Himmels,

diese verschwenderischen Gaben der Natur, hätten meinem Freunde nicht die Ruhe, die Heiterkeit, den bleibenden Muth zu erwecken vermocht, ohne das Herz, das in ihm wohnte, geübt im Ausharren und Verläugnen, der Wahrheit getreu, die ihm theurer war, als das Leben; ohne das Wohlwollen gegen alles, was neben ihm athmete, und den unverrückten Glauben an einen Vater der menschlichen Schicksale, an eine künftige Heimath jenseit des Grabes. Mit einem solchen Herzen durfte ihm nicht grauen auf dem Boden, über den Gottes Lüfte wehen. Mit solch einer Liebe, solch einem Frieden im Innern, vertraut man dem Menschen und der ganzen Schöpfung! Seines Genius konnt' er sich freuen, weil er durch keinen Gesang ihn entehrt hatte, weil seine Begeisterung nur höheres heiliges Gefühl des Guten und Schönen war. So wie er in der Gesellschaft mit dem Tone des edlen Mannes, und des feurigen Patrioten gegen Tyrannei, Sklavensinn, Lüge und Trug eiferte, ohne Gallsucht und Schadenfreude, und so wie sein Scherz immer das Zeichen der Gutmüthigkeit an sich trug; eben so in seinen Strafgedichten, und in denen, wo er über die Thorheiten seiner Zeitgenossen spottete. Bei jeder Fabel und jedem Sinngedicht scheint er den Spruch Jean Paul's in Gedanken gehabt zu haben: „Die Menschen soll keiner belachen, als einer, der sie recht herzlich liebt.“

Du, mein Bester, kennst die Würde des Berufs, ein Lehrer der Menschheit zu seyn; kennst die Seligkeit dessen, der auf seine Werke mit dem Bewußtseyn hinblickt, daß kein Ankläger gegen sie auftreten

wird. Du stimmst mir bei, daß Pfeffel ein glücklicher Mann war. Und er war es bis an sein Ende! „Hätten sie meinen Vater noch den Tag vor seinem Abschiede gesehen!“ schrieb seine jüngste Tochter an einen ihrer hiesigen Freunde. „Ich las ihm: Aussichten in die Zukunft vor. Wie er die zitternden Hände faltete, und in die Höhe hob! Sein ehrwürdiges Haupt umstrahlte himmlische Freude. Ich sah einen Heiligen in ihm; er gehörte schon dem Himmel an.“

F. G. Jakobi.

8) Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 22ten August 1779.

Endlich, mein liebster Freund, hat mich das traurige Schicksal wirklich getroffen, das mir schon so lange drohte. Ich habe sie verloren die treue Gefährtin durch einen so beträchtlichen, und den besten Theil meines Lebens! Ehegestern, den 19ten dieses, hat sie mir der Tod entrissen. Aber doch ein sanfter, sanfter Tod, ein bloßer Schlummer ohne Aufwachen — ein Tod, so wie sie sich ihn gewünscht, so wie sie ihn seit vielen Wochen, seit ganzen Monaten immer sehnlicher gewünscht, und mit frohem Muthe erwartet hat: denn sie hatte schon lange alle Hoffnung der Wiedergenesung aufgegeben, und bemerkte mit sicherm Gefühle gleichsam jeden Schritt, der sie dem Ende ihrer Leiden näher brachte. Und welche Leiden! wie mannigfaltig, wie anhaltend, wie tiefschmerzend! Gott, was wäre der Mensch in solchen Umständen, wenn er nicht die Hoffnung eines bes-

fern Lebens hätte? Aber die hatte sie; die gab ihr Kraft, zu dulden und auszuharren, die mischte viele heitere Augenblicke in ihre trüben Stunden. Nun genießt sie der Ruhe, die sie hier nicht mehr finden konnte. Gott sey für ihre Auflösung gepriesen! Mit heissen Thränen haben wir ihn oft um Verkürzung ihrer Leiden gebeten, und er hat sie verkürzt: denn nach der Meinung des Arztes hätte sie noch mehrere Wochen leiden sollen. Ihr Auge hat uns in dieser Absicht Alle getäuscht, denn das blieb immer voll Munterkeit und Feuer bis an den letzten Schlummer.

Aber wie einsam finde ich mich nun, bester Freund! Auf Zureden meiner Freunde habe ich das Landhaus in Gohlis, wo sie gestorben ist, unmittelbar nach ihrer Beerdigung, die gestern Abend um sechs Uhr geschah, verlassen. Nun bin ich in meiner großen leeren Stadtwohnung, wo ich zu ihrer Bequemlichkeit diesen Sommer aus der großen Stube zwei kleinere bauen, und Alles zu ihrer Aufnahme so hübsch als möglich einrichten ließ, und wo ich nun aus einem Zimmer in das andere gehe, und nirgends weder sie, noch die Ruhe finde.

Sie tadeln mich doch nicht, Freund, daß ich das Alles so empfinde, und daß ich jetzt indem ich es Ihnen sage, meinen Thränen freien Lauf lasse? Ich murre nicht gegen die Vorsehung, ich bete ihre Schickungen als Schickungen des weisesten, gütigsten Vaters an; ich danke selbst diesem liebreichen Vater, daß er meine Gattin in einen bessern Zustand versetzt hat. Aber für mich ist sie doch nicht mehr! Und ihr ermunternder Umgang, ihr weiser Rath, ihre wachsame Fürsorge, ihr fröhliches Herz, ihr fei-

ner Geschmack, ihre aufrichtige Liebe — die habe oder genieße ich nicht mehr! Alle Augenblicke, dünkt mich, hätte ich ihr etwas zu sagen, sie um Rath zu fragen, mich nach etwas zu erkundigen; selbst alle Feierlichkeiten des Leichenbegängnisses, alle Trauerbesuche und Trauergespräche, dachte ich, müßte ich ihr hinterbringen und ihre Gedanken darüber wissen. Wie schwer, das nicht mehr zu thun, was man über ein und zwanzig Jahre gethan, und so gerne gethan hat! Wie ganz anders war es vor zwei Jahren, da wir auf der Reise waren, da sie mehr schwebte als gieng, und lauter Lust und Freude um sich her verbreitete! Wie gut, daß man die Zukunft nicht vorher sieht! So nimmt sie doch das Andenken vieler reiner Vergnügungen mit sich, und ich behalte die Befriedigung, ihr dieselben verschafft, und mit ihr genossen zu haben. Nach und nach wird auch wieder Stille und Ruhe in mein Herz kommen, und mein Geist, den ihre Leiden fast erschöpft hatten, wird sich wieder aufrichten. Die Freundschaft vermag viel über mich. Schon jetzt finde ich mich nach einem sehr traurigen Tage wieder ruhiger, weil ich ihn im vertrauten Gespräche mit Ihnen schließe, und mir dabei den Antheil, den Sie und Ihre beste, liebste Mama an diesem Allen nehmen, lebhaft vorstelle. Gewiß, Sie werden ihr Andenken mit freundschaftlichen Thränen beehren, und wenn Sie hier wären, wie viel Trost würde ich nicht an Ihrer Seite finden! Ich umarme Sie beide mit der innigsten Liebe. Möge Sie doch Gott vor allen ähnlichen Leiden bewahren, und Sie Ihre Lebensbahn bis zum Ziele ebener und leichter fin-

den lassen, als sie meiner lieben seligen Freundin in den letzten Jahren geworden ist! Lieben Sie stets, wie bisher, Ihren u. s. w.

9) Johannes von Müller an Bonstetten.

Colygny, den 17ten Januar 1776.

Ihr Brief, mein Herzensfreund, macht mich etwas unruhig, oder besser zu sagen, ich bin nicht wohl mit Ihnen zufrieden, erstlich, weil Sie ihn solchergestalt petschirt haben, daß ich einen Theil desselben nicht lesen kann; zweitens, weil Sie — ich will nicht sagen, bewußten langweiligen Verdrüßlichkeiten nicht mit genugsamem Muth widerstehen, sondern weil Sie die Waffen wegwarfen, mit welchen Sie diese Feinde Ihrer Glückseligkeit — und warum sage ich nicht, unserer? — überwinden können. Warum mein edler und vertrauter Freund, erleichtern Sie Ihr Herz nicht durch öftere Ergießungen Ihrer unangenehmen Gefühle in den Busen Ihres Freundes? Warum zerreissen Sie Briefe, welche mir eine schmeichelhafte Probe Ihrer Freundschaft, Ihnen aber (nach Art der menschlichen Natur, welche sich durch Mittheilung schmerzhafter Gefühle der größten Last derselben entladet) ein Labsal für Ihre bekümmerte Seele seyn müßten? Ich sage Ihnen hiemit ernstlich, daß ich nicht zufrieden bin, daß Sie mir nicht öfter, nicht vertraulicher klagen. Fürchten Sie im Enthusiasmus Ihres Schmerzes mir Unsinn zu schreiben? In diesem Fall müssen Sie eine sehr geringe Meinung von mir haben, der ich Ihnen so oft und so ungeduldig geklagt und keine meiner verborgensten Schwächen vor Ihnen verhehlt habe. Er-

innern Sie sich, daß der Zweck unsrer Freundschaft nicht ist, einer dem andern einen hohen Begriff von seinen Eigenschaften zu geben; (wenn ich nicht wüßte, daß Sie große besitzen, so hätte ich mich nicht auf lebenslänglich mit Ihnen verbunden) sondern uns einander in jeweiliger Gestalt unsrer Seelen zu zeigen; damit einer den andern ermuntre, oder belehre, oder anspore oder tröste. Bedienen Sie sich mein B*, meines Herzens als einer Freistatt Ihrer geheimsten Ungeduld, oder Langenweile, oder Unentschlossenheit, und tragen Sie zu meinem Glück bei, indem Sie mir Gelegenheit geben, Sie an unsre philosophischen Grundsätze zu erinnern, oder auf andere Weise Ihnen zu rathen, oder wenn ich nicht anders kann, Sie zu trösten und mit Ihnen zu weinen. Also, mein Freund, lassen Sie sich durch den verhaßten täglichen Anblick so vieler Schwachheit, ja Bosheit der menschlichen Gattung nicht von Ihrem sichern Freund verscheuchen. und beweisen Sie mir durch die Freimüthigkeit und Herzlichkeit Ihrer Briefe, daß Sie zu andrer Zeit, wenn ichs bedarf, mich auch in Ihr Herz aufnehmen würden, im Fall ich mich klagend an Sie wendete. Mein Freund, ich liebe die Tugend, und suche durch dieselbe meinen Zeitgenossen schätzbar und der Nachwelt, wenn ich auf dieselbe kommen sollte, ehrwürdig zu werden. Unter allen gesellschaftlichen Verbindungen ehre ich vorzüglich die Freundschaft, weil sie durch Wahl errichtet, und nicht, wie die Blutsverwandtschaften, durch Zufall veranstaltet wird, und weil sie in diesen Zeiten wegen ihrer Seltenheit unter der allgemeinen Verstellung unschätzbar geworden endlich weil sie der Sporn zu den schönsten Handlungen und die

größte Süßigkeit des Lebens, ja die vornehmste Erleichterung so vieler Plagen ist. Tugend und Freundschaft, mein Lieber, müßte ich entweihen, wenn ich Sie, Sie meinen ersten, meinen edlen, zärtlichen, vertrauten und so sympathetischen Freund nicht wie mich selber liebte, und alles, was ich habe und vermag, nicht eben sowohl in Ihren als meinen Nutzen verwendete, und die Zeit, welche mir zu meinem Leben bestimmt ist, nicht eben sowohl für Sie als für mich selbst lebte. Oben gedachte Unvorsichtigkeiten, welche ich der Seuche gewisser neuen Philosophen und der Neuerungssucht unerfahrner Jahre zu danken habe, verbessere ich täglich, und wenn ich noch nicht ganz bin, was ich seyn sollte, so werde ichs doch bald werden.

Ich komme noch einmal auf die Stelle Ihres Briefes zurück: Je Vous ai écrit dans mon désespoir, mais je ne Vous ai pas envoyé ma lettre. Warum nicht, mein theurer Freund!

Haben Sie von den Crocodillen gelesen, wie sie ungelenkig sind, und in gerader Linie auf ihren Punkt fortschießen, ohne durch die Dinge auf den Seiten davon abgewendet zu werden? So ist I * * * —

10) Johannes von Müller an Bonstetten.

Colygny, den 19ten Hornung 1776.

Ihre Briefe machen mir immer sehr viel Vergnügen, aber seit langer Zeit hat kein Brief und keine Begebenheit mir so viel Freude verschafft, als Ihr vorletzter. Ihre Beredsamkeit ist Demosthenisch, wenn Sie von der Freundschaft begeistert sind, Ihr Herz aber von den größten und edelsten Tugenden voll.

Bonnet und Kinloch haben einen wahren Enthusiasmus für Sie gefühlt. Ich aber bin entschlossener, als noch nie, Ihrem Rathe zu folgen. Bonnets Philosophie und die Maxime, immer nach Grundsätzen und ausdrücklichen Ideen zu handeln, werden die Schwäche, welche Sie mir, nicht mit Unrecht, vorwerfen, bald heilen. Was in meiner Gewalt steht, werde ich nicht versäumen, besonders mich einer gewissen Trägheit suchen zu entreißen, welche mir oft nachtheilig gewesen und die Quelle vieles Unglücks hätte werden können. Nur sie schläfert mich bisweilen ein; sobald ich daraus aufwache, so fehlt mir Entschlossenheit und Thätigkeit nie. Sie werden mir einen Dienst erweisen, wenn Sie mich aufwecken, so bald sie dieser Art Lethargie an meinen Geist gewahr werden. Herr Bonnet hat uns ein neues Stück seiner Lebensgeschichte lesen lassen; ich entdecke an ihm und Mde B. täglich neue Vollkommenheiten, und bin Ihnen mit wahrer Zärtlichkeit zugethan. Kein Vergnügen fehlt diesen einsamen Weisen. Bei ihnen habe ich vier Tage mit Sulzer gelebt, bei ihnen zwei- oder dreimal Aufresne, bei ihnen gestern den Kastraten Casatiello gehört, durch sie eine Menge Bekanntschaften gemacht, und einen gewissermaßen respektabeln Namen in diesem Lande erhalten. Herrn Bonnets Philosophie öffnet mir täglich neue und allgemeinere Aussichten, und macht mich zugleich fähig, mit den Wissenschaften und der Freundschaft ein zufriedenes und glückliches Leben zu führen. Ich würde Sie durch keine Dankbarkeit belohnen können, wenn Ihre Gütigkeit heut aufhörte; was muß ich fühlen, wenn sie bis an den Tod ausdauert? Hrn. Bonnet, Md. Bonnet und

Kinloch und alle meine besten Freunde, nebst der Philosophie und Politik, wem bin ich alles schuldig? fragen Sie sich!

11) Johannes von Müller an Bonstetten.

Genthod, den 3ten April 1778.

Ich umarme Dich tausendmal; von Anfang bis zu Ende war Dein Brief ein Himmel, ich mag an Deine Rede, an die Aufklärung der Stadt, oder an die andere Sache gedenken. Du machst, daß ich mich nicht nur glücklich schätze, allein durch Dich reich zu seyn, sondern selbst Vergnügen daran finde, daß auch Du nicht reicher bist. Ich fühle, mein Lieber, eine Süßigkeit, wenn ich von Dir empfange, über welcher ich das Unangenehme des Bedürfnisses vergesse. Da auch Du vom Ueberfluß entfernt bist, so fühle ich die Freude, mit welcher Du und ich, wenn wir in einer öden Wildniß in Armuth hätten leben müssen, einen Bissen schwarzes Brod getheilet haben würden. Allein Du machst mich karg, denn was mir von Dir kömmt, hat für mich etwas Heiliges; hingegen auch bekenne ich Dir, daß ich zitternd von andern, und allein von Dir mit getrostem Vergnügen empfange, weil ich fühle, wie freudig ich Dir geben würde, und daß ich Dir alles gebe, was in meiner Gewalt ist.

12) Gleim an den Kronprinzen von Preußen.

Halberstadt, den 15. Dezemb. 80.

Durchlauchtigster Fürst,
Gnädigster Herr!

Ew. Königlichen Hoheit, einem Fürsten, der meinem Freunde, dem seligen Sulzer, gnädig war, und seine Talente schätzte, darf ich seinen Landsmann, den Professor Müller, zu höchsten Gnaden empfehlen. Dieser Professor Müller hat, in der größten Manier des Tacitus, eine Geschichte der Schweizer erst vor kurzem geschrieben, und den Beifall des Ministers von Herzberg erhalten; er spricht und schreibt französisch und deutsch; hat es in den Wissenschaften, die einen großen Mann dem Staat zu geben fähig sind, so weit gebracht, daß ich für Pflicht halte, weil mir seit vielen Jahren seine großen Talente bekannt sind, Ew. Königlichen Hoheit diesen geschickten noch jungen Mann und zugleich dieses bekannt zu machen, daß er, aus freier Wahl, geneigt ist, dem preussischen Staate zu dienen. Wäre die Folge, daß Ew. Konigl. Hoheit ihn kennen zu lernen, gnädigst geruhen wollten, so würde ich mir zum Verdienste anrechnen, dem Vaterlande den geschickten Mann geworben zu haben; ich würde glauben, wir hätten unsern Sulzer wieder.

Ich erwarte gnädigen Befehl, ob er persönlich sich vorstellen lassen soll, und ersterbe mit getreuester Devotion ꝛc.

Fünfter Abschnitt.

Gesprächform.

1) Scipio und Allucius.

(Scene, Karthago in Spanien, Zimmer des Scipio.)

Alluc. (im Hereintreten) Glücklich sey die Vorbedeutung bei meinem Eintritt zu dir, erhabner Imperator. Du sandtest nach mir, und noch eh' ich dies wußte, flog ich ungerufen schon nach Karthago her. Deine Boten trafen mich unterwegs und beschleunigten meine Eil. —

Scip. (ihn genau betrachtend) Bist du Allucius vielleicht? Fürst der Celtiberier?

Alluc. Ich bin Allucius, und einer von den Führern meines Volks. Es ehrt in dir den glücklichen Sieger, den weisen Feldherrn, und — wie man sich bewundernd erzählt — selbst den milden Feind. Sey es künftig unser Loos, mit oder unter dir zu fechten; in beiden Fällen ehrt ein solcher Kampf, und wird der Stolz unsrer tapfern Jünglinge seyn. —

Scip. Meine Erwartung — sie trog mich nicht! Und das Gerücht hat diesmal nicht geschmeichelt.

Alluc. (etwas betreten) Das Gerücht? Welches? — Verzeih'.

Scip. Das Gerücht deines Lobes! Sey mir willkommen, Allucius! Hat Hispanien viel solcher Jünglinge, solcher Männer, so ist der Friedensbruch, den Annibal eines solchen Landes halber beging, zwar nicht löblich, doch verzeihlich.

Alluc. (bescheiden) Imperator — —

Scip. Vergiß meiner Würde, Prinz, wie ich der deinigen bisher vergaß. Sprich als Allucius zum Scipio; auch will ich nur als junger Mann zum jungen Manne, damit freier unsre Rede sey, williger unser Herz sich öffne. — Sieh', welchen glorreichen Gewinnst die Götter Romuls Volk verliehen haben, das weißt du, und das sagt der Ort dir schon, wo wir jetzt uns sprechen. Muthmaßlich traf manchen Gastfreund, manchen Verwandten von dir, das Loos der Gefangenschaft. Nenne sie mir, und ich will thun, was ich kann und darf. Aber vor allen Dingen gesteh' mir auch frei, kennst du nicht unter den Töchtern dieser Stadt ein junges, blondhaariges, reizendes Geschöpf = = =

Alluc. (rasch ihn unterbrechend) O halt ein, nur zu glücklicher Sieger, halt ein! bevor dein Mund noch ausgesprochen hat, seh ich schon Ildegerdens Namen auf deinen Lippen schweben. —

Scip. Nun! und wenn sie es denn wäre? —

Alluc. O sie ist meine Geliebte, meine Braut, und — leider jetzt deine Gefangene, deine Sklavin. Gerechte Götter, war mir je Gut und Blut, und selbst mein Leben allzu theuer? Warum mußtet ihr mir dies einzige, womit ich kargte, rauben? — Scipio, du weißt nun, was mich hertrieb nach Karthago; was ich von dir zu flehen im Begriff stand. O gieb

sie mir zurück — sie, die bisher mein Stolz und meine Freude war!

Scip. (mit bedeutendem Tone) Und nicht ohne Ursache es war! Allucius, deine Bitte ist nicht geringe. Mancherlei Beute haben Roms Krieger in dieser reichen, schönen, großen Stadt sich erkämpft; eine schönere, als Ildegerden, nicht. Auch fühlten, auch sagten es die Soldaten, als sie die Jungfrau mir bewahrten, mir brachten, daß sie Karthagos Edelstein für mich aufgespart hätten; und deshalb — —

Alluc. Ha, Imperator, ich merke, wie du enden wirst, da du so beginnst. Ich merke nun, daß du mich rufen ließest, damit dein Auge sich an meinem Schmerze weide; damit ich ganz fühlen möge = = =

Scip. (sanft ihn zu beruhigen) Allucius, wohin = = = (jener achtet nicht darauf).

Alluc. Nein, Feldherr! nein, das Gerücht von deiner Milde ist nur ein Gerücht! so spricht ein edler Sieger nicht; so spottet er derer nicht, denen er oblag! Meine Braut ward deine Sklavin; kein Vorwurf deßhalb, denn die Götter wollten es! Sie ward — was ich mir denken kann, denken muß, so sehr es mein Herz zerreißt; auch deßhalb kein Vorwurf dir! denn du bist Mann, bist glühender Jüngling und Sieger. Doch daß du mich rufen ließest, um mich zu höhnen; mir das Geständniß meiner Liebe entlocktest, und mit der Nachricht es erwiederst: daß Ildegerde unschätzbar, unauslöslich sey; das ist hart, ist grausam sogar. — Römer, so prahlen bei uns am Iber, bei uns, die ihr Barbaren nennt, nur die Räuber mit ihrem Raube; prahlen

selbst dann nur damit, wenn sie sich in Sicherheit wissen. —

Scip. (mit gelaßner Hoheit) Du trägst, wie ich sehe, Allucius, die Hitze, die man im Gefecht an dir bewundert, auch auf deinen Umgang und auf dies Gespräch jetzt über. Ich würde zürnen, wenn ich deine Vorwürfe verdiente. Jetzt, da sie mich unschuldig treffen, vergeb' ich sie dir. — Kannst du nun hören?

Alluc. Muß ich nicht!

Scip. Nur höre mich aus; und dann hoff ich, sollst du glimpflicher deine Vergleichungen wählen; sollst römische Treue nicht mehr mit punischer verwechseln. Ja, Prinz, als ich das erstemal Ildegerden sah, da, ich leugne es nicht, wandelte auch mich die Leidenschaft an, die jetzt in dir so heftig tobt. Da rief ich mit Entzücken: Wie schön ist sie! da = = =

Alluc. (wieder einfallend) O daß sie es nie gewesen wäre! Aufgewachsen mit ihr von frühester Jugend an hätt' ich ihre schönere Seele auch im unscheinbarsten Körper lieb gewonnen. Sie, die Glücklichere, hätte nie der Feinde gierigen Augen gefallen, nie deine Lüste gereizt. —

Scip. (ihn bei der Hand fassend) Und hört dieser Aetna wirklich nimmer zu toben auf? — Jüngling, deine von Zorn glühenden Wangen werd' ich doch vielleicht mit Schamröthe noch stärker färben, wenn ich dir sage, deine Braut ist frei?

Alluc. Frei!

Scip. Ist frei und sey dein!

Alluc. Frei und mein! Scipio, du betäubst mich.

Scip. (lächelnd) Muß ich das nicht, um nur ruhiger sprechen zu können? Junger Mann, als man meine Gefangene mir darstellte, da entzückte mich — ich wiederhol' es dir — ihr Reiz; da würd' ich, nicht als ein schweigender Gebieter, als ein werbender Liebhaber vielmehr ihr Herz und Hand angeboten haben, hätt' ich nicht rasch einen Blick auf das Vaterland, das meiner noch ungetheilt bedarf, geworfen. Doch indem ich noch wankte, indem ich schon auf Vereinigung von Bürgerpflicht und Männerliebe dachte, vernahm ich, daß sie bereits durch Werbung und Versprechen, durch Liebe und Gegengunst verbunden sey; und von dem Augenblick an ward mein Geist meines Herzens Meister! Von diesem Augenblick an hab' ich sie nur geschützt, geschützt für dich! nimm sie zurück, denn sie ist frei. — —

Alluc (noch halb außer sich) Götter, allgewaltige Götter, das tönt, als wenn es Wirklichkeit wäre, und wird am Ende nur als ein Traumbild verfließen. Imperator über Karthager und Hispanier, über Gallier und Kantabrier, mit einem Wort, über Feinde kannst du siegen. Doch dieser Sieg über dich selbst = = =

Scip. (lächelnd) Getroffen, er war keiner von den leichtesten. Doch ich bin Römer, und dieses Volks Vorzug ist es, von Jugend auf Beispiele mit anzusehen, die andere Völker nur durch Ueberlieferung kennen: — Glaubst du meinem Munde nicht, wenn ich deiner Geliebten Freiheit dir verkündige, laß sehn ob du auch diesen Zeugen widersprechen kannst — Servius! Servius! (ein Sklave führt Ildegerden und ihre Mutter ins Gemach) Sieh' sie hier deine blühende Schöne. Kein kriegerischer

Muthwille hat sie berührt: keine Thräne, seit sie mir gehört, ihre Wange gebleicht. — Sieh hier ihre Mutter, von mir selbst ihr zur Gefährtin und zur Schützerin erkohren! Forsche nach, ob sie sicherer in deinem väterlichen Hause, als bei mir seyn konnte. Selbst meine Gegenwart soll dich nicht hindern. (will gehn)

Alluc. (seine Hand ergreifend) O, wo — wo ist die Höhle, in welche sich schamroth mein Argwohn und mein Ungestüm verbergen kann? Imperator, ich beschwöre dich, bleib; — Meiner Freude fehlt noch Besinnung. Entzücken, Erstaunen, Beschämung, wie ich nie fühlte = = = (eine stumme Pause) Edler Römer, sagt dir mein Auge, meine zitternde Hand, und mein sinkendes Knie nicht was ich empfinde? ha, ich Unglücklicher, wie soll ich es denn in Worte zwingen? — (zu ihr hineilend) Ildegerde, theures, einziges Mädchen, ist es möglich? Bist du mein? ganz mein? — Noch meiner werth? noch deiner selbst? — —

Ild. Dank es diesem vortrefflichen Manne, daß ich es noch bin.

Mutt. Er sah sie einmal nur, im Kreise seiner Legaten und Centurionen. Die übrigen drei Tage hat sie unter meiner Obacht gelebt. — —

Alluc. (wieder Scipios Rechte fassend) Scipio! Scipio! giebt es kein Meer, das ich für dich durchschwimmen, kein Ungeheuer, das ich dir bändigen, keinen Tod, den ich für dich erleiden soll? Befiehl! Befiehl! und laß nur den kleinsten Theil meiner Schuld durch eine solche That mich dir bezahlen. —

Scip. (ihn umarmend) Edler, junger Mann,

schon deine Freude bezahlt mich mit einem Wucher, der mir fast unbillig scheint. —

Mutt. Und darf ich dieser Freude des Allucius noch einige Worte, erhabner Imperator, hinzufügen.

Scip. Sprich ohne Umschweif! —

Mutt. Ehe mein Gemahl und seine Blutsfreunde deinen Edelmuth noch erfuhren, als sie nur wußten, daß Ildegerde noch lebe, da hatten sie schon, um ihren Liebling zu lösen, fünfzig Talente zusammengebracht, und als sie gestern von mir deine sanfte Behandlung erfuhren, haben sie mit Freuden diese Summe verdoppelt, legen sie hier (Sklaven treten mit den Geldsäcken auf ein gegebenes Zeichen herein) zu deinen Füßen nieder, und beschwören dich durch meinen Mund: Verschmähe nicht, was nur ein schwaches Kennzeichen unsers Danks, und nicht ein Lösegeld zu nennen ist. —

Scip. Mit nichten, edle Frau! Meine und meiner Ahnen Sitte war es nie, von Freunden Geschenke zu nehmen! sie ihnen zu geben, dünkte uns ein größres Glück. —

Mutt. Imperator, ich stehe nicht auf, bevor du mir diese Bitte gewährest. (knieet nieder)

Ild. (desgleichen) Ich muß deine Gefangne, selbst wider deinen Willen, bleiben, wenn du meiner Freunde Zoll allzugroßmüthig ausschlägst. Für mich sind diese hundert Talente zwar zu viel, doch für dich viel zu wenig.

Alluc. (ein gleiches thuend) Nur vor Altären beugte ich zeither mein Knie; Feldherr, der du mir mehr als ein Halbgott scheinest, laß es mich

jetzt vor dir nicht vergebens beugen. Deine Großmuth hat mich neu belebt; das Uebermaß derselben droht mich zu tödten. — —

Scip. Steht auf, meine Freunde! Jedes allzulange Sträuben artet in Hartnäckigkeit aus. Ich will annehmen, was ihr mir darbietet. (zu den Sklaven) Legt es hierher! — Allucius, von meinen Händen empfange hier ein Mädchen, eben so werth, der Frauen Krone zu werden, als sie bisher der Schmuck der Jungfrauen war; und wenn meine Selbstbezwingung euch anders erfreut, so verspreche mir eines nur dafür zum Lohn.

Alle drei. Was? o was? gebeut!

Scip. Schwörst du mir Gewährung, Allucius?

Alluc. Tausend Schwüre statt eines. —

Scip. Wohlan, so sind außer Schönheit und Tugend, außer den Geschenken, die ihr Vater vielleicht dir schon zubereitet, jene hundert Talente — Ildegerdens Brautschatz.

Alle. Unmöglich! Nimmermehr! —

Alluc. Eh' mein Leben = = =

Scip. (ernst) Prinz, deine tausend Schwüre? Gedenk ihrer! sie binden! — Zwar hätt' ich noch einen Wunsch. Doch freiwillig mußt du ihn erfüllen. Ungebunden oder gar nicht!

Alluc. (eifrig) O, fordre! rede! gebeut!

Scip. Findest du anders einen redlichen Mann in mir, so wisse: Mein Vater, mein Oheim, alle meine Vorfahren waren es nicht minder! So wisse noch mehr: Geschlechter, wie das meinige, giebt es zu Tausenden in Rom! — Allucius, sey von nun an dieser Römer Bundesgenosse! Sey es, und du wirst künftig gern gestehen: die Erde hat kein Volk, das

man sich minder zum Feinde und stärker zum Freunde wünschen soll:

Allu c. (hastig) Leb wohl!

Scip. (etwas erstaunt) Wohin? —

Allu c. Laß mich! Laß mich! Selbst an meinem Hochzeittage flieg ich von dannen: laß alle jene Haabe, mit der du mich so mild beschenktest, laß Ildegerden selbst zurück; will die Fluren der Celtiberier durchstreifen; will überall laut rufen: Mit mir! mit mir, meine Brüder! Zu den Fahnen eines Jünglings, den Göttern an Gestalt und Tugend ähnlich! Unüberwindlich in Waffen, doch unübertrefflicher noch an Milde und Edelmuth! — So will ich rufen, und kehr' ich nicht mit tausend Reitern wenigstens binnen drei Tagen zurück; so mache mich das Schicksal eben so zum Spotte meines Landes, als es zur Zierde und zum Retter des deinigen dich erschuf. *)

2) Der Bienenkorb.

Aber um's Himmels willen! — sagte ein junger Deutscher, Herr von Bertheim, zu Monsieur Le Grand, einem Pariser großen Geist nach der Mode und einem eifrigen Apostel des Atheismus — durch was für eine andere Idee, mein Herr, wollen Sie mir diejenige, die Sie mir zu nehmen suchen, ersetzen? Ich erkenne die Abhängigkeit meiner selbst und aller mich umgebenden Dinge; ich suche, vermöge einer Nothwendigkeit meiner Vernunft, wovon nichts mich entbinden kann, eine erste, eine Grundursache der Dinge: und diese Ursache —

*) Er kehrte wirklich mit einem Trupp von 1400 Reitern wieder.

Werden Sie auf ihrem Wege nie finden.

Nie finden? Hab' ich sie nicht schon in dem Gedanken von einem Gott gefunden?

Wie? Die Ursache von Wirklichkeiten in einem Gedanken? die Quelle von Realitäten in einem Namen? in einem Schalle? — Sie wollen begreifen durch's Unbegreifliche? wollen aufklären durch Finsternisse?

Wenn das Ideen sind, was Sie da sagen, nicht Worte — —

Eben Worte verwerf' ich!

Nun, so würdigen Sie einen Irrenden Ihrer Leitung! Führen Sie mich zu eben der Quelle der Weisheit, aus welcher Sie Selbst mit so tiefen Zügen Gewißheit schöpften! — Ich wiederhole Ihnen: ich suche eine erste Ursache der Dinge; ich bin durch eine Nothwendigkeit meiner Vernunft gezwungen, daß ich sie suche; diejenige, welche ich in dem Gedanken von einer Gottheit glaubte gefunden zu haben, erklären Sie mir für Traum, für Unwesen, für Nichts. Hoffentlich werden Sie doch nun ein Wesen, ein Etwas, eine Realität, an die Stelle setzen?

Wie sonst? — Das erste und einzige Wesen, welches die aufgeklärte Vernunft erkennt; die Quelle alles Gedenkbaren, alles Wirklichen, alles, was Himmel und Erde, was Vergangenheit und Zukunft befassen!

Nun? und diese Quelle wäre nicht Gott?

Aberglaube! Eindrücke von der ersten Erziehung her! — Diese Quelle ist allein die Natur.

So hör' ich und so les' ich jetzt oft. Aber wenn ich doch von dieser Natur — —

Er wollte sagen: wenn ich doch einen Begriff von ihr hätte! Allein es war nicht möglich, zum Wort zu kommen. Die Lunge des Monsieur Le Grand hatte nun einmal Athem geschöpft; und sicher wär' er der Erste aller Philosophen gewesen, wenn die Lunge und nicht der Kopf den Philosophen machte. Er setzte es als die erste, evidenteste, unumstößlichste Wahrheit fest: daß alles in der Natur seinen Grund habe, und daß es irgend etwas Nothwendiges und Ewiges gebe, woraus sich Daseyn und Beschaffenheit jedes Dinges begreifen lasse; er fand dieses Nothwendige, dieses Ewige, in nichts anderm, als in den beiden allein reellen Ideen: Materie und Bewegung; er ließ aus dieser Materie und Bewegung Alles, was im Himmel und auf Erden entstanden war, allein entstanden seyn, spottete der trügerischen Idee eines freien, aus eigner Kraft wirkenden Geistes, weil nichts selbstthätig sey, nichts sich aus seiner eignen Kraft bewege, sondern Alles seine Bewegung von außen erhalte; er machte zur ersten und einzigen Quelle dieser Bewegung, und also aller durch sie entstandenen Dinge, die Natur: und erklärte dann doch diese Natur eben durch den Zusammenfluß der Materie und der mannigfaltigen Bewegungen der Materie. Er zeigte das Lächerliche, das Ungereimte in dem Gedanken eines ersten Bewegers, eines unsichtbaren, nach keiner seiner Eigenschaften zu begreifenden, nicht einmal zu denkenden Gottes, schilderte mit schwarzen, fürchterlichen Farben das Elend, welches Aberglaube und Pfaffenbetrug über die Erde gebracht; und lief diesen engen, armseligen Kreis von Ideen so oft, mit so mannigfaltigen Wendungen, wieder durch, daß Herr von

Bertheim alle Luft ihn zu widerlegen verlor, und nur auf Mittel sann, wie er sich losreißen könnte. Er fand das Genie des Monsieur Le Grand zu bewunbernswürdig, als daß er's wagen dürfte, sich mit ihm einzulassen; er begriff nicht, wie so viel Tiefsinn sich mit so viel Wohlredenheit vereinigen ließe, und bat um Zeit, alles das Schöne und Große, was er gehört hätte, zu fassen und zu durchdenken. Monsieur Le Grand, ohne den mindesten Argwohn von Ironie, die ihm für einen Deutschen eine viel zu kühne Figur schien, schmeichelte sich mit der Ehre, Herrn von Bertheim noch öfter zu unterhalten; und die atheistische Deklamation hatte ein Ende.

Die Scene dieser Unterredung war ein Garten auf dem Landgute der Marquise von Vaillac, einer erklärten Gönnerin und Beschützerin des Monsieur Le Grand, den sie, als einen vortrefflichen Kopf, zu allen ihren Soupers und Landparthieen zog. Die gute Dame war nicht mehr jung genug für die Liebe, und noch nicht alt genug für die Andacht: sie hatte sich, um in der Zwischenzeit glänzen zu können, in die Metaphysik geworfen; sammelte sich, durch witzigen Spott über Himmel und Hölle, reichen Stoff für die künftige Buße, und arbeitete jetzt mit an der Bekehrung des jungen Deutschen, um dessen vortheilhaftes Aeußere ihr es wehe that, das Innere noch so verfinstert zu finden. —

Indem unsre Weltweisen um eine Ecke der hintersten großen Allee des Gartens beugten, fanden sie sich plötzlich vor einem wilden unbebauten Platze, der mit dem zu gekünstelten, in zu regelmäßige Form gezwungenen, Garten einen nicht unangeneh-

men Absatz machte. Sie traten hinaus, und standen hier bald vor einer Reihe Bienenkörbe stille, deren kleine Bewohner die Nahrung, die ihnen der Garten so reichlich darbot, mit emsigem Fleiß in die Zellen trugen.

Wie unendlich viel angenehmer, fieng Herr von Bertheim an, ist doch der Anblick des Lebens, als aller, auch der reizendsten, leblosen Schönheit! Wie weit mehr, als alle die Gänge und Blumenbeete des Gartens, den wir verlassen haben, ergötzt mich die Betrachtung dieser glücklichen Bürger eines so ordnungsvollen, so freien, so ruhigen kleinen Staats! —

Und der Anblick ihres Fleißes, ihrer Geschäftigkeit, setzte Monsieur Le Grand sehr richtig hinzu: denn sehen Sie, wie das unabläßig kommt und geht; wie das eilt und wimmelt, wie das keinen Augenblick rastet!

Ja wohl! Und vollends erst der Zweck dieses Fleißes! die Auferziehung einer hoffnungsvollen Nachwelt, die Ernährung der kleinen künftigen Bürger! —

Die denn doch aber nicht Haupt-, nicht einziger Zweck ist. —

Ich weiß. Und wenn auch nicht einziger, da freilich diese Arbeiter auch für das eigne künftige Bedürfniß sammeln; so ist sie doch immer Mitzweck: und Jungenpflege, wo ich sie in der Natur nur gewahr werde, ist mir überall so anziehend, so rührend! Jedes, auch das verächtlichste Thier, sobald es mir als aufmerksame liebende Mutter erscheint, ist mir gleich so achtungswürdig, so unverletzlich, so heilig!

Aber, mein Herr — daß Sie von Jungenpflege sprechen, das ist schon recht; allein Sie sprechen nun auch von Müttern. Sie sollten noch nie gehört haben — ? (indem er einhielt.)

Noch nie gehört haben? Was? —

Es läßt sich nicht sagen, mit welchem großen Auge und welchem Blick voll Erstaunens Monsieur Le Grand zurück trat. Daß man unfähig seyn könne, eine etwas verwickelte Kette abstrakter tiefsinniger Wahrheiten zu fassen, begriff er; denn nur zu oft war ihm die großmüthige Absicht, Andre bis zu sich selbst zu erheben, verunglückt: aber eine so tiefe Unwissenheit, als Herr von Bertheim in der gemeinsten Naturgeschichte zu verrathen schien, war ihm bis itzt nicht vorgekommen. Dennoch befand es sich bei der Nachfrage nicht anders: Herr von Bertheim, so viel Bienenzucht er auf seinen eignen Gütern trieb, hörte jetzt zum erstenmale in seinem Leben, daß alle die kleinen Fliegen, die er so fleißig arbeiten sähe, ohne Geschlecht und ohne Zeugungskraft wären; er fand es zwar unglaublich und wider alle Analogie der Natur; allein er mußt' es endlich für Wahrheit nehmen, da Monsieur Le Grand ihm auf Ehre versicherte, daß es so wäre.

Gestehn Sie indessen, fieng er nach mehrern Ausdrücken seines größten Erstaunens an, daß die Sache nicht wenig sonderbar ist. Denn die hier arbeitenden Bienen sind doch wohl nimmermehr so alt, als die Welt? sind doch wohl auch, wie alle andren irdischen Wesen, sterblich? Gleichwohl, wenn sie ohne Zeugungskraft sind —

Nun?

Wie soll ich da immer und ewig ihren Ursprung

begreifen? Woher, soll ich denken, daß nach dem Tode der alten Schwärme die neuen kommen?

Woher? sagte Monsieur Le Grand, und konnte unmöglich ein kleines spöttisches Lächeln lassen. Sind denn die hier sichtbaren arbeitenden Bienen die einzigen in der Natur? Müssen denn nothwendig alle Bienen ausfliegen und Honig machen? — Lassen Sie Sich sagen, mein Herr! — indem er in selbstzufriedener Stellung, mit ausgestrecktem Finger und weit gesperrten Füßen, vor ihn hintrat — Dort innerhalb dieses Korbes, und so innerhalb jedes andern, wohnt eine kleine Königin, die von ihrem männlichen Serail, wie ein Sultan von seinem weiblichen, umgeben, in ganz eigentlichem Sinne das ist, was sich unsre Königinnen nur nennen: Landesmutter; eine Gottheit, an deren Daseyn dieses ganze System, diese ganze kleine Welt hängt, und die in ihrer stolzen seligen Unthätigkeit — —

Eine Gottheit? fiel ihm Herr von Bertheim ins Wort, und schlug, nach einem kleinen flüchtigen Lächeln, den Blick wie beschämt zur Erde nieder.

O, Sie verstehen mich, hoff' ich. Eine Gottheit, wie eine Königin: nur der Aehnlichkeit wegen! nur weil diese innere verborgne Biene die erste Person ihres Staats ist; weil sie allein ihn zusammenhält; weil ohne sie sich alles zerstreuen, alles verlieren würde.

Ja dann — wenn Sie Sich so erklären — Aber nach Ihrer Beschreibung von dieser Biene, von dieser innern verborgnen Biene, wie Sie sie nennen, muß sie wohl auch eine ganz andre Beschaffenheit, eine ganz andre Natur haben, als die bisher mir bekannten Bienen?

Wenigstens ist sie größer, hat einen andern Bau, eine andre Lebensart, andre Instinkte.

Daß ich also noch gar keinen Begriff von ihr habe? daß sie für mich im Grunde so viel wie nichts ist?

So viel wie Nichts? — Ist denn gleich Alles nichts, wovon Sie nicht den hellen, den vollen Begriff der Anschauung haben? Muß denn Alles, was für Sie etwas seyn soll, mit Augen können gesehn oder mit Händen gegriffen werden? — Einmal sind doch diese Bienen in der Natur; Sie sehen sie, hören sie; Sie dürften sie nur reizen, um auch ihren Stachel zu fühlen: und so denk' ich — wenn diese Wesen nicht aus dem Nichts haben hervorspringen sollen — ich denke, Sie werden mir meine Mutterbiene schon müssen gelten lassen.

Verzeihn Sie! Ich hätte doch Lust, sie zu läugnen.

Wie! sie zu läugnen? — Wenn Sie mir gleichwohl eingestehen, daß diese sichtbaren, arbeitenden Bienen ohne Geschlecht sind?

Wenn ich dieses auch eingestehe. Das thut hier nichts.

Thut hier nichts? — Nun beim Himmel! — und er lachte, daß die Thränen ihm aus den Augen liefen — Sie sind von einer Naivetät zum Erstaunen. Wie in aller Welt wollen Sie denn nun den Ursprung der Bienen begreifen? Wo glauben Sie, daß die neuen Schwärme herkommen sollen? — Oder sind Sie etwa schon wieder in Ihrem Schöpfungssystem? haben Sie schon wieder ihre erste Grundquelle der Wesen im Sinne?

O Monsieur Le Grand! — mit einer Miene,

als ob er im Ernst empfindlich wäre — ein Mann, wie Sie, könnte spotten, wo er Gelegenheit zu belehren hätte? Ich bin ja einmal Ihr Schüler. — — Doch, Sie wollten auch wohl nicht spotten, sondern nur meinen Scharfsinn wecken. Sie wollten versuchen, ob ich aus den Principien, die Sie mir so großmüthig mitgetheilt, das Räthsel nicht von selbst würde lösen können. Und wirklich — je mehr ich der Aufgabe nachsinne — — es ist mir, als ob ich schon einen Schimmer von etwas sehr Schönem, sehr Bündigem sähe.

Worauf ich unendlich neugierig bin; ich versichere Sie.

Wenigstens ist es ganz nach Ihrem eignen Muster.

Schön! Um so lieber werde ich's mir gefallen lassen.

Vielleicht. — Doch um, als Anfänger im Denken, nicht etwa Fehler zu machen: erlauben Sie, daß ich mein Muster noch einmal vor mir aufstelle, und Ihr ganzes Räsonnement wiederhole! — Behaupteten Sie nicht als denkender Atheist, der sich von den Vorurtheilen der Erziehung losgerissen, daß die Idee einer unsichtbaren, verborgnen, nach keiner ihrer Eigenschaften begriffenen Gottheit eine hirnlose Idee, und daß es der wahnsinnigste aller Einfälle sey, durch so eine Gottheit die Entstehung einer Welt zu erklären?

Nun ja! Und die Anwendung?

Behaupten Sie nicht ferner als gründlicher Materialist, der sich durch keine Schattenbilder der Einbildung täuschen läßt, daß die Idee eines sich selbst bestimmenden, aus eigner Kraft handeln-

den Wesens thöricht sey, und daß, eigentlich zu reden, alle Bestimmung, alle Bewegung von außen komme?

Das behauptete ich; allerdings!

Wohl! — Sagten Sie nicht, daß alle Dinge nur durch Bewegung der Materie entstanden wären? und müssen Sie also, wenn alle Bewegung von außen kommt, nicht zugeben, daß bei keinem Dinge der Grund seines Daseyns und seiner Einrichtung in ihm selbst liege?

Freilich! Haben Sie Zweifel dagegen?

Ich würde sie anführen. — Heißt Ihnen das: Kein Ding hat den Grund seiner Entstehung und Einrichtung in sich selbst, etwas anders, als: der Grund seiner Entstehung und Einrichtung, insofern er in ihm selbst liegt, ist nichts?

Wenn Sie's so lieber hören — Was liegt am Ausdruck, mein Herr?

Dann und wann viel. — Behaupten Sie nicht, daß die Natur allein die gesuchte, nothwendige, ewige Ursache, die einzige Quelle der Bewegung sey, die Alles wirke, hervorbringe, bilde?

Sehr richtig!

Und erklärten Sie nicht diese Natur durch den Zusammenfluß, die Summe, die Verbindung aller Dinge und aller Bewegungen, deren aber keine ihren Ursprung in den einzelnen Dingen selbst habe, sondern nur in der Kette des Ganzen?

Wiederum richtig! — Aber ich sehe nicht, wo Sie mit diesen Fragen hinaus wollen?

Dahinaus, wo ich schon bin. Denn nur des großen, Ihrem Systeme so eignen, mir noch so neuen Grundsatzes wollt' ich gewiß seyn: daß unzählig viel

Nichtgründe in der Verbindung Grund, unzählig viele Nichtbewegungen in der Summe Bewegung geben, und daß also Nichts, zu Nichts hinzugethan, Etwas werde. Mit diesem Axiom gerüstet, geh' ich nun muthig an meine Aufgabe, und bin gewiß, sie zu lösen. — Meine Gedankenfolge ist diese: Ich sehe hier Bienen arbeiten, die ohne Zeugungskraft sind; ich spüre Eindrücke von ihnen auf mein Gesicht, mein Gehör, meinen Gaumen, auch, wenn ich sie reize, auf mein Gefühl: ich kann ihr Daseyn nicht läugnen. Gleichwohl begreife ich auch, daß sie den Grund ihrer Entstehung außer sich haben; daß sie nicht von sich selbst sind, nicht ewig. Wo soll ich denn aber sonst ihren Ursprung suchen? In andern ihnen ähnlichen Bienen? — Denen fehlt, so gut wie ihnen selbst, die erzeugende Kraft. — Also etwa in einer Mutterbiene, die eher als sie und von ihnen verschiedener Natur sey? — Aber wo wäre denn die? Und was sollte ich mir für einen Begriff von ihrer Beschaffenheit machen? — Nein, das wäre sehr thöricht, wenn ich nach leeren Unwesen haschte, und Wirklichkeiten durch Namen, durch Schall erklärte! — Besser, ich fasse die sämmtlichen Bienen, die hier und anderswo arbeiten, in den allgemeinen Begriff: Bienen-All; ihre sämmtlichen Zeugungskräfte in den allgemeinen Begriff: Bienen-Natur. Nun ist zwar freilich, einzeln genommen, jede dieser Zeugungskräfte, ein bloßes Unding, ein Nichts; — aber wenn gleich! Unendlich viel Nichts, hab' ich gelernt, giebt in der Summe allwirkendes Etwas; und so werden unzählig viel Unmöglichkeiten zu zeugen, in Einen Begriff verbunden, zu Möglichkeit, zu mehr als Möglichkeit werden, zu wirk-

lich zeugender Kraft. So also, durch eine aus Nichts zusammengeflossene zeugende Kraft, kamen diese Bienen zum Vorschein; so entstand, was den Grund seines Daseyns nicht in sich selbst, nicht in Dingen seiner eigenen Art haben konnte, und ihn doch auch in nichts Verschiedenem hatte. — — Nun, Monsieur Le Grand? Sehen Sie, daß ich Ihre Schlußkette gefaßt habe, und daß ich ohne Mutterbiene davon komme? daß ich dieses verborgene, ungesehene, so wenig von mir begriffene Wesen nicht brauche? daß ich mich nur lächerlich würde gemacht haben, wenn ich mich so leicht hätte fangen lassen? — Oder finden Sie etwa meine Erklärung nicht genugthuend? nicht für den gemeinsten Verstand evident?

O ausnehmend genugthuend, ausnehmend evident! sagte Monsieur Le Grand, und zuckte voll Bedaurens die Achseln. — Theilen Sie Ihre Ideen dem Publikum mit! Es wäre Jammer, wenn sie verloren giengen.

Wenn Sie so meinen — —

Ich versichere Ihnen: Sie werden davon Ehre haben, alle ersinnliche Ehre! —

Die ich demjenigen zurückgeben werde, dem sie gebührt. — Mit diesem kühlen Tone verlor sich die Unterredung, und beide giengen nun schweigend neben einander her an die Tafel. — Monsieur Le Grand konnte die Zeit nicht erwarten, wo er mit der Marquise und der übrigen Gesellschaft allein wäre, um ihnen von dem Vorgefallnen Bericht zu geben. Doch versteht sich, daß er alles verschwieg, was seinem System oder ihm selbst zum Nachtheil gereichte. — So eine Unwissenheit, und so eine

Albernheit wie die: durch lauter zeugungsunfähige Wesen Zeugung erklären zu wollen, konnte nicht fehlen, Gelächter, Verachtung, Mitleiden, Spott, eins um's andere zu erwecken. — Aber, sagte zuletzt die Marquise: gestehen Sie mir, meine Herren, daß eine so ungeheuere Stupidität doch nirgend als jenseit des Rheins erhört ist. Denn hier in Frankreich, dem Himmel sey Dank! sind wir doch eine ganz andere Menschenart; haben doch ganz anders organisirte Gehirne. — Ja wohl! ja wohl! riefen Alle; und dann erhob sich ein lebhafter Streit: ob die Ursache dieser Stupidität mehr im Klima, oder im Gouvernement, oder in irgend sonst etwas läge? Indessen, über die Sache selbst war man einig; und Herr von Bertheim, so viel Hoffnung Anfangs die Marquise von ihm geschöpft hatte, sank auf einmal in eine tiefe Verachtung.

3) Hermes und Poemander.

P. Schläfst du?

H. Ich wache, beschauend den Himmel der Sterne.

P. Auch denkend?

H. Wenigstens sinnend. Ich verliere mich im unendlichen Blau.

P. Und vergissest die goldne Heerde, die auf dieser himmlischen Aue weidet?

H. Weil ich den Hirten nicht sehe, der sie führet. Der Mond ist es nicht; er verdunkelt mir die lieblichen Schaafe.

P. Die Vestigkeit ihrer Hürden siehest du doch. Steht dir der himmlische Wagen, und über ihm der

Pol nicht da? Unter ihm Cepheus, Cassiopea, Bootes. Sieh hier Ariadnens Krone, Herkules und den goldnen Stern der Lyra; Andromeda und Perseus dort, den himmlischen Fuhrmann, den Adler; den hellen Thierkreis, so weit er sich hinaufkehrt; den leuchtenden Orion —

H. Ach, eben an ihm hieng mein Auge; an seinem brennenden Gurt und Schwerdt.

P. Und was siehest du dort?

H. Licht. Helle Sterne.

P. Und denkest dabei nichts?

H. Was soll ich denken? Der Abgrund verschlingt mich; das Unermeßliche überwältigt.

P. Nicht also, mein Sohn. Beschreibe dir Räume. Aus dem Unendlichen kehrst du immer dürstender in deine Heimath wieder. Hast du dir Rechenschaft über dein Planeten- und Sonnenreich, über deine Hütte, die Erde, gegeben, auf der du weidest, von der du lebst, in die du zurückkehren wirst. —

H. Wer kanns?

P. Und erforschest den Bau der Gestirne?

H. Ich erforsche nichts; ich betrachte, bewundere, liebe. Auf wallet mein Busen bei dieser himmlischen Ansicht, mein Herz schlägt hoch auf. Laß mich die Laute ergreifen, freundlich mir zusprechende Stimme! Laß mich:

Blick ich hinauf zu Euch,
Ihr goldnen Sterne,
So Glanz- und Freudenreich
In hoher Ferne;
Und schau' um mich die göttlichsten der Gaben
In Nacht, Vergessenheit und Schlaf begraben;

O wie erwacht in mir
Der Liebe Sehnen!
Mein Auge weint zu dir
Ströme von Thränen,
Und was die Brust beklemmt, voll heißer Klagen,
Kann nur ein Seufzer Dir, o Himmel, sagen.

Thron aller Herrlichkeit
Und ew'gen Klarheit!
Sitz der Unsterblichkeit
Der reinen Wahrheit!
Ach, warum ist ein Geist, für Dich geboren,
In diese tiefe dunkle Nacht verloren?

P. Erhebe deinen Geist aus der dunkeln Tiefe; das Licht der Wahrheit, obwohl mit Schatten begränzt, ist in dir. Morgen kommt dir deine Sonne wieder; jene Sterne leuchten andern Schatten und Dunkelheiten. In der Schöpfung ist kein Verbannungsort, kein Oben und Unten; allenthalben ists, wie bei dir.

H. Wie bei mir?

P. Nicht anders. Was siehest du um dich? Bemerkst du nicht allenthalben Bildung? Was willst du Höheres bemerken?

H. Ich sehe Bildung und Mißbildung, Schöpfung und Zerstörung.

P. Was du Mißbildung nennest, dünkt Dir nur also; eine völlige Mißgestalt kann nicht bestehen; sie vernichtete sich selbst. Was du Zerstörung nennst, ist neue Geburt; das Grab ist Wiege. Vernimm das Geheimniß, die lebendige Kette der sich immer verjüngenden Schöpfung —

H. Ich zittre.

P. Für Freude zittre. Alles in der Schöpfung ist Bildung, ewige Bildung; keine Materie ist ohne inwohnende Kraft, wie kein Geist ohne Körper. Alles Veränderliche aber verändert seine Gestalt; das Veraltete geht unter —

H. Damit es verjüngt emporsteige; ich verstehe dich, Geist der Schöpfung. Die Kette des Lebens schwingt sich nieder- und aufwärts; sie unduliret. Ich begreife, daß zu einer immer jungen, frischen und neuen Schöpfung es nicht anders als also seyn konnte.

P. Nichts Höheres und Heiligeres kannst du also sehen, als deine Schöpfung; göttlicheres erkennen kannst du nichts, als die Gesetze ihrer Bildung und Erhaltung voll scheinbaren Untergangs und voll Erneuung. Unverändert bleiben konnte im Strom der Veränderung nichts; ein starres Daseyn wäre nicht nur des Einzelnen ewiger Tod, sondern Tod der Schöpfung. Alle ihre Räder hemmte ein einziger unwandelbarer Atom. — Blick her! Auch diese Sterne altern; jener himmlische Kranz verbleicht; jenes Rosenlicht falbet und wird verdämmern. Dagegen sieh jenen hellaufglänzenden Brand, die Morgenröthe einer neuen Schöpfung, Orion.

H. Schönes Licht! O wie entzückt ist meine Seele!

P. Und doch lernst du mit dieser Entzückung nichts. In Deinem Weltall schau umher und betrachte dort allenthalben Bildung. Vom kleinsten

Krystall hinauf zur Pflanze, zum Thier, zum Menschen; allenthalben organisch-bildende Kräfte.

H. Dürfte ich die auch droben anwenden, bei jenen Kugeln, bei jenen Flammen und Sternen?

P. Warum nicht? Bildungslos ist nichts in der Schöpfung; was aber Bildung hat, ward gebildet.

H. Durch das Gesetz der Schwere und Anziehung.

P. Schläfst du?

H. Ich wache.

P. Durch das Gesetz der Schwere wird Alles ein Klumpe in einem Mittelpunkt des Universums, den ihr nicht kennet, nie auch als Menschen kennen werdet. Und das Gesetz der Anziehung? Muß nicht ein ihm entgegenstehendes Gesetz entweder selbst eine bildende Kraft seyn, oder wenn auch dies blos mechanisch wirkte, muß es nicht einer höheren Kraft Raum geben, die beide modificire? Und worauf kann diese höhere Kraft streben, als auf Bildung?

H. Ihrer Wirkung nach also eine bildende Kraft; ich weiß keinen andern Namen. Sollte aber, was du Bildung nennst, nicht blos ein blinder Effekt jener beiden blindwirkenden Kräfte seyn dürfen, aus Nothwendigkeit oder durch Zufall?

P. Schläfst du?

H. Ich wache. Ja Zufall kann uns scheinen, was die strengste Nothwendigkeit war. Im unendlichen Raum sind in unendlicher Zeit alle Bewegungen möglich; die Regellosen, die sich selbst zerstörenden, mußten untergehen; die Regelmäßigen gewannen Bestandheit.

P. Weil sie solche in sich hatten nach einer

Regel. Sobald du diese zugiebst, hast du zugegeben, was ich wünschte, den großen νοῦς, den Sinn und Geist der Welt, den vordenkenden Bildner.

H. Und wer bildete diesen Prometheus?

P. Entferne alle Fabelgestalt. Wenn jede Bildung, die du kennest, einer bildenden, jede Erhaltung einer das Ganze erhaltenden Kraft bedarf, wird sie der Welt, dem geordnetsten Ganzen, das sich nach der sinnigsten Regel der Wohlordnung erhält, fehlen? Erwache! Bedenke.

E. Und dies sollte die Schwere, die Anziehungs- und Wurfskraft nicht seyn?

P. Wer wirft? was ziehet? Und sind beide Strebungen im fortwährenden Kampf, wer ordnete, wer regieret den Kampf? Sind dir diese blind-mechanischen die höchsten Kräfte, so müssen ihnen alle andre im Weltall dienen; sinne nun darauf, wie du in jene alle diese vereinigen mögest, die magnetische, die elastische, die elektrische, die Lebens-, die Denkkraft, und was dir sonst für bildende oder zerstörende Kräfte bekannt seyn mögen. Das Höchste muß Resultat oder Zusammenfassung oder die setzende Ursach alles Untern seyn, versuche es mit deinen beiden Kräften, ob du aus ihnen und durch sie Leben, Empfindung, Geist, Willen, Gemüth erhaltest?

H. Jetzt erinnere ich mich des Gebets meines Sokrates, wenn, wie er sagte, er zum höchsten Revier der Schönheit emporstieg:

— Und kehrte stets liebtrunkener von dannen,
Und Geist und Sehnsucht blieb bei Ihr.

P. Was sprach dein Sokrates?

H. Licht! Anmuth! höchster Pan! Natur! selbstständig Wesen!

Geist! oder was du dir für Namen auserlesen,
Beweger, Tugend, Kraft! Du, die in Allem
lebt!
Wie stark bist du! Wie groß! Wie vielfach ausgegossen!
Auch Ich bin Deiner Art, und von Dir hergeflossen,
Und kehr' in Dich zurück, wenn sich mein Geist erhebt.
Ach, ich bescheide mich und decke meine Blöße,
Um Dich allein gefall' ich mir,
Der kleinste Theil der allgemeinen Größe,
Ein Theil, jedoch ein Theil von Dir!

Ganz herrlich, ewig jung, nie fähig zum Ver-
alten,
In täglich wechselnden, stets werdenden Gestalten
Bleibst du das, was du bist, stets voll und immer neu.
Hier treten Wesen auf; dort gehen Wesen unter;
Du tilgst und zeugest stets. Stets wirkend, froh
und munter
Schafft du, daß jeder Tod ein Quell des Lebens sey.
Dort schwand die flücht'ge Pracht der abgelebten Floren.
Doch Floren folgt Pomona nach,
Und Jene wird von Dieser neugeboren,
Das Grabmahl wird ein Brautgemach. —

P. Wohlan! Geh' dieser Kette der Schöpfung in ihren Ringen und Gliedern nach; Bildungsgesetze werden dir allenthalben erscheinen, denen auch die Schwere, die Anziehung dienet. Nur sie allein, sie für sich bilden kein Geist- und Lebenvolles Universum. Forsche weiter.

Sechster Abschnitt.

Redeform.

1) Dem Vaterlandstode der vierhundert Bürger von Pforzheim. *)

Eine Rede, den 29. Januar 1783 gehalten.

An den Ufern des Eurotas wohnte vor Jahrtausenden ein Volk, wenig bedeutend, wenn man's nach Gold, oder Menschenzahl, oder Feldmark schäzt, aber das mehr als einmal, wann die übrigen Völker in stummer Ergebung hinstarrten, das große Rad der Welthändel mitten in seinem glühendsten Umschwung aufhielt und rückwärts schnellte; ein Volk, an Wort-

*) In der Schlacht bei Wimpfen (6. Mai 1622), die Markgraf Georg Friedrich von Baden, da der Sieg lange unentschieden hin und her gewankt hatte, dennoch zulezt durch den ganz außer seiner Gewalt liegenden Zufall verlor, daß Feuer unter seine Pulverwagen kam, stellten sich, als sein übriges Heer sich in die Flucht stürzte, und Er selbst endlich, nachdem er alle Kunst des Feldherrn und alle Kühnheit des Kriegers umsonst erschöpft hatte, durch die Bitten der Seinigen gedrängt, mit blutigem Schwerdt von dem Schlachtfelde wich, 400 Bürger von Pforzheim, die ihm unter dem

künsten arm, doch reich an Thatkraft; das des Witzes und der List, die man Staatsklugheit nennt, weder achtete, noch bedurfte, weil ihm an deren Stelle sein ernster, grundfester, wohlüberlegter Wille war; das mit eherner Ruh' auf jeden Feind herabsah, weil es zu sterben verstand. . . . Einst schien der Gefahren letzte aufzugehen über Griechenland. Xerxes, der Perser eben so gewaltiger, als übermüthiger König, in mehr als einem Welttheile Herr, droht' ihm den Untergang. Wie, wann Gott die Völker mahnen will, daß Er herrsche, der lange Zug von Donnerwolken fernher langsamfeierlich am Gesichtskreise heraufzeucht, und immer finstrer und finstrer sich fortwälzt, als brächt' er die ewige Nacht wie-

Burgermeister Deimling, als Hauptmann, zur Leibwache gefolgt waren, um den Feind von der Verfolgung ihres Fürsten zurück zu halten, allein noch gegen das ganze siegreiche östreichisch-spanische Kriegsherr, fochten da mit dem Muthe solcher, die ein für allemal ihrem Leben entsagt haben, wiesen die ihnen zweimal von dem kaiserlichen Feldhauptmann Tilly angebotene Gnade kalt und ruhig von sich ab, und starben zuletzt Mann vor Mann den großen Tod für's Vaterland.

Diese That, die in der ganzen Geschichte des heroischen Alterthums nur zwei ihr gleiche hat — die erste der 300 Spartaner auf Thermopylä, wovon alle griechischen Geschichtbücher voll sind, und die zweite, schon ungleich weniger bemerkte, der 400 Römer in Sicilien, die Gellius in seinen Attischen Nächten aus dem Cato anführt, — ist durch die übereinstimmenden, zum Theil schriftlichen Nachrichten der ältesten bürgerlichen Geschlechter in Pforzheim außer allen Zweifel

der: so rücken seine Schaaren an, Völker, die von den Wassern des Nilus, Ganges und Tigris tranken; Völker aus den lieblichen Ebenen Babylons, und von dem wolkenschweren Gipfel des Kaukasus; Wilde, und Halbgebildete, und Hochverfeinerte; des größten Welttheils ganze Last stürzt schon über die Fluthen des Hellespontus. Wann sie nur steht im kleinen Griechenland, so hat sie's erobert.... Aber am Eingange Griechenlands hat die Natur eine steile Felsenpforte aufgethürmt, unter dem Namen Thermopylä durch die ewige That, die auf ihr geschah, aller Welt bekannt; dort lagert sich Leonidas mit dreihundert Spartanern. Der ungezählten Heerschaar, gesetzt, und lebt noch itzt, wie neu, in dem Munde der Urenkel derer, die vom Schicksal gewürdiget wurden, sie zu vollbringen. So wie aber unsre deutschen Geschichtschreiber jener drangvollen und stürmischen Zeit selten, oder niemals in die feinere Entwicklung der einzelnen Theile der Schlachten sich eingelassen, sondern sich begnügt haben, kurz und gut zu sagen, wer siegte, oder besiegt wurde: so ist auch jene der Unsterblichkeit werthe That, vermuthlich weil sie keinen gänzlichen Umschlag der Sachen veranlaßte, nicht mit der ihr gebührenden Bedeutung von ihnen erzählt worden. Doch sagt das Theatrum Europaeum von den Bürgern von Pforzheim, unter dem Namen des weißen Regiments, daß sie „bis auf den letzten Mann sich gewehret, hätten auch wohl die Victory erlanget, wenn nur die Reiter Stand gehalten hätten.“ Auch haben nach dem nämlichen die spanischen Obrigkeiten sich verlauten lassen: „wenn sie Anfangs ihrer Ankunft solchen ernstlichen Widerstand gehabt, hätten sie so weit in Deutschland ihren Fuß nicht setzen können.“

die einem Meere gleich heranwogt, wie sie auf engem Raum die Hand voll Helden sieht, scheint es abwechselnd itzt mitleidswerth, dann wahnsinnig, daß Dreihundert nicht weichen wollen vor tausend mal Tausenden: aber die Spartaner stehen! Der Perserkönig, von so viel Muth gerührt, beut ihnen Gnade, ihrem Heerführer die Herrschaft über Griechenland an; aber die Spartaner wanken nicht! „So kämpft doch endlich!“ ist die ganze Antwort der Helden, die nicht gern Worte verlieren, wo Thaten zu gewinnen sind. Nun gebeut Xerxes zur Schlacht — sie beginnt wirklich, die Schlacht, wie sonst niemals die Welt sie sah. Je zehntausend der Perser kämpfen gegen der Spartaner Einen; aber die Spartaner fürchten die Zahl nicht, weil sie den Tod nicht fürchten! Ihr Leben gehört nicht mehr ihnen an; es ist ganz dem Vaterlande geweiht. Was soll ihnen ein Pünktchen mehr oder weniger in seiner Spanne? Ihr Himmel ist in ihrer Brust; ihr Tod ist Unsterblichkeit. Wollt' es das Vaterland — mit weggeworfenen Waffen würden sie in den weitoffnen Erdschlund, wie in die Arme eines Freundes, springen; aber das Vaterland will keinen leidenden Tod. Wenn es gerettet werden soll, so muß jeder von ihnen in die Rücken der Feinde der Todeswunden hundert eindrücken, bis er selbst auf edler Brust die eine Wund' empfängt, die auf ewig seine Augen schließt. Und nun, die Verächter ihres Lebens — seht, wie sie dürsten nach dem Leben ihrer Feinde! Tod ist in ihrem Blicke, Tod in ihren Pfeilen, allesverschlingender unwiderstehlicher Tod in ihrem Schwerdt. Wem tief in der Brust der mörderische

Widerhaken sitzt, der zieht ihn muthig heraus, und achtet des nachstürzenden Blutes nicht, und fühlt den Tod nicht, der auf ihn herfällt, und sieht nur den Feind noch, und reißt ihn mit sich zur Hölle. Neben ihm steht sein Bruder. „Wohl dir! du hast die große That gethan," ruft er, und bringt ihm ein Todenopfer, wie es keinem Könige gebracht wird. Doch was vermögen Dreihunderte gegen eine Welt? .... Ganze Hügel erschlagener Perser thürmen sich empor; aber auf den Hügeln fallen zuletzt die Spartaner bis auf Einen. Gebeugt zieht Xerxes mit großem Heer' und kleiner Seele nach Asien zurück. Griechenland bleibt frei.

Das geschah auf Thermopylä. .... Aber an der Tyber sonst unbeträchtlichem Bach erhob sich nachmals ein Staat, der, durch Hirten und Räuber gegründet, in der Zeitfolge Menschen in sich entstehen sah, wie seitdem kein Volk sie gezeugt hat; Menschen, voll Einfalt für sich, und voll Stolz für's Vaterland; deren Staatsklugheit nichts zum Inhalt hatte, als Gerechtigkeit und das Schwerdt; größer, als alle andern, im Glück, und im Unglücke über sich selbst erhaben; die den besten Frieden im Verluste verschmähten, aber mitten im Lauf' ihrer Siege sich ohne Beispiel mäßigten, und die Herrschaft über die Welt durch zwei sonst entgegenstehende Eigenschaften behaupteten — durch Milde und durch Ernst.... Schon waren sie im schnellsten Aufschwunge des Schicksals so weit über die Kleinheit ihres Ursprungs empor gestiegen, daß sie mit dem größten der gleichzeitigen Völker um nichts geringeres kämpften, als um die Herrschaft über die Welt. Groß war die Absicht des Kampfs; gleich, wie sel-

ten anderwärts, die Macht beider Völker und die Weisheit ihrer Feldherren; reicher an Leichen und an großen Thaten nie eine Zeit. Nach wiederholten Kriegen erst entschieden bei Zama die Donner des Scipio. Einst, im ersten dieser Kriege, trafen beide Heere auf einander in Sicilien: aber der Feldherr der Karthager gewann allen Vortheil des Orts; die Römer kamen zu stehen, wo sie sich gefangen geben, oder umkommen mußten bis auf den letzten. Das sah zuerst ihrer Obristen einer, Quintus Cäcidius. „Wenn du das Heer retten willst," sagt er zum Feldherrn, „so laß gleich vierhundert Krieger ausziehen, dort auf jenen Hügel. Die Feinde, wann sie das sehen, werden mit Adlereil auf sie heranstürzen, und sie tödten, ohne daß Einer entrinne. Du kannst indeß mit dem Kriegsheer ruhig an einen bessern Ort vorrücken. Andre Rettung ist itzt keine." Der Feldherr erkennt alles, wie der Obrist es sagt. Aber welche sollen die Vierhunderte seyn? und wer, der sie führt? „Wenn du keinen bessern findest," antwortet der Obrist, „so sondre mich aus zu dieser Gefahr: hier steh' ich, und schwöre dir, daß ich sterben will für's Vaterland." — Sogleich wird die Zahl der Helden voll; sie verabschieden sich von ihren Brüdern auf ewig. Ihr Obrist, mit der Ruhe eines Gottes, geht vor ihnen her; sie ziehen aus zum unvermeidlichen Tod. Die Feinde, über ihre Kühnheit erstarrt, stehen da, wie eingewurzelt, zu sehen, wohin der Zug gerichtet sey?... Als sie, einer Wolke gleich, auf dem Hügel sich lagern, der ihr Grabmal werden soll, da hält es der Feldherr der Karthager für nichts Geringes, mit denen zu kämpfen, die durch die kühnste aller Thaten

gezeigt haben, daß sie nichts anders wollen können, als sterben. Was stark ist von Reiterei und Fußvolk, die beste Kraft seines Heeres, schickt er wider sie aus. Tausende stürzen auf Hunderte. Die Römer werden umringt von allen Seiten: sie kämpfen fürchterlich. Lange zweifelt der Sieg zwischen Tugend und Menge; Blut der Römer und Blut der Karthager fließt in Bächen herab vom Hügel. Endlich gewinnt die Menge. Die Vierhunderte fallen Mann vor Mann, mit Pfeilen zugedeckt, oder mit Schwerdtern durchbohrt. Das Kriegsheer wird gerettet.

Seyd ihr bewegt? Staunt ihr hinauf an solchem Edelmuth?.... O, so weit die Sonne leuchtet über der Erde, haben all' an ihm hinaufgestaunt, und werden hinaufstaunen an ihm, so lange man große Thaten verstehen wird. Aber unter allen seyd Ihr es, die es neidlos, mit dem Bewußtseyn gleiches Ruhmes thun.

Zu der Zeit, da Herrschsucht und Freiheit und Zügellosigkeit, da Glaube und Aberglaube und Unglaube zweifelhafter als jemals mit einander rangen; da man voraus sah, daß auf stürmischen Frieden ein welterschütternder Krieg folgen müßte; da List und Ungestüm abwechselnd mit der äußersten Spannung ihr Spiel trieben — zu dieser Zeit trat Georg Friedrich, Markgraf von Baden, auf, groß an Geist und Herz und Waffenruhm, und der in der allgemeinen Noth nicht, wie die übrigen, sich, sondern allein das Vaterland sah. Schon kannte Ferdinand's Gewalt keine Gränzen mehr: des unglücklichen Friedrich's Macht war zerbrochen; die mehrsten der andern Fürsten stürzten mit ihm

gewaltsam, oder beugten sich selbst. Noch stand Georg Friedrich da, unerschüttert, als Freund und Patriot. Zwar im tiefen, obgleich ungetreuen Frieden hatten viele laut und starkmüthig gesprochen von deutscher Freiheit, und daß es, wie jedem Bürger, also vorzüglich dem Fürsten zieme, alles zu wagen für sie bis in den Tod; aber als die Gefahr herein brach, wo nur Thaten galten und nicht Worte; als man das Vaterland kühn vertheidigen, oder herzlos preisgeben mußte: da wählten die mehrsten das letztere. Unter wenigen Entschlossenen leuchtete Georg Friedrich vor, als der Entschlossenste. Mit zwanzigtausend Mann eigner Krieger rückte er aus, Er allein, der fürchterlichen Uebermacht Ferdinand's die Spitze zu bieten. Seinen Leib bewachen vierhundert Bürger von Pforzheim, vom Verhängniß ausgewählt aller Thaten größte zu thun — zu sterben für's Vaterland. Dort, wo der Neckar im friedlichen Laufe über die Felder von Wimpfen sich fortwogt, stößt die vereinigte östreichisch-spanische Macht, überzählig an Schaaren und wohlausgeruht von der Arbeit des Kriegszugs, auf des Markgrafen kleineres, abgemattetes Heer. Früh begann die Schlacht, und endete spät. Nicht die Menge schreckte Georg Friedrich's hohen Geist; Er rang mit eines Riesen Kraft für deutsche Freiheit, indeß die Feinde herzlos, ohne begeisternden Zweck, für fremde Unterdrückung kämpften. Auch stand bei ihm der Weymarer Bernhard, der Kühne, den nachher noch so manche unsterbliche That auszeichnete, und Magnus von Wirtemberg, unter dem dreimal das Streitroß fiel, bis er selbst, mitten im Gewühl der Schlacht, den Tod der Helden starb. Unstet

wankt der Sieg, und schon wankt er nicht mehr; er entscheidet ganz für Georg Friedrich .... aber dem Allmächtigen im Himmel gefällt es anders! Den langen Schlaf der Deutschen soll nicht ein flüchtiges Zucken der Schwerdter, ihn soll ein Donner unterbrechen, stark und verderblich, als hätt' Er selbst ihn gewälzt. Wie von seinem Blitze getroffen, so stäuben plötzlich in tausend Trümmern die Geschützwagen Georg Friedrich's auseinander. Sogleich sinkt ein Theil seines Heeres zerschmettert in den Tod hin; der andre wankt, wird zerrüttet, flieht. Wer mag stehen, wann der Himmel wider ihn kämpft und die Hölle? — Vergebens schallen weit umher Georg Friedrich's kühne Ermahnungen; vergebens färbt sich sein Feldherrnschwerdt dunkelroth im Blut der Feinde. Gottes Schrecken stürmen hinter seinen Schaaren her — kein Sterblicher kann sie mehr halten — alles, alles ist verloren, bis aufs letzte. Für eigne Rettung kalt, nur um Deutschlands Freiheit bekümmert, von den Bitten der Seinigen bestürmt — flieht endlich auch Er. Aber wohin, wohin soll der große Unglückliche fliehen vor dem Feinde, der seinem Siege dicht an der Ferse folgt? .... O, seh't ein Schauspiel, der Betrachtung Gottes werth; werth, daß mit ewig gehemmtem Fluge die Zeit wie ein Marmorbild drüber hinstarre — alles, alles flieht — nur die Bürger von Pforzheim nicht. Was unter allen Völkern des heldenkühnen Alterthums nur zwei thaten, und die zwei größten, und auch diese nur im glänzendsten Zeitpunkt ihres Ruhms: die ewige, alte, nie ausgepriesene That thun itzt sie. Vierhundert stehen da, vierhundert tragen die ganze Last

eines Kriegsheeres, das gesiegt hat. Man beut ihnen Leben an; sie wollen Tod: man beut ihnen Gnade an, sie wollen Unsterblichkeit. Kein andrer Gedanke mehr, kein Wunsch, kein Gefühl für sich. „Du hast uns Alles gegeben, du theures heisgeliebtes Vaterland! Hier, wo es dir gelten muß oder uns, in der schweren Stunde der Prüfung — sieh, wir unterliegen ihr nicht — hier nimm deiner Gaben größte von uns zurück — unser Leben und unsern Fürsten!“ — so denken, handeln, sterben Vierhundert, als wär's Einer. Lange hat sich das übrige Heer in stürmischer Flucht zerstreut; sie achten's nicht. Des Himmels und der Feinde ganzer Zorn fällt auf sie; sie wanken nicht. Zum zweitenmal beut man ihnen Schonung, Ehre, Alles an; sie wollens nicht. Ernster, männlicher ward nie eine Schlacht geschlagen, als durch sie. Kein Grimm, wie der Verlassenen; keine Klage, wie der Besiegten; kein Geächz, wie der Sterbenden. Der Sohn sieht den Vater, der Bruder den Bruder, der Freund den Freund fallen — und weint nicht. Wem aus der weitoffnen Wunde das letzte Herzblut fließt, der kämpft noch auf der Erde, und tödtet, indem er stirbt.

Dieser That eurer Vorväter und Mitbürger gedenket oft, auch im Frieden. Noch ist nicht ausgekriegt im stürmischen Deutschland. Früher, später — das weiß nur ein Gott — aber sie wird ausbrechen über Euch, die lang verhaltene Gefahr. Seht ihr nicht, wie wechselsweise itzt Argliſt mit scheuer Ferse, dann mit donnerndem Tritt die Gewaltthat, in den uralten Hallen unsers Staatsgebäudes umhergeht, und fürchterlich sinnt, welche

Säulen sie zuerst zertrümmere? ... Seht ihr nicht, wie immer noch die weltliche Macht mit der geistlichen den lange unentschiednen Kampf fortkämpft? und dies niemals ruhige Drängen, und Reiben, und Stoßen so vieler und so verschiedenartiger Theile unsrer Verfassung? und wie die Wage des Völkergewichts fürchterlicher schwankt, und itzt da itzt dort zuckt, und nur noch durch ihren schnellen Wirbelschwung sich erhält? .... Laßt in diesen Zeiten allgemeiner Gährung die Natur das Menschengeschlecht um ein Jahrtausend vorauszahlen, und itzt gleich wieder einen Friedrich schaffen, der den langgefürchteten Wurf in die eine Schaale thut: ha, wie wird sie niederschmettern, daß unter ihr der Erdkreis dröhnt! — —

Unsre Vorväter haben durch die blutigste Verödung Deutschlands erfahren, was in vortheilhafter Zeitlage die innere Uebergewalt eines Staats vermag, auch wenn keiner von den seltenen Sterblichen sie lenkt, die sich selbst ihre Welt erschaffen. Blickt hinab an der langen Reihe eurer Kaiser. Seht ihr, dort, mit dem finstern umwölkten Antliz, mit der Geberde des Alleinherrn, mit dem tiefen Blicke; der voll Trotz in ungeheuren Planen wühlt? ... Das ist der Mann, der die Fürsten eurer Väter, nachdem's ihn lüstete, aus ihrem grauen Erbe stieß; der ihren Nacken durch's eiserne Gewicht seiner Ketten niederzog; der nach den Launen seines immer aufgejagten Blutes mit ihrem Leben wie mit einem Ball spielte. Er verstand die Zauber der Schaarkunst nicht; in seinem Busen schlug das große kühne Herz nicht, das frohlockt in der Gefahr und beim Widerstande steigt; die Natur hatt' ihm das

meiste versagt, wodurch Cäsar einst unter großen Menschen der Größte, und Friedrich unter unsern der Einzige ward — das Belebende und Zermalmende, das Leichte und Eherne, das Herablassende und Ueberhohe, wodurch beide die Götter und die Teufel ihrer Welt zugleich waren. Aber Cäsar mußt' ein Bürger wie alle andern, durch tausend Stufen der Gefahr hinaufklimmen, bis er auf dem Capitol an der Bildsäule Jupiters saß, und, wie Jupiter, mit dem Nicken seines Haupts über den Erdball herrschte: auch Friedrich rang erst in fürchterlichem Drange mit seinem Staat, der des Spielraums viel zu wenig für ihn hatte; rang, einem Riesen gleich, dem man, wann er zur Feldschlacht heranschreiten will, die Rüstung eines Zwergen beut. Mit Carln hingegen lag an der Mutter Brüsten schon der Herrscher über ein Weltreich: wann Er gebot, so stäubte Gold, wie Sand, aus den Bergschlünden von Peru. Er brachte zuerst jene schwüle spanische List nach Deutschland, die, als wär's Großmuth, oder Zeitbedürfniß, den Geist alter Verfassungen hinter den Namen hinwegzieht, und dann, so bald es ihr gefällt, mit einem Donner der Uebergewalt auch die Namen zertrümmert. Bei solchen Vorbereitungen — welcher Gott würd' ihn zurückgehalten haben, auf dem langen Stufengange zur Alleinherrschaft den leichten letzten Schritt zu thun, wär' er niemals rastend hinter seinem Schicksal hergestürmt, wie Cäsar?

Im folgenden Jahrhundert griff Ferdinand Carl's weithin ausgeführten Plan auf. Schon irrten die gewaltigsten Fürsten Deutschlands, vom

Blitzstrahl der Reichsacht getroffen, als Verwiesene in allen Ländern umher. Ihm selbst ward ein Feldherr, eben so groß als einzig, den nur das Niegewohnte, Nieerlaubte, Ungeheure reizte; wahnsinnig begünstiget vom Glück; der vom Staube der Niedrigkeit bis zur höchsten Staffel der Ehre wie in einer Entzückung emporgerissen, droben stand, ohne Staunen und ohne Wanken, als stünd' er ein Jahrtausend da; „wann der Ewige im Himmel einer Welt zürnt, und seinen Grimm wie eine Sturmwolke über sie herwälzen will, das unübertreffbare Werkzeug in seiner Hand. Stolz wehten schon über den Fluthen der Ostsee die Wimpel Ferdinand's. In ganz Deutschland tönte kein Waffenklang mehr, als von den Schaaren Ferdinand's. In seiner Hand beugte sich das Recht knechtisch nach der Gunst. Kein neubeschworenes Gesetz, keine durch ihr Alter ehrwürdige Verfassung galt. Der Reichstag, einst der Sammelplatz der Helden, der Quellpunkt deutscher und die Schutzwehre europäischer Freiheit, auf den des Aufgangs und des Niedergangs Könige mit stiller Ehrfurcht hinsah'n, weil er dem Erdball entschied; der dem Kaiser alles war, wann der Kaiser für das Gesetz war, aber beim leisesten Zehentritt der Uebergewalt auffuhr, wie der Strom, wann sich ein Fels ihm entgegenstemmt .... der war nun öd" und todesstill, wie ein Kirchhof. Schauernd bebten nur noch Geisterschatten darin her; aber ihnen entfuhr kein starkes, lebendiges Wort, wie sie sonst da tönten, daß es vom brausenden Rhein bis ans donnernde Weltmeer klang. Hie und da ein Laut... abgebrochen, halb verweht ... mehr ein Geächz, das in's Machtgebot seufzte. Versucht' es einer zu

reden, als fühlt' er noch Lebenskraft in sich, da faßt' ihn die Despotie, und riß ihn zur Erde nieder, und trat ihm auf dem Nacken herum, bis er auf ewig der falschen Freiheit vergaß. Herr, Herr Gott in deinem Himmel, wie war da dein Arm so fürchterlich ausgestreckt über Deutschland! — — Noch ein Zucken — und das Vaterland der kühnen edlen Menschen, das Land, das im nächsten Jahrhundert einen Leibniz und Friedrich zeugen sollte — fiel unwiederbringlich hinab zur tiefsten Knechtschaft.

Eine solche Zeit; glaubt ihr sie könne nie wiederkehren und fürchterlicher? O, ihr Keim liegt tief in jedes Menschen Herz — ihr Keim ist Herrschsucht. Was vielen gar nicht, was manchen nur halb oder doch nur kurz gelang: wer mag in die Wolkennacht hinein schauen, die um die Zukunft her ist, und behaupten, es werde keinem ganz und dauernd gelingen? Die Manlius, die Mälius mußten erst mit dem Leben büßen; einsam mußt' erst Marius auf den Trümmern von Karthago sitzen, und Sylla fühlen, daß für Rom die Zeit der Knechtschaft noch nicht gekommen sey, bis auf der oftverfehlten Laufbahn der große Cäsar hinanstieg bis an's Ende.

Dieses Beispiel warne und mahne Euch zugleich. Was Frankreichs Ludewige, was Eure Carle und Ferdinande nicht konnten — wer bürgt euch dafür, daß nie der Fürchterliche kommen werde, der's kann? .... Aber wann denn auch Er, mit der Felsenseele, die jedes Hinderniß zermalmt; mit der kühnen Faust, die nur spielt mit der Gefahr; mit dem weiten drangvollen Herzen, das

für eine Welt ausreicht, einst geboren wird, ganz wie er seyn muß, um Alles zu beugen unter sich Einen — mild und fürchterlich, klug und heldenkühn, langsam und wetterschnell, niedrig und hoch, alles um der Herrschaft willen; wann er dann wie eine Feuersäule über den Erdball sich hinwälzt, und, er sey Deutscher oder Nichtdeutscher, kein ander Land zuerst anfällt als euer Deutschland, weil es das Vaterland der Geistes- und Herzensstärke, und das Waffenhaus ist, aus dem er für den übrigen Erdball seine Blitze holen muß: fürchtet ihn nicht! Zwar schaudernd ist's, einem solchen Dränger zu stehen; aber wo keine Sklaven sind da ist kein Tyrann. Sey er an Geisteskraft der erste nach Gott; so lang er einen sterblichen Leib trägt — fürchtet ihn nicht! O, nur der Freiheit Geist leb' in Euch; jener Geist, der die Vierhunderte trieb, daß sie lieber Tod wollten, als Gefangenschaft, der aus den Schweizern schlug bei Morat, und in Winfelds Schlachtthal die Legionen in Staub legte: wenn er nicht Gott selbst ist — und Gott ist er nicht, denn Gott ist kein Tyrann — fürchtet ihn nicht! .... Denkt, was euch Eure Fürsten sind, und was Er euch seyn würde. Sie, eure Väter, eure Wohlthäter, an Euch geheftet, wie an ihr eigen Herz; Sie, die mit euch gleiches Wohl und gleiches Weh haben; nicht übergewaltig genug, euch zu drücken; nicht zu weitherrschend, eure Anliegen zu kennen; nicht zu stolz, sich ganz zu euch herabzulassen und unter euch, wie Väter unter ihren Kindern zu gehen: Er, euer überhoher Herr; Er, euer Kriegsmeister; der Mann, der alles für sich und nichts für Euch fühlen würde; dem ihr

nicht mehr und nicht weniger seyn würdet, als das Schwerdt dem Krieger ist. . . . Und doch will man sie euch als den Himmel auf Erden preisen, die Zeit des großen Weltreichs, dessen Grundsitz in Deutschland wäre? euer Ruhm soll dann am hellsten leuchten unter den Völkern? — Weh euch, über solchen Himmel, in dem euer Gott, fern von euch, nur seine Größe dächte, indeß unter euch die eisernen Diener dieser Größe mit ihrem Stolz, und mit ihrem Trotz, und mit ihrem Geiz wie mit Bergen auf euch drückten! Weh' über euren Ruhm — den Ruhm, die ersten und geplagtesten seiner Knechte zu seyn! Denn glaubt ihr wohl, daß er seine Herrschaft endigen wird an eurem Rhein? — Er? dem die Herrschsucht am Herzen nagt, wie ein Geyer; Er? der in den Träumen der Mitternacht nur seine Größe sieht; Er? der am verlorensten Ufer der Erde weinen würde, daß auch für ihn eine Gränze ist. — Nein! nein! Wie der Wirbelwind den Staub mit sich aufrollt, so wird Er Euch nach sich reißen, um die Könige zu legen zum Schemel seiner Füße. Vergebens werdet ihr dann am Strande des Tagus, wann die Sonn' aufgeht im Morgen, ihr entgegenblicken mit Wehmuth, wie sie über eurem fernen Vaterlande heraufsteigt. Plötzlich wird's euch dann seyn, als säh't ihr an den Ufern des Rheins eure alten Eltern sitzen mit eurem unerzogenen Sohn, und lautauf hinschluchzen nach euch, und das Weib eurer Liebe, wie sich's in den Armen des Satrapen sträubt, der's auf's Polster seiner Wollust hinreißen will. — — Dann wird's euch drängen, als gieng eine Welt hinter euch unter; dann wird der Sturmwind euch zu langsam seyn, auf seinen Flügeln

euch nach Deutschland zu tragen. — Umsonst! Wohl nimmer werdet ihr euren Rhein sehen: hundert Schiffe spannen schon ihre Segel auf; die alte Welt ist erobert; dort, wo der Misisippi seine Fluthen wälzt, dort öffnet sich euch eine neue. Würgt dann irgend einen harmlosen Wilden hin, und buhlt mit seinem Weibe, und vergeßt auf ewig eures Vaterlandes. — —

Zwar manchem unter euch scheint das vielleicht von mir übertrieben, aus Absicht, oder um etwas Glänzendes zu sagen. Aber nicht meine Betheurung gelte hier: erinnert euch, was die Macedonier erfuhren unter Alexander. O, daß Ihr das nie erfahren möchtet! und ihr werdet's nie, so lang diese Verfassung in Deutschland fortdauert. Die Männer von Sparta, als sie auf Thermopylä den Tod fürs Vaterland starben, waren frei unter Königen, und das sind die Britten noch itzt: eure Vorväter, als Herrmann die Legionen vertilgte, waren frei unter Fürsten, und das seyd ihr noch itzt. Nur daß Einer nicht über Alle herrsche, ist das Losungswort unsrer uralten Verfassung. Die Fürstengewalt, ihrem Zweck und Ursprung nach eine sanfte väterliche Gewalt, ist das Unterpfand deutscher und die Schutzwehre europäischer Freiheit. Darum ehrt eure Fürsten, auf daß ihr selbst ehrenwerth seyd; liebt in ihnen euer eignes Glück. Mit ihnen steht oder fällt auch euer Ruhm — der Ruhm, freie deutsche Männer und Schützer des Gleichgewichts unter den Völkern zu seyn.

Die Gefahr niemals zu fürchten, ist kein kräftiger Mittel, als ihrer stets zu gedenken. Wer hat je gesehen, daß der Steuermann, wann das Meer

ruht und nicht eine Wolke den Himmel trübt, Tau und Anker von sich wirft, als bedürft' er ihrer nicht? Er weiß, daß der Sturm, sey er noch so ferne, früher, später doch allemal kommen muß. Und wann er dann heranbraust, und im fürchterlichen Einklang mit den Ungeheuern des Meeres brüllt, und auf die Wellen schlägt, daß itzt der dunkelblaue Abgrund wie eine Hölle sich öffnet, dann ein Gebirg von Wassern sich emporreißt, und die Wolken des Himmels zersprengt, und die Elemente rasen, als fieng ihr erster Kampf wieder an: so zagt er nicht ohne Rettung; so fürchtet er ihn weniger, weil er ihn besorgte. Wollt ihr, gleich ihm, sicher stehen in der Gefahr? — Wohlan! das werdet ihr, wenn ihr derselben eingedenk seyd, noch ehe sie hereinbricht. In den Tagen der letzten Noth, wann die Klugheit zu spät ist, wann blinder Hinsturz ins Schicksal an die Stelle des Widerstands tritt — in solchen Tagen haben der Völker viele schon geflucht über sich und über alle, die ihren langen Schlaf genährt haben.

Und seht um Euch her — ihr bedürft ja! nicht einmal des Blickes der Geweihten — seht, ob dann alles so ruhig ist? ob der Wolf weidet mit dem Lamm, und der Säugling seine Faust steckt in den Schlund des Basilisken? — Mehr vielleicht, als in mancher besorgtern Zeit, ist die Gegenwart itzt drohend für die Zukunft. Auch fühlen das die Weltkönige. Um ihren Goldsitz stellen sie zahllose Schaaren Bewaffneter. Wo die Pracht sonst mit diamantnem Scepter saß und Königsrechte übte, da gebeut nun eine nieerhörte Sparsamkeit, gebeut — nicht, das Volk zu erleichtern vom Auflagendruck; nicht,

der Kunst eine glänzendere Bahn zu öffnen; nicht die Nerven derer zu stählen, die rund um den Herrscher sind. Nein! wann das große Ungewitter los bricht, das, so fern kein Gott es bändigt, die itzige Welt zerstört und aus ihren Trümmern eine neue schafft; wann der Krieg wie eine Sündfluth über den Erdboden sich wälzt, damit durch's Feuer umkomme, was einst im Wasser verdarb; wann so viel Unsittlichkeit, so viel Schwäche, so viel Spannung, so viel Wuth, so viel innerer Widerspruch durch das gewaltsamste aller Mittel geheilt werden muß — dann, dann, wann Freiheit und Herrschsucht wie zwei Verzweifelte ringen, und das große Trauerspiel von dreißig Jahren auf's neue beginnt — dann wird jeder die eiserne Aerndte einsammeln wollen, für die er nun säet.

Und doch, indeß ihr auf die Kriegsheere der Könige hinstarrt, dünkt es euch oft drückend, und überflüßig, und wenig bedeutend, wenn auch eure Fürsten sich bereiten, um einst sich zu schützen und euch; um bei der großen Entwicklung der Welt zu zeigen, was Tugend und Freiheit vermag. Seyd ihr Bürger? — Seyd ihr Deutsche? — Scheint es euch zu schwer, zu wählen zwischen Fürsten und Tyrannen? zwischen Freiheit und Knechtschaft? zwischen Gesetz und Willkühr? zwischen Kirchen und Feuerheerden des Vaterlands und wildem Kriegslager im Auslande? — Und Euch, unter allen in Deutschland Euch ziemt es am wenigsten, der Pflicht des Bürgers zu vergessen im Frieden, und Gut und Blut nicht aufzuopfern einst, wann's Entscheidung gilt. Das edle Volk der Sachsen, als Carl bei Mühlberg am Elbestrom seinen Fürsten schlug, fühlte

nichts für seine eigne Freiheit: in jedem glühte nur, brennend wie eine Todeswunde, der Schmerz, seinen Fürsten zu sehen, wie er dastand der ehrwürdige deutsche Mann, und den Hohn des Siegers trug, und die schwerdtgeübte Hand, gewohnt einem Volke wohl zu thun, den Ketten hinbot. . . . Das war edel; aber größer, erhabner ist, was durch die Bürger von Pforzheim geschah bei Wimpfen. Ihr Jammer verstummte nur mit ihrem Todesröcheln; ihr Eifer für ihren Fürsten entfloß nur mit ihrem Blute. Eine solche Heldenschaar — wer mag sie messen nach ihrer Zahl? Jeder unter ihnen gilt ein Kriegsheer. Stürz' er dann heran, der Dränger, und zähl' er Hunderte auf gegen ihrer Einen, und flies' er über von kaltem Spott, als wär's unrühmlich, mit solchem Häuflein zu kämpfen . . . . die heisse Schlacht wird ihnen lehren, was die können, die sterben wollen.

Und eurer Fürsten vereinte Kraft, durch den Geist des deutschen Bundes beseelt, ist sie denn so wenig bedeutend? Wenn wider sie, die nichts wollen, als daß die gesetzmäßige Verfassung daure, eine Welt aufsteht: sie werden eine Welt nicht fürchten, dafern ihr Männer seyd. Nicht klein ist ihre Zahl; aber todtrotzend, unerschütterlich ihr Muth. Und ihr kämpft ja für's Vaterland! — wer mag euch mehr der Zahl nach schätzen? — ihr kämpft für's Vaterland. — — Ihr seyd Bürger, wie die Vierhundert es waren; sie sind antheillose, aus aller Welt zusammengeraffte Söldner. Sie werden schaarenweiß fliehen, noch eh die Feldschlacht donnert; ihr steht ruhig, da, wo sie am schrecklichsten glüht. Oder wollt Ihr weniger thun für Eure

Fürsten, als die Bürger von Pforzheim thaten für ihren Georg Friedrich?

Glückselig Du! für den eine That geschah, wie sie im langen Laufe von Jahrtausenden nur dreimal geschah. . . . Zwar das Schicksal hat seinen ganzen Grimm an Dir erschöpft. Vom Blitze der Reichsacht getroffen, bei der glühenden Liebe fürs Vaterland; in mehr als einer Feldschlacht besiegt, bei der tiefen Kenntniß der Kriegskunst; mit einer Seele, die so ungeduldig Thaten wollte, zu einer Zeit, die so dringend Thaten foderte, zur Ruhe verdammt; ein Sprößling des uralten Heldenstammes der Zähringer, irrend, verfolgt von Land zu Land — — starbst du, wo dein im harten Todeskampf gebrochenes Auge mit seinem letzten schmachtenden Aufblick vergebens nach einem der Deinigen umherirrte. Dem Wanderer, wenn die Kunde deines Ruhms ihn reizt, daß er nach deinem Grabe forscht; wer sagt ihm wo Du schläfst, Du, der du ehe so furchtbar warst? . . . Aber freue dich! freue dich! Des Schicksals Stürme sind verhallt: wo dein Staub auch ruhen mag; über ihm wölbt sich der unermeßliche Himmel, um ihn her rauscht einst die Auferstehung. — Und wann sie dann kommt, die große Stunde, an der die Erde wieder geben muß, was sie seit Jahrtausenden empfangen hat; wann ernst, wie die Ewigkeit ihn nie sah, Gott die gerechte Waage hält zwischen Aufgang und Niedergang — die Waage, in die der Eroberer nicht mehr seine Hunderttausende legen kann, noch der König die schwere Krone von Gold, wann alle Größe klein, und alle Höhe niedrig wird, und nur der Mensch gilt vor Gott — — wie wird's dann Euch seyn, ihr Erste unter den Hel-

den, ihr Deimlinge, ihr Gerwige, ihr Schober, ihr Mayer, ihr Geiger, ihr Wilderſinn, und ihr andern alle, deren die undankbare Zeit vergaß, wann aus dem Gewühl der ungezählten Heerſchaar, die um den Richtthron ſich herdrängt, der Hocherhabne, der Letzte aller Richter, mit Worten, die dem Unding neue Welten entlocken könnten, vor allen, die da waren und die da wieder ſind, Euch hervorzutreten gebeut — und den Dreihunderten, die auf Thermopylä fielen — und den Vierhunderten, deren Blut floß in Sicilien? — — Was Er dann ſpricht, der Ewige, wann er ganz ſeiner Herrlichkeit ſich freut, um zu richten — das faßt die verwegenſte Ahndung des Sterblichen nicht. Ein Laut davon wird ſeyn: „Gnade Euch! und Preiß vor Allen! und der Seligkeiten meines Himmels Erſte! Ihr habt eures Lebens ganzen Zweck erfüllt bis in den Tod. Wer ſein Vaterland nicht liebt, das er mit ſterblichen Augen ſieht; von dem er Alles hat, was er hat — wie kann er mich lieben, den Unſichtbaren, den Künftigen? Stark habt ihr für Glauben, Freiheit, Vaterland gekämpft. Hier werd' Euch der Glauben reinſter, der Freiheiten ſüßeſte, der Vaterlande beſtes."

2) Mäcen an Auguſt.

Ich habe dem Vorſchlage nachgedacht, Imperator, den Du mir geſtern in einer vertrauten Unterredung mittheilteſt. Du willſt durch mich die berühmteſten unter den griechiſchen Dichtern und Weltweiſen nach Rom berufen. In ihrem Umgange glaubſt Du die beſte Erholung von den Geſchäften des Staats zu

finden, durch ihre Ermunterung und Belohnung Dir um Wissenschaften und Künste ein Verdienst zu erwerben, und in ihren Werken gepriesen, deinem Namen die Unsterblichkeit zu versichern.

Laß mich Dir gleich Anfangs, Imperator, das Lob wiederholen, das ich schon gestern diesem Vorsatze gab. Es ist ein Gedanke, deiner großen, ruhmbegierigen Seele würdig; und ihn auszuführen, ist vielleicht für den Erben eines vergötterten Julius das Einzige, wodurch er sich vor Welt und Nachwelt auszeichnen kann. — Kriegesthaten kannst Du schwerlich mehr oder größere, als dein Vater, verrichten; und wie fein auch deine Staatsklugheit, wie weise deine Gesetzgebung ist, so zweifle ich doch, ob Du ihn mehr als erreicht hast. Nur diesen einzigen Lorbeer hat Dir Cäsar noch übrig gelassen. Nicht, als ob er auf Wissenschaften und Künste mit der rauhen Verachtung eines bloß kriegerischen Marius herabgeblickt hätte; das konnte der nicht, der Roms erster Redner würde geworden seyn, wenn er nicht sein erster Feldherr geworden wäre: aber unaufhörliche Kriege hinderten ihn, die Künste des Friedens zu pflegen, und in den Monaten der Ruhe war es, bei dem allgemeinen Sittenverderben, ihm wichtiger, der Solon, als der Perikles seines Volks zu werden.

Nur das Einzige laß mich bei deinem Entwurfe fragen: warum es nicht Römer, sondern Griechen seyn sollen, die Du des freiern Zutritts zu deinem Pallast und deines nähern vertrautern Umganges würdigst? Könnte nicht diese Begünstigung eines fremden Volks, dieses laute Zeugniß von deiner größern, vielleicht nicht ganz verdienten, Achtung

gegen den Geist und die Sprache desselben, einen widrigen, wohl gar einen schmerzlichen, Eindruck auf deine Römer machen? Besonders wenn die Griechen, wie ihre angeborne Eitelkeit fürchten läßt, sich mit dem Vorzuge brüsteten, den der erste Mann der Welt ihren Talenten gäbe, und wenn sie verachtend auf die herabblickten, die nicht allein Cäsars Siege, die auch deine eigenen unsterblichen Siege erfochten, und deren Väter mit Strömen ihres Blutes alle die Reiche gewannen, über welche Du jetzt dein glorreiches Scepter ausstreckst. Schon von Dir allein und unmittelbar geäußert, müßte die Verachtung ihres Geistes, und ihrer Sprache, die gleichsam der Maaßstab des Geistes ist, deinen Römern wehe thun; und wie viel mehr noch, wenn übermüthige Ausländer ihnen diese Verachtung mit Dir zugleich, und beschämender und empfindlicher, zeigten. Wahrlich! auch in mir erwacht bei der bloßen Vorstellung hievon, der Römer; obgleich ich, wegen der engern Bande der Freundschaft, die uns verknüpfen, weniger den Stolz, als die kriechenden Schmeicheleien dieser Fremdlinge würde zu fürchten haben. Die Selbstliebe, weißt Du, wird durch unser eigentliches Selbst nicht begränzt; in dem Gliede unsers Hauses, unsers Stammes, unsers Volks, in dem Manne von gleicher Sprache, gleichen Sitten, gleichem Geschäft, fühlen wir auch uns erhoben oder herabgesetzt, geschmeichelt oder beleidigt.

Das erste Ziel deiner Wünsche ist die Liebe, die Anhänglichkeit deiner Römer: nicht bloß, weil eben dadurch deine Herrschaft am festesten gegründet wird; sondern auch, weil deine eigene Liebe für sie, der Natur dieser schönen Empfindung gemäß, nach

Erwiederung strebt. Verbinde Dir also ihre Herzen durch denjenigen Beweis von Achtung, der für Menschen, die aus der ursprünglichen Rohheit zur Verfeinerung übergiengen, immer der süßeste und der schmeichelhafteste ist! Laß sie inne werden, daß Du nicht bloß ihren Arm, sondern auch ihren Geist an ihnen schätzest, daß Du sie fähig glaubst, mit ihrer kraftvollen edlen Sprache ähnliche Wunder, wie mit ihren Waffen, zu thun; und daß es die Erfüllung deines innigsten Wunsches, der schönste Triumph deines Lebens seyn würde, wenn Du deine Römer allen andern Völkern der Welt, durch ihre Geisteswerke, wie durch ihre Siege, die Palme könntest entwinden sehen! Werde Beschützer, Ermunterer, Beförderer jedes sich auszeichnenden bessern Talents; und sey gewiß, daß dein entzücktes dankbares Rom, wenn es Dich an der Spitze seines werdenden schönen Jahrhunderts erblickt, nicht bloß den Beförderer, sondern selbst den Schöpfer desselben in Dir anbeten wird.

Ich gestehe Dir, Imperator, daß es mir außer der Macht auch des größten Beherrschers scheint, den Zeitpunkt der Geistesblüthen bei einem Volke herbeizuführen; denn dieser Zeitpunkt hängt an einer Unendlichkeit zusammentreffender Ursachen, die der Herrscher so wenig in's Daseyn rufen kann; daß er vielmehr selbst unter ihrem Einfluße steht, und immer nur denjenigen Grad der Bildung, des Geschmacks, der Einsicht besitzt, den sein Jahrhundert ihm zuläßt. Indessen, wenn das Vorurtheil von der Allgewalt der Herrscher, auch in diesem Punkt, einmal da ist; wenn der Römer von Dir wird hervorgelockt glauben, was ohne dein Zuthun, wohl gar

ohne dein Wissen, schon im Verborgenen keimte und reifte; wenn er glauben wird, daß ohne deine beschützende Liebe, ohne den Sonnenblick deiner Huld, die schönen Früchte seines mehr und mehr sich entwickelnden Geistes nicht würden entstanden, wenigstens nicht zu diesem Grade der Reife und Schmackhaftigkeit würden gediehen seyn: so nutze diesen Glauben zur Vermehrung seiner Liebe gegen Dich, und zur Verherrlichung deines jeder Glorie so würdigen Namens! Laß ihn wähnen, nur deinem belebenden Einfluße die edlern Vergnügungen der Phantasie und des Herzens schuldig zu seyn, die dem verfeinerten Erdenbürger so viel mehr, als die gröbern Freuden der Sinne gelten, und die auch dem Weisen, wegen ihrer nähern Verwandtschaft mit den höchsten Gütern, der Wissenschaft und der Tugend, so werth sind.

Es ist wahr, daß bei der Liebe zu griechischen Wissenschaften, die fast allen Großen Roms durch ihre Erziehung eingeflößt wird, Du gewiß auch Dank von Römern verdienen würdest, wenn Du den alten ausgedörrten Boden Griechenlands wieder tragbar machen, und neue Blüthen und Früchte aus ihm hervortreiben könntest. Aber wie unendlich verbreiteter würde gleichwohl der Dank seyn, wenn Du als Schöpfer und Ernährer einheimischer römischer Kunst erschienest, wo die ganze Gesammtheit des Volks an deinen Wohlthaten Theil nehmen könnte! Gesetzt, daß Du jene Tempel und Prachtgebäude, womit Du Rom theils schon wirklich schmücktest, theils zu schmücken noch vorhast, in Attika errichtetest: so würden sie auch dort von deinen Römern gesehen, bewundert, gepriesen werden: aber

doch immer nur von den Wenigen, die Geschäft oder Unterricht oder Vergnügen nach Griechenland hinlockt, nicht von der Masse des Volks, die bis auf Krieger und Seefahrer dem väterlichen Boden gemeiniglich treu bleibt. Und würden nicht auch jene wünschen, auf immer und im Vaterlande sehen zu können, was sie nur auf die Zeit ihrer Abwesenheit und im Auslande sahen? Würden sie nicht in das Murren der Menge mit einstimmen, daß Du die von Römern errungenen Schätze verschwendetest, um mit Meisterstücken der Baukunst einen fremden Boden zu schmücken, während Du dem vaterländischen, der Dir doch unendlich werther seyn müßte, sein rohes, ungefälliges Ansehen ließest?

Setze zu diesen Betrachtungen die noch wichtigere: daß der Geist der Griechen, seit dem Verfall ihrer Staatsverfassung, immer mehr und mehr, und fast bis zur Unkenntlichkeit, gealtert hat; daß der ehemals so rege, kraftvolle, zum höchsten Schwunge so geeignete Fittig ihres unübertrefflichen Genius schon seit lange gelähmt ist; und daß all ihr Ruhm nur auf Wunderthaten der Vorzeit beruht, deren Zahl keine Wunderthaten der Enkel vermehren: welche Hoffnung kann Dir da noch bleiben, durch Ermunterung und Beschützung von Griechen deiner Herrschaft Ruhm und Bewunderung zu erwerben? Eben an ihnen würde Rom und würde die Welt dein Unvermögen erkennen, Köpfe zu erwecken, wo keine mehr sind, Kräfte ins Spiel zu setzen, wo schon Alles verwelkt und erschlafft ist. Bewundre also immer, mit jedem denkenden und fühlenden Manne aller Zeiten, die großen Griechen, die waren, aber hoffe nichts von den Griechen die sind! statt

eines Homer oder Pindar, würdest Du einen trocknen Erklärer, statt eines Lysias oder Demosthenes, einen schalen, frostigen Rhetor, statt eines Sokrates oder Zenon, einen dunkeln, spitzfindigen Wortkrämer haben. Das herrliche Instrument der reichsten, gebildetsten, wohltönendsten Sprache ist da, und ist von der Zeit unzerbrochen; aber die Hände, die es rühren sollen, sind ungeübt oder gelähmt: jene Meister, die ihm seine himmlischen Wohllaute, seine bezaubernden Harmonieen entlockten, sind hinab zu den Schatten gestiegen, und kein Herkules, wie götterähnlich auch seine Macht sey, wird sie von dort wieder auf die Oberwelt führen.

Doch gesetzt auch, was freilich sehr möglich ist, der Geist der Griechen erwachte wieder aus der jetzigen Ohnmacht, und es begönne für ihre Künste ein neues Leben: wird es das schöne Leben der ersten Jugend, voll dieser Kraft, dieser Wärme, dieser kühnen glücklichen Thätigkeit seyn? Wird das neue Jahrhundert, das diesem Volke noch bevorstehen mag, dem ehemaligen schönen Jahrhundert eines Perikles — ich will nicht sagen, gleich, sondern nur nahe kommen? Und wird die erhabene Seele eines August es ertragen können, indem er diesem Jahrhunderte seinen Namen giebt, sich tief, tief unter dem kleinen attischen Demagogen zu finden?

In deinem Rom, Imperator, ist das Alles so anders; denn hier ist eins der schönsten Jahrhunderte, wenn nicht alle Anzeichen trügen, in vollem Werden, in vollem Aufblühn. Die Aussichten sind

hier eben so heiter und anlockend, als in Griechenland traurig und abschreckend. Jene rauhen Tage, die dem Fortkommen der feinern Geistesfrüchte so nachtheilig waren, sind endlich — Dank sey es Dir und den Göttern! — vorüber; die Staatsverfassung ist durch deine Weisheit festgestellt und gegründet; die Brust des Römers, die bisher von Entwürfen des Ehrgeizes schwoll, oder von Partheigeist zerrissen, von Sorgen für Vaterland, Güter, Leben gefoltert ward, ist durch den innern Frieden, dieses göttlichste deiner Geschenke, beruhigt; unsre Sitten werden sanfter und milder: und indem die Reichthümer, die aus jeder Weltgegend hieherströmen, uns Geschmack und Muse für jede Art von Ergötzungen geben, neigen wir uns immer sichtbarer zu jenen feinern und edlern hin, die einst das Volk von Athen mit so schwärmerischer Anhänglichkeit liebte. So eröffnet sich dem Talent auch bei uns eine Laufbahn, wo es den Lorbeer nicht mehr vor wenigen einzelnen Freunden des Schönen, sondern im Angesicht einer ganzen ihm zujauchzenden Menge erringt; die Begierde wächst ihm mit der Herrlichkeit der Belohnung, und mit der Begierde die Kraft; es stürzt sich voll Muths in die Schranken, und es findet den Weg, den es zu durchmessen hat, schon unendlich geebneter und leichter, als einst die Enniusse und die Lucile. Die vormals arme, rauhe, harte Sprache des Römers hat, seit den schönen Tagen der Scipione, sich immer mehr bereichert, veredelt, verfeinert; ja die Zeiten der Unruhe selbst haben zu ihrer immer weitern Ausbildung und Vervollkommnung beitragen müssen. Große, mächtige Redner, deren Athen keine trefflichern kannte, haben,

um das Herz des Römers zu gewinnen, seinem Ohre geschmeichelt, haben die Sprache immer mehr ausgewählt, geregelt, geglättet, mit Wendungen und mit Bildern bereichert, haben sie der Feinheit und Zierlichkeit der griechischen nahe gebracht, ohne ihr gleichwohl an jener Hoheit und Majestät zu schaden, in welcher sich der Charakter des sie redenden Volkes spiegelt.

Was für Werke bis auf die Zeit deiner öffentlichen Thätigkeit in dieser Sprache bereits erschienen waren, das, Imperator, ist aus deinen jugendlichen Studien Dir bekannt; aber minder bekannt konnt' es Dir, bei der Menge großer, alle deine Aufmerksamkeit verschlingender Geschäfte, werden, was für unendlich vortrefflichere Werke eben seit dieser Zeit in ihr hervorgebracht worden. — Erinnerst Du Dich des jungen liebenswürdigen Mantuaners, dem Du seine Aecker am Mincius wieder gabst, und der in einer so lieblichgedichteten, so feingewandten Ekloge Dir dafür dankte? Er hat der ähnlichen Gesänge mehr, und hat sie mit einer Süßigkeit, einer Feinheit gesungen, daß er es, von dieser Seite wenigstens, seinem Muster, dem Theokrit, zuvorthut. Aber noch unendlich mehr thut er's dem Hesiod in einem Lehrgedichte zuvor, das auf immer der Stolz unsrer Sprache und unsers Geschmacks bleiben wird, und das ich Dir lesen kann, sobald Du befiehlst, da ich's durch die Freundschaft des Verfassers in Händen habe. Schon dies einzige Werk würde hinreichen, ihn zu verewigen: denn die Musen und die Grazien selbst haben daran gearbeitet; aber es genügt dem Stolzen noch nicht, nur den

Hesiod überwältigt zu haben: er ist so eben auch im Kampf mit dem Homer; und wenn gleich diesen zu übertreffen, ja nur zu erreichen, ihm unmöglich seyn möchte: so bürgt mir doch Alles, was ich von Entwurf und Ausführung des Werks schon kenne, daß es, nächst den Homerischen, das erste aller epischen Werke seyn wird, und daß ihm das ganze Griechenland nichts wird entgegenzusetzen haben, als das große unübertreffliche Muster selbst. Wie wünsch' ich Dir Glück, Imperator, daß Dir die Wonne noch erst bevorsteht, die mir schon ward: von so vielen, so überschwenglichen Schönheiten gerührt zu werden!

In einem andern Felde, aber nicht minder rühmlich, hat der junge Tribun sich gezeigt, den Merkur bei Philippi in eine Wolke hüllte, um ihn deinen siegreichen Schaaren zu entreißen, und ihn zu einer Zierde unsers Parnasses, zu unserm römischen Alcäus, zu machen. Welche hinreißende Begeisterung, welcher tiefe Sinn, welche Macht über die Sprache, welche hohe bezaubernde Harmonie, in seinen Gesängen! Aber noch mehr, weiß ich, als das Feurigste, oder Lieblichste, was er zu seiner Lyra sang, werden Dir einige leicht hingeworfene, mehr nur gesprochene — wie soll ich sie nennen? — moralischsatyrische Versuche gefallen, voll Kenntniß der Welt und des Menschen, voll ernster Sokratischer Weisheit, und lachenden Aristophanischen Spottes. Das Salz, womit sie gewürzt sind, ist wahrhaft attisch, aber doch nicht aus Attika; wir finden bestätigt, was schon Lucil und Lucrez uns lehrten: daß wir so abhängig von den Griechen nicht sind, als diese Stolzen es wähnen; daß wir zu etwas mehr, als bloß zu ihren Nachahmern, taugen.

Doch ich erröthe, Imperator, daß ich die Sprache des Römers vor einem August erhoben habe, der sie selbst in dieser Vollkommenheit spricht, in dieser Vollkommenheit schreibt; ich erröthe, daß ich Dir Urtheile, die dein eigner Geschmack so viel sichrer und richtiger fällen wird, über die Meisterwerke unserer Dichter habe vorsprechen wollen. Ueberzeuge Dich von ihrer Vortrefflichkeit Selbst, und gönne deinem Mäcen einen frohen seligen Abend, wo er Dir Virgil und Horaz, und damit auch der ruhigere Geist nicht fehle, wo er Dir den edlen Geschichtschreiber vorführen dürfe, der schon durch die ersten Bücher seines Werks deine ganze Achtung gewann, und der durch alle nachfolgenden Dir beweisen wird, daß wir in der Erzählung unsrer Thaten, so wie in den Thaten selbst, den Vorrang vor allen Völkern haben. — Ich freue mich schon im Geist, Imperator, nicht allein der lebhaften Dir gewöhnlichen Art, womit Du deine Zufriedenheit und selbst deine Bewunderung ausdrücken wirst, sondern auch der Wirkung deines Beifalls auf das schon so geschmackvolle, für die vaterländische Kunst schon so eingenommene Volk und vor Allem auf das neubegeisterte, zu den kühnsten Unternehmungen angefeuerte Talent. Ich höre schon ferne Jahrhunderte das Lob des Deinigen, als des schönsten und blühendsten unsers Staats, und die Werke, die gleichsam unter deinen Augen entstanden, als die ersten Musterwerke des reinen ächten Geschmacks, erheben; ich sehe den wachsenden gerechten Stolz des Römers und die gedemüthigte, nicht mehr verachtende Eitelkeit des Griechen, der bei aller seiner Mißgunst dennoch heimlich die Weisheit und die

Gerechtigkeit anerkennen wird, womit Du das eigene und jetzt unstreitig fähigere Volk, einem fremden, weit minder fähigen vorzogst. Mög' er dann immer zur Versöhnung seiner Eigenliebe, das gleichwohl frühere Verdienst, die gleichwohl süßere Sprache, den gleichwohl größern Reichthum seines Volkes erheben, und gleich herabgekommenen Söhnen großer Häuser, sich bei eigenem Unwerth, mit dem hohen Alter seines Geschlechts, und mit den unererbten Tugenden edler, ruhmvoller Vorfahren brüsten!

3) Ueber einen Vorzug der griechischen Sprache im Gebrauche ihrer Mundarten.

Eine akademische Rede am Namenstage Sr. Majestät des Königs 1808 in einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu München gehalten.

Ohne Zweifel kann der heutige Tag in diesem den Wissenschaften geweihten Heiligthume auf keine würdigere Art gefeiert werden, als durch das Andenken an das, was der weise und vielgeliebte König, mit dessen Namen geschmückt er unter seinen Brüdern hervortritt, mit so mildem und edlem Sinne zu dem Flore und Gedeihen der Wissenschaften auch in dem Laufe dieses Jahres gethan und gewirkt hat. Während dieser Tag in dem Umfange des ganzen Königreiches jeden Stand zu einer eigenthümlichen Freude auffordert, und deren keiner ist, der nicht mit tiefgefühlter Rührung empfangene Wohlthaten und mannigfaltige Zeichen der Huld aufzählt, darf wohl vor allen der gelehrte Stand seine Freude laut werden lassen, dem hier ein Verein gestiftet

ist, wie in keiner andern Stadt des deutschen Vaterlandes, wo die Würde der Wissenschaft anerkannt, ihre Freiheit geschützt und jede ihrer Bestrebungen gefördert wird; wo keines der Mittel fehlt, deren sie zu ihrem Gedeihen bedarf; wo durch den Anblick des allgemeinen Flors und des rüstigen Strebens allein schon die Gemüther aller ihrer Freunde begeistert, und zu lebendiger Theilnahme erhöht, jeder einzelne aber den Sorgen entnommen wird, die sein Gemüth, wenn auch nicht der Wissenschaft selbst entfremden, doch leicht von ihren ätherischen Wohnsitzen in die Tiefen des Irdischen herabziehen könnten. Aber das, was dieser Verein gelehrter Männer, und was durch ihn die Wissenschaften, der Huld des allgeliebten Königes sowohl überhaupt, als besonders in diesem Jahre verdanken, ist von dem verehrten Sprecher der Akademie ausführlich erzählt worden; und diese dankbare Erinnerung an erhabne Verdienste würde als die schönste Feier dieses schönen Tages ihn allein ausgefüllt haben, wäre ihre Anordnung dem Gemüth und Herzen allein überlassen gewesen. Aber der Sinn und Wille des Königes schien etwas Andres zu fordern. Nicht auf seine Altäre verlangt er Gaben niedergelegt zu sehen, sondern auf die Altäre der Weisheit und Kunst; und von den Lorberen, die er pflanzt, begehrt sein großes Gemüth nicht Kränze für sein eignes Haupt, sondern daß sie erquicklichen Schatten seinem Volke geben und die Diener der Musen unter sich sammeln möchten. So schien also dieser Tag auch einen wissenschaftlichen Zoll zu heischen, und der Redende übernimmt die Pflicht ihn darzubringen, wenn gleich mit freudigem Herzen, doch nicht ohne

bange Besorgniß, da kein Gegenstand, den er wählen könnte, der erhöhten Stimmung seiner Zuhörer genügen dürfte. Doch schien ihm unter mannigfaltigem Stoff, welcher zur Wahl sich darbot, keiner harmonischer mit dem erhebenden Gefühl, welches die Erinnerung an das frohe Gedeihen der Wissenschaften in diesem Königreiche erweckt, als einer, welcher die Phantasie zurückführt in eine Zeit und unter ein Volk, welches nicht bloß, wie so manches andere, das welterobernd die geängstigte Menschheit beschäftigt hat, in der Geschichte lebt, sondern durch Kunst und Wissenschaft, als das auserwählte Geschlecht der Musen, in einer ewigen und unvergänglichen Jugend blüht.

Allerdings zwar ist das alte Griechenland gleichsam den Grenzen entwichen, welche vormals seine freien und geistreichen Einwohner umfangen hielten. Das Leben des regsamsten aller Völker ist ausgestorben. Seine Städte, vordem der Sammelplatz unübertroffener Tugenden, würdige Wohnsitze der Götter und reiche Gärten jeglicher Kunst, sie sind zu traurigen Dörfern herabgesunken, in denen ein beschränktes und dürftiges Volk seine Hütten gedankenlos an die Trümmern des Alterthums anhängt, ohne Ahndung und meist ohne Erinnerung an die Heldenzeit, von der ihre Steine noch zeugen. Die alten Flüsse, zum Theil mit ihren ehmaligen Namen genannt, schleichen traurend durch ein verödetes Land: die Götter sind von ihnen gewichen, die vormals an ihren Ufern und in ihren Grotten wohnten, und die wunderbaren Gesänge sind verhallt, welche die Geschichte einer jeden Quelle, der Berge und Haine, dem lauschenden Ohre eines freien und empfängli-

chen Volkes erzählten. So ist auch ihre starke und männliche, ihre zarte und anmuthige Sprache nur noch in einem matten und traurigen Abklange übrig; und sie, die vormals, fast in jeder Gestalt, Herzen und Ohren bezauberte, schleppt sich ohne Würde und Wohllaut, in lockern Verbindungen, arm und einförmig, durch geistlose und weitschweifige Werke hin. Aber was das alte Land und seine entarteten Bewohner nicht mehr bieten, das bietet die Erinnerung an seine glorreiche Vorzeit noch jetzt in reicher Fülle. Noch blühen Thaten der hellenischen Vorwelt in allen Gemüthern; noch sind die Ueberbleibsel seiner Kunst die Freude der Welt, und ihr Besitz der Stolz der Eroberer; noch schöpfen die Edelsten aus den unversiegbaren Quellen ihrer Wissenschaft; noch werden verwandte Geister von den Flammen ihres Geistes ergriffen; und wie vormals das glaubige Volk in dem Heiligthume seiner Orakel Belehrung und Trost suchte, so sucht noch jetzt der edlere Mensch, wenn die Gegenwart seine Sehnsucht nicht stillt, Trost und Befriedigung in den stillen Asylen der hellenischen Weisheit. Hier blüht auch selbst ihre Sprache noch mit dem ewigen Reiz ihrer jugendlichen und männlichen Schönheit. Und wie überhaupt der Geist des hellenischen Alterthums über dem ganzen Gebiete der neuern Kunst und Wissenschaft waltet, so weht auch aus seiner Sprache noch jene höhere Vollendung uns an, und ihr beseelender Hauch hat überall, wo er gefühlt ward, die Gemüther erhöht, die Blüthen der Schönheit geöffnet, und die Töne der Sprache veredelt.

Aber es ist nicht die Absicht des Redenden den Ruhm des geistreichsten und edelsten Volkes über-

haupt, oder den seiner Sprache insbesondere zu preisen, oder den Einfluß zu würdigen, den das Studium des hellenischen Alterthums auf die neue Welt haben kann und soll; sondern nur an eine Eigenthümlichkeit dieser Sprache will er erinnern, die oft von der lernenden Jugend beseufzt, und von den weiter Unterrichteten nicht immer nach dem ganzen Umfange ihres Werthes geschätzt wird. Er meint den Gebrauch der verschiedenen Mundarten der Nation in vollendeten und klassischen Werken der redenden Kunst. Diese Erscheinung ist einzig in der Geschichte der Völker. Zwar haben auch die Nationen des neuen Europa den Gebrauch ihrer Mundarten nicht ganz verschmäht; aber nur so lange, als die Stämme für sich bestanden, und kein gemeinsames Band literarischer Kultur die ganze Nation umschlang; als sich fast alle literarische Thätigkeit auf die Ergötzung und Belehrung kleiner Volksmassen beschränkte, und nur einzelne genialische Menschen, nicht aber ein ganzer Stand, an Sitten und Bildung verschieden, über jene Masse hervorragte; ein Stand, der sich, wie in andern Dingen, so auch in einer eigenthümlich gestalteten Sprache von der Menge trennte. Denn nicht so bald hat sich unter einer Nation ein Mittelpunkt der Kultur erzeugt, nicht so bald haben sich in ihm wissenschaftlich gebildete Männer zusammengethan, als das neue begeisterte Streben auch eine neue Sprache schafft, die, obgleich aus einer Mundart erwachsen, doch über allen Mundarten schwebt. Bald wird diese edlere Tochter der Kultur und Begeisterung das Organ aller, die wirkliche Bildung besitzen, oder sich doch, wie die vornehme Welt, an dem Schein derselben erfreuen; die

Landessprache wird gemein, und verliert das Recht, sich in dem Kreise der gelehrten und vornehmen Stände hörbar zu machen. Nur der Menge bleiben die Mundarten zurück; und da sie nun bald nur in Gemeinschaft mit derber Sinnlichkeit erscheinen, und im Gebrauche immer tiefer sinken, je höher die gebildete Sprache steigt, so scheinen sie bald nur als ein Werkzeug der Belustigung, oder höchstens als ein Organ naiver Gefühle tauglich. So bemächtigt sich eine allgemeine Sprache, die keiner Provinz, sondern der ganzen Nation angehört, der obersten Gewalt, und behauptet ein ausschließendes aristokratisches Recht auf dem Gebiete der höhern Bildung. Unter mehreren Völkern ist so das Besondere in dem Allgemeinen untergegangen; die Werke, welche einzelnen Provinzen angehörten, sind verschwunden; nur wenige blieben in den Händen des Volks; einige verwandelten sich sogar mit dem Fortgange der Zeit in Gegenstände gelehrter Forschungen der Grammatiker und Geschichtschreiber.

Wenn nun auch in Hellas der Anfang der nämliche war, so war doch der Fortgang verschieden. Nie hat die Verfassung der einzelnen Staaten dieses Landes, deren jeder sich nach eigner Weise frei gestaltete, einer allgemeinen Sprache den Eingang erlaubt; und die Herrlichkeit des alten Griechenlandes war schon unter dem alles verkettenden Herrscherstab römischer Präpotenz untergegangen, als die gebildetste aller Mundarten allein aus den Werken der Hellenen erscholl. Und doch auch dann nicht ganz allein. Selbst in den spätesten Zeiten noch behauptete die jonische Sprechart in dem epischen Gedicht ihr Recht, und die homerische Sprache war längst

in dem Munde der redenden Menschen verklungen, als sie noch in Helden- und Göttersagen wiedertönte. Wie aber die Epik den jonischen, so hatte sich die Lyrik den äolischen und dorischen, und die dramatische Poesie den attischen Dialekt als ihr eigenthümliches Organ zugeeignet.

Bei dieser Erscheinung ist nun zweierlei zu erwägen: einmal, wie es überhaupt gekommen, daß sich in Griechenland mehrere Mundarten zu einer klassischen Vortrefflichkeit ausgebildet; dann aber, welches das wichtigste ist, wie sich ihr Gebrauch in gewissen Zweigen der Kunst, auch außer ihren Grenzen und über die Zeit ihrer physischen Dauer hinaus erhalten habe.

Was nun das erstere betrifft, so ist es aus der eigenthümlichen Verfassung der hellenischen Nation erklärbar. Die verschiedenen Stämme, aus denen sie bestand, getrennt durch die Sprache, Gebräuche und politische Einrichtungen, knüpften wohl zuweilen, auf kurze Zeit, ein politisches Band unter sich; aber nie flossen sie zu gemeinsamen Staaten zusammen. Selbst in den einzelnen Stämmen stand fast jede Stadt für sich, und nur in gemeinschaftlichen Festen und feierlichen Spielen erkannten sie sich als Zweige des nämlichen Stamms. Da war kein Herrscher und kein Beherrschter zu finden; jedes Einzelne entwickelte sich eigenthümlich und frei; jedes gestaltete sich, wie es wollte und konnte. So geschah es, daß jeder Stamm, in dem erhebenden Gefühl seiner Unabhängigkeit sich selbst schätzend, wie alles, was ihm eigen war, so auch seine Sprache eifersüchtig behauptete, und daß, wie Praxinoa beim Theokritos sagt,

Doriern immer vergönnt war nach dorischer Weise zu reden.

Mehr als einmal wechselte die Hegemonie unter den Staaten von Griechenland. Aber es mochte nun Sparta oder Athen, oder Thebä, später als beide an der Spitze der griechischen Staaten stehn, nie hat der Einfluß der politischen Ueberlegenheit die Rechte der Sprache gekränkt. Und so wie diese ohne Erfolg blieb, so auch, was weit wunderbarer ist, die Ueberlegenheit der Kultur. Der Ruhm der jonischen Bildung erfüllte die Welt; die Werke ihrer Poesie und Prosa erfreuten jedes empfängliche Gemüth; aber dennoch blieb der freie Geist der attischen Sprache, obschon der jonischen auf das engste verschwistert, ungefesselt. Sie trat mit der ältern Siegerin kühn in die Schranken, und gewann tausendfache Kränze des Ruhms, ohne daß die Kränze der Schwester verwelkten. Und schon stand der Ruhm von Athen in seiner Mittagshöhe, schon war die Sprache von Attika in mannigfaltigen Werken zur Bewunderung der Welt ausgebildet, da lehrten noch die Pythagoräer ihre Weisheit in dorischer Mundart, und Archytas, der edelste von allen, gab in seinen Werken der angestammten Sprache die höchste Vollendung.

Man würde aber durchaus irren, wenn man glaubte, daß die Unabhängigkeit der griechischen Staaten von einander allein hinreiche, das aufgegebene Problem zu erklären, oder daß der Nationalstolz allein dem Gebrauche der gebildetern Mundart den Eingang verboten habe. Herodotos, obgleich von dorischer Abkunft, faßte doch seine Geschichte in jonischer Prosa ab; und in früherer Zeit hatte der

Kumäische Hesiodos seine Leier nach der Tonart Homers gestimmt. Auf gleiche Weise schrieb auch der Dorier Hippokrates jonisch. Mehrere Beispiele anzuführen, würde unnütz seyn. Es ist aber hier vornehmlich das Beispiel der Dorier wichtig, weil dieser Stamm von allen der stolzeste, und folglich am wenigsten geneigt war, das Fremde sich anzueignen.

Ehe wir indeß den Grund dieser Ausnahmen aufsuchen, müssen wir noch einmal auf die erste Frage zurückkehren, welche durch die Bemerkung der äußern Verhältniße der Stämme gegen einander noch keineswegs zur Befriedigung aufgelöst ist.

Und zu diesem Zwecke zu gelangen, müssen wir auch das innere Leben der Hellenen erwägen. Zwei Dinge aber sind es, welche hier betrachtet werden müssen; erstlich, die innere Verfassung, deren erstes Element in allen Staaten Freiheit und Gleichheit war. Nur die Bürger bildeten den Staat; alle übrigen Einwohner des Landes waren seine Werkzeuge. Diejenigen aber, die den Staat bildeten, waren sich gleich. Mochten immer einige Geschlechter den Vorzug des Reichthums oder einer ältern und ruhmvollern Abkunft behaupten, nie bildeten sie einen besondern Stand; und selbst Sparta's Könige waren nur als Feldherrn und Obrigkeiten höher gestellt; in allem übrigen war ihnen auch der letzte der Spartaner gleich. Meist auf die nämliche Weise und durch die nämlichen Mittel gebildet, durch Religion, die ein gemeinsames Gut war; durch das Beispiel der Alten, welches alle vor sich hatten, und durch das Leben selbst, standen die meisten auf derselben Höhe, und keine Klasse ragte über der anderen empor. Und so wie die Hallen

und Märkte, die Tempel der Götter und ihre Haine, die Gesetze und Rechte allen gemein waren, dem ersten wie dem letzten, so war auch eine Sprache allen gemein. Nur der tiefere und eindringendere Geist, die größere Fülle der Gedanken, der vollere Fluß der Rede, die sorgfältigere Wahl der Bilder und Worte, unterschied den Tüchtigern von dem Schlechtern, aber die äußere Form der Sprache war in der Rede des einen, wie des andern, die nämliche. Und so wie noch jetzt in den demokratischen Kantonen Helvetiens Eine Sprache den Herrn und den Knecht vereint, und niemand ungestraft im Verkehr mit den Einwohnern seines Landes die angeerbte Sprache der Väter verläßt, so würde sich auch ein Bürger in den Freistaaten Griechenlands durch den Gebrauch eines fremden, wenn schon gebildetern Dialekts, gleichsam als eines selbstgenommenen Privilegiums, aller Ansprüche auf Vertrauen und Einfluß beraubt haben. So geschah es denn, daß da auch die Geistreichsten und Edelsten ihre Landessprache ehrten, und sie von keiner Art des Gebrauches ausschlossen, ein jeder Stamm, so bald er sich zu geistiger Bildung erhob, seine angeerbte Sprache bis zur klassischen Vortrefflichkeit veredeln konnte.

Das zweite, welches hier erwogen werden muß, ist die Beschaffenheit der öffentlichen Mittheilung in den griechischen Staaten. Sobald sich in der neuern Welt ein Stand von Schriftstellern erhob, so war damit zugleich die Nothwendigkeit einer allgemeinen Schriftsprache ausgesprochen. Das geschriebene Wort wendet sich an die Welt, die Rede an die nächsten Umgebungen. Jenes bedarf also ein allgemein geltendes Organ; diese begnügt sich mit

dem, was in ihrem Umkreise verstanden wird. Nun ist aber die Schriftstellerei ein spätes Erzeugniß der griechischen Kultur. Fast fünf Jahrhunderte verflossen, ehe man die Gesänge Homers in Schriftzeichen fesselte; und auch dann giengen sie lieber, ihrer ersten Bestimmung eingedenk, von dem Munde zum Ohr. In einem Bürgerstaat, so lange die Verfassung in ihrer Reinheit besteht, pflegt auch die Mittheilung der Ideen bürgerlich zu seyn; auch der Edelste mischt sich in die Masse seiner Mitbürger; das Individuum schmilzt mit dem Ganzen zusammen, und so wie jeder sein irdisches Gut gern als ein Darlehn des Staates betrachtet, und alle Güter nur ein gemeinsames scheinen, so betrachtet er auch seine geistige Errungenschaft als ein Gemeingut, dessen Ertrag zuerst und vor allem seinen Mitbürgern nützen müsse. So war ursprünglich alle geistige Mittheilung mündlich. Wie hätte sie also anders geschehen können, als in der Mundart des Volkes, dessen Geist und Gemüth bewegt werden sollte? wie anders als in den Tönen, in denen es seine ersten Ideen empfangen hatte, und mit denen es seine innersten Gefühle auszusprechen gewohnt war? So war also die älteste Poesie, so war die älteste Beredsamkeit schon darum nicht sowohl national, als recht eigentlich populär. Nicht jeder Schriftsteller aber will in diesem Sinne populär seyn. Jemehr die mündliche Mittheilung an Werth und Würde verliert, was doch in Griechenland zum Heil der Kultur erst spät geschah, jemehr sich der bürgerliche Sinn der Ersten und Edelsten auflöst, und das Individuum sich von der Masse sondert, desto mehr sinkt auch jene Popularität, und die Anzahl derer

vermehrt sich, welche sich zu vornehm dünken, mit dem Volke nach seiner Weise zu reden. Die Schrift besiegt und tödtet die Rede. Die Leier verstummt und lebt nur noch als Symbol in geschriebenen Liedern fort; der Gesang erstirbt in den Tonzeichen; und das lehrende Wort strebt stolz und kalt über die nächsten Umgebungen nach einer fern stehenden und zerstreuten Welt, oft auch über die Gegenwart unmittelbar zu der Nachwelt hin.

Das Nächste, was uns zu erörtern obliegt, ist die schon oben berührte Erscheinung, die mit unsern bisherigen Bemerkungen in Widerspruch zu stehen scheint; daß nämlich manche Arten der geistigen Mittheilung, wie zum Beispiel das Epos, von dem allgemeinen Gebrauche abweichen, und unter allen Stämmen auf einerlei Weise in derselben, also in einer fremden Mundart, behandelt wurden; und was damit Eines ist, daß einige Schriftsteller in ihren Werken die Landessprache gegen eine fremde vertauschten.

Diese Anomalie, wie gemeiniglich geschieht, durch das Ansehen einiger Schriftsteller zu erklären, welche die andern an sich gezogen und ihnen ihre Mundart gleichsam aufgedrungen hätten, ist zwar leicht und faßlich, aber keineswegs genügend. Denn warum wäre das Beispiel des Herodots in der Geschichte nicht eben so wirksam geworden, als es das Beispiel Homers in der Epik war? oder warum hätte Pindaros den dorischen Dialekt dem angestammten äolischen vorgezogen, in welchem seine Lehrerin, die treffliche Korinna, sang, und vor ihm die größten Lyriker gesungen hatten? Auch wäre in der übrigen

Geschichte der griechischen Kunst eine solche Anmaßung der Autorität durchaus ohne Beispiel. Wenn irgendwo der freie Geist sein Recht behauptete, so war es hier, wo betretene Pfade weder mühsam aufgesucht, noch ängstlich vermieden wurden; wo man den Vorgängern nicht nachahmte, sondern nacherfand; wo nur das, was das Wesen der Kunst und jede ihrer Arten forderte, nicht aber ihr zufälliger Schmuck stehende Form ward; wo vornehmlich die redenden Künste, in ihrem weitesten Umfang, die Sprache mit einer Sicherheit und Sorgfalt wählten, welche das Joch der Autorität auf keine Weise vertrug. Schwerlich ist irgendwo der Grundsatz, daß das Reich der Kunst den Zufall ausschließe, so vollkommen anerkannt worden, wie in Griechenland, wo auch das, was der Zufall bot, wie etwa der Chor des Drama, bald so mit dem Kunstwerk verschmolzen ward, daß es ihm, wie ein organischer Theil, erwachsen schien. Und nur der Zufall, der den Sänger der Ilias unter dem Himmel Joniens geboren werden ließ, sollte der Epopöe auf ewige Zeiten die jonische Mundart angebildet, und ein noch größerer Zufall, etwa die Laune des Augenblicks, sollte den sinnigen Herodotos bewogen haben, dieselbe Sprache der dorischen, die ihm angeboren war, oder der attischen, die gerade damals ihre schönsten Zweige trieb, vorzuziehen?

Wir müssen uns also nach einem andern und würdigern Grunde umsehen.

Es ist von allen, welche die hellenische Bildung mit Aufmerksamkeit betrachtet haben, anerkannt, daß sie sich, wie sonst nirgend, organisch entwickelt, und ihre höchsten Blüthen nicht eher gezeigt habe,

als bis sich jeder andre Theil des wundervollen Gewächses auf das vollkommenste entfaltet hatte. Wie in keinem andern Lande, und unter keinem andern Geschlecht, verfolgte in Hellas die Menschheit den natürlichsten Gang ihrer Entwicklung. Als ein heiteres Kind erwachte sie unter dem weichen Himmel Joniens. Hier erfreute sie sich des müheloſen Daseyns bei schönen Festen und in feierlichen Zusammenkünften, voll Empfänglichkeit, froher Lebenslust, unschuldiger Neugier und kindlichen Glaubens. Der Außenwelt hingegeben, und allem, was durch Neuheit, Schönheit und Größe an sich zog, geneigt, horchte sie hier vornehmlich auf die Geschichte der Männer und Helden, deren Thaten, Abentheuer und Irren die Vorwelt mit Ruhm, und wenn sie in Liedern wiederklangen, die Brust der Hörer mit Entzücken erfüllten. So ergriffen hier die Dichter zuerst jene Heldensagen als den günstigsten Stoff, und aus der Sage erwuchs allmählich das epische Gedicht. Die Erzählung war, wie es der Jugendsinn der Zeit und des hörenden Volkes heischte, sinnlich, gestaltvoll, mannigfaltig und ausführlich. Daß sich die That in dem Liede spiegle, daß jede Gestalt klar und lebendig hervortrete, daß auch in dem einzelnen Theile das Ganze sich kund thue, daß, mit einem Worte, die herrliche Heldenwelt sich in voller Würde und heiterm poetischen Glanze bewege, das war das Streben des epischen Dichters, wie eines jeden, in dessen frischer und kräftiger Phantasie ein beseelter Stoff zur Mittheilung sich drängt. Diesem Streben aber entsprach die jonische Mundart auf das vollkommenste. Wie der Hexameter das eigen-

thümliche Versmaß der Epopöe ist und seyn muß, so kann auch der jonische Dialekt als ihr eigenthümliches Organ betrachtet werden; nicht bloß, weil er den größten Reichthum sinnlicher und bildlicher Ausdrücke, sondern auch die größte Mannigfaltigkeit der Formen darbietet. Wie der Herameter sich unter allen Versmaßen am freisten innerhalb der Schranken des Gesetzes bewegt, so genießt auch der Jonismus der größten und gemüthlichsten Freiheit in seinen Auflösungen und Zusammenziehungen. Das ganze Wesen desselben ist auseinandergehend, entfaltend, spielend und episodisch, wie das Wesen der Epopöe selbst, die in ihrem freien episodischen Gang nach nichts so sehr, als nach objektiver Entfaltung strebt. Nachdem nun dem empfänglichen Sinne der Griechen diese Angemessenheit einmal durch die homerischen Gesänge in ihrer ganzen Vollkommenheit kund geworden war, hat es ihnen nie einfallen können, das, was zusammen erwachsen war, voneinander zu trennen, oder einen organischen Theil mit einem andern willkührlich angebildeten vertauschen zu wollen. Von neuem aber konnte sich in einer spätern Zeit, und in einer minder sinnlichen Sprache das epische Gedicht auf keine Weise gestalten; und was in der Kinderwelt aufgeblüht war, mußte, wenn es bis zum männlichen Alter dauerte, in seiner ersten und ursprünglichen Einfalt verharren. Daher hat es kein attisches, noch dorisches Epos gegeben oder geben können, sondern es blieb, was es in seiner Entstehung gewesen war und seyn mußte, jonisch an Geist, Klang, Sprache und Versmaß.

Hieraus aber erklärt sich auch ohne Mühe die Erscheinung der jonischen Mundart in den Musen

des dorischen Herodots. So wie die Rhapsodien Homers das Epos der Poesie sind, so ist das wunderbare und reizende Werk Herodots das Epos der Historie. Wie dort die Irren des vielversuchten Odysseus den ganzen Umfang der damals bekannten oder geahndeten Welt, und viel große Thaten der Helden, viele Sitten der Menschen und Völker, Länder und Städte umfaßt, so mischt auch jener in dem reichen und klaren Gemälde, das er uns aufrollt, die Thaten der ältern und neuern Zeit, den Wandel der Völker und ihrer Könige, wunderbare und anmuthige Abentheuer, weise und vielbedeutende Reden, merkwürdige Sitten und Lebensweisen der Völker, und seltne Erscheinungen der Natur und des menschlichen Kunstfleißes. Auch hier ist alles gestaltvoll, lebendig und ausführlich. Aber diesem epischen Geiste war die dorische Mundart kein passendes Organ; und sie zu diesem Zwecke umzugestalten mochte zu jener Zeit, wo ihr Charakter schon fest stand, unmöglich scheinen. So nahm er, was sich von selbst darbot, die dem Epos geweihte, und folglich auch seinem geschichtlichen Epos analoge, jonische Mundart auf. Und nie ist eine Wahl glücklicher gewesen. Wer möchte die Musen Herodots in einer andern Sprache lesen; oder wer ist alles Sinnes für Analogie so beraubt, um Herodots Jonismus, der sein ganzes Werk vom Anfang bis zum Ende durchdringt, in eine andere Sprache, etwa die attische, auflösen zu wollen? Denn auch hier zeigt sich, was überhaupt die griechische Kunst auf eine so herrliche Weise auszeichnet, jener wundervolle Zusammenklang des Inhalts und der Form, jenes Zusammentreffen der innern und äußern Musik, dieser ersten

und nothwendigsten Bedingung zur Schönheit, die von den Neuern oft vernachläßigt, häufig verkannt, ja wohl gar mit einer, nur Barbaren zustehenden Gefühllosigkeit abgeläugnet wird. Denn eben darinnen thut der Barbar sich kund, daß er, die Form vernachlässigend, nur an dem Stoffe hängt, beides vereinzelt, und ihr harmonisches Zusammenseyn weder beachtet, noch würdigt.

Als nun die Periode der Kindheit von Hellas sich in das Jünglingsalter verlohr, und die erste frische Begier nach dem Neuen und Wunderbaren gestillt war, als der Jüngling in sich selbst erwachte und in sein Inneres zu schauen begann, da ward durch die näher liegende kräftig erregte Welt seiner innern Natur der äußern ein Theil ihres Glanzes entzogen, und die epische Periode machte der lyrischen Raum. Andere Blumen, tiefer gefärbt und von einem kräftigern Wohlgeruch, giengen jetzt in dem Garten der Dichtkunst auf. In den klangreichen Liedern einer Sappho, eines Alcäus, einer Erinna sprach sich das innerste Gefühl tiefer Gemüther aus, die Seele trat in die äußere Gestalt, und auf den Wellen des Wohllauts getragen, strömte das begeisterte Wort in die Herzen der Zuhörer über, und öffnete ihnen, tief bewegend, ihre innerste Welt. Wie nun die Lyrik den Menschen in sich hinab drängt, und eben dadurch über sich selbst erhebt, so bedarf sie auch einer tiefern, gedrängtern und schwebendern Sprache, wie die äolische und dorische war, die eben so das eigenthümliche Organ der Lyrik wurden, wie die jonische das Organ der epischen Poesie. Derselbe Charakter größerer intensiver Kraft, der sich in den volleren Lauten, den tiefern

Tönen und den härtern Wortformen des Dorismus ankündigt, empfahl ihn auch, wie es scheint, der pythagoräischen Schule, obschon ihr Stifter ein Jonier war; indem ihr hoher und begeisterter Styl eben so der Lyrik entsprach, wie die spielende und phantasirende Physik der jonischen Schule der epischen Poesie.

Aber noch waren die Tugenden dieser frühern Perioden nur eine einseitige Vortrefflichkeit. Das männliche Alter kam mit dem Flore der attischen Zeit, und mit ihm schloß sich der Kreis der Kunst. Hier fanden die einzelnen Strahlen der Vortrefflichkeit ihren Mittelpunkt. Die heitere Ausführlichkeit der jonischen Epik und die tiefe Fülle der dorischen Lyrik trafen im Drama zusammen, in welchem sich der epische Stoff von der Zufälligkeit reinigte, und die subjektive Einseitigkeit des lyrischen Gedichtes durch seine Vermählung mit dem dramatischen Stoff eine objektive Allgemeinheit erhielt. So wie die Poesie in dieser ihrer höchsten Blüthe, so ward in Attika alles und jedes, was in frühern Zeiten und in andern Gegenden von Griechenland begonnen hatte, zur Vollendung gebracht. Hier trat die Prosa mit der Verskunst in die Schranken, und erfand einen eigenthümlichen Sylbentanz, durch welchen zuerst die freie Sprache zur harmonischen Rede, und die Wohlredenheit zur Beredsamkeit ward. Hier wurde zuerst die Kunst der Mittelpunkt aller Bestrebungen, und wie der Altar der Vesta alle Bürger derselben Stadt, so vereinigte der Altar der Kunst alle höhern Geister in jeder Art ihrer Thätigkeit. Hier gründete die Philosophie ein würdigeres Heiligthum, welches die Erde mit dem Himmel verband,

wo die Grazien der Ueberredung und Harmonie mit der verschwisterten Dichtkunst, den lachenden Satyrn und dem begeisterten Eros den flammenden Altar der Weisheit umtanzten. So erwuchs auch auf diesem klassischen Boden die Geschichte von neuem in einer höhern und würdigern Gestalt. Wie sich die attische Tragödie zu dem jonischen Epos verhält, so verhält sich die attische Geschichte des Thukydides zu der jonischen Herodots. Wie das Trauerspiel, so entsagt auch die attische Geschichte dem freien episodischen Gange; sie sucht nicht die Ergötzung des Augenblicks, sondern eine tiefe Belehrung für dauernde Zeiten; sie will nicht mehr die Welt darstellen, sondern den Menschen und die Gottheit der Welt. Wenn die jonische Geschichte und Epopöe dem glatten Spiegel eines stillen und weiten Sees gleicht, dessen Tiefen ein heiterer Himmel mit seinem zarten und sonnigen Gewölk, und die mannigfaltige Natur seiner lachenden Ufer verklärt entstrahlt, so gleicht das attische Drama und die Geschichte einem mächtigen Strom, der in festen Ufern still hinabzieht, jeden Widerstand kräftig besiegt, nirgends abschweift von seinem Weg, das blühende Ufer wie das traurige mit gleicher Würde begrüßt, und sich endlich nach einem langen und ernsten Lauf mit dem Weltmeer vermischt. So wie nun in den frühern Epochen, so trachtet auch in diesem Zeitraum der höchsten Vollendung die Kunst nach einer innigen Harmonie der äußern Form mit dem innern Wesen. Die attische Mundart vereinigte in sich alle Vorzüge der andern Dialekte, ohne ihre Mängel zu theilen. Nicht minder belebt als ihre jonische Schwester vermeidet sie ihre lockern Verbindungen; und

theilt die Fülle und Innigkeit des Dorismus ohne seine Härte und Rauhigkeit. Männlich gebildet und doch jugendlich frisch, reich und volltonend, zart und schlank, gleich gestimmt zu Ernst und Scherz, schmiegt sie jeder Form sich an, und vermählt sich mit gleicher Liebe der Poesie und Beredsamkeit. Wie das attische Drama der höchste Gipfel der alten Dichtkunst ist, so ist der Atticismus die Blüthe der hellenischen Sprache, und in gleichem Verhältniß mit innerer Tiefe und äußerem Leben begabt. So mußte er nothwendig die Sprache der vollendeten Kunst werden, und es so lange bleiben, als man die Vollendung der Kunst erkannte. Aber die Lyrik blieb auch mitten in Attika dorisch, so daß selbst in dem lyrischen Theil des attischen Drama der Dorismus vorherrschend ist. So blieb auch das Epos jonisch, und die Elegie, die den Charakter der verweilenden Entfaltung mit dem Epos theilt.

So ist es also geschehen, daß sich die verschiedenen Mundarten der griechischen Sprache, so weit es ihre Natur verstattete, zur klassischen Vortrefflichkeit ausbildeten, und mehrere neben einander, in ihrer eigenthümlichen Gattung, selbst bis über die Zeit ihrer physischen Dauer hinaus, blühen konnten. Keines von beiden war eine Wirkung des Zufalls. Vielmehr offenbaret sich auch hier der eigenthümliche Sinn der Hellenen für die Harmonie aller Theile eines organischen Ganzen, und ihre fromme Scheu, an das Alte zu rühren, wenn es durch die Kunst geheiligt war. Fern war von ihnen die Unsitte, immer das Neueste dem Neuen, und das Neue dem Alten vorzuziehn. Formen, welche einmal glücklich geschaffen und vollendet standen, waren

für ewige Zeiten bestimmt; und selbst jener Gebrauch der Mundarten in ihren eigenthümlichen Gattungen trug dazu bei, daß, indem die äußere Form festgehalten ward, auch das innere Wesen einer jeden Gattung heiliger und unverletzlicher stand.

Jener zarte und tiefe Sinn, der sich in dem hier erklärten Phänomen, so wie in allen Theilen der hellenischen Kunst so wundervoll kund thut, ist eine der herrlichen Eigenschaften, durch die sich jenes ewig merkwürdige Volk vor allen andern Völkern der Erde ausgezeichnet hat. In ihm offenbaret sich, wenn irgendwo, die höchste Blüthe des Geschmacks, der selbst wiederum die reinste Blüthe der Humanität ist. Diese zu pflücken, mit ihrem Saamen unsern Geist zu befruchten, ist uns der Garten der hellenischen Musen geöffnet. Keine andre Nation bietet ein ähnliches Beispiel der Vollendung in so mannigfaltigen Formen dar, noch ein solches harmonisches Zusammentreffen und Durchdringen der verschiedensten Elemente in denselben Werken; selbst die deutsche nicht, die wohl in andern Bedingungen zur Kunst am ersten mit den Hellenen wetteifern möchte. Aber sie ermangelt der natürlichen Entwicklung, die den Griechen zu Theil ward; und statt alle ihre Kraft auf die Pflege des edeln Naturgewächses zu wenden, erschöpft sie den größten Theil derselben, um das Fremdartige abzuwehren, das sich ihr immer von neuem anbilden will. Nichts kann daher, bei übriger Aehnlichkeit einen stärkern Kontrast bilden, als der feste Gang der hellenischen, und der schwankende der deutschen Kunst; indem jene nur von dem Ziele der Vollkommenheit angezogen, diese hingegen jeden Augenblick durch irgend eine

zufällige Annäherung in ihrem Laufe gestört wird. Darum ist es bis jetzt unmöglich gewesen, daß sich in Deutschland der innere Sinn für das Schöne und Vollendete auf eine sichere Weise entwickele; und es ist unsern, in einer engern Sphäre gebildeten Nachbarn nicht gerade zu verargen, wenn sie uns der Barbarei noch nicht ganz entwachsen glauben.

Wenn es aber je einen Zeitpunkt gegeben hat, wo man hoffen konnte, den oftmals getäuschten Wunsch erfüllt zu sehn, daß der Wissenschaft und Kunst ein sicheres Reich in Deutschland gegründet, und dadurch zugleich der Sinn für das Schöne und Große lebendiger erregt, und ohne willkührliche Beschränkung befestigt werde, so ist es der gegenwärtige. Die kräftige Bewegung, die das geistige Gebiet der Wissenschaften in dem ganzen Umfange seiner Grenzen erschüttert; die gegenseitige Anziehung ihrer verschiedenartigen, sonst so getrennten Elemente; das immer mehr entzündete Streben der Besten nach einem Höhern; die allgemeiner verbreitete Liebe zur Kunst — dieses und anderes läßt eine schöne Blüthe der Bildung erwarten. Wir dürfen noch hinzusetzen, daß die mannigfaltigen Unfälle, welche die Nation erlitten, ihre Elasticität, statt sie zu schwächen, vermehrt, und sie angefeuert hat, in dem sie sich um das flammende Panier ihrer Sprache fester zusammenschließt, in dem Gebiete der geistigen Welt die Lorbeern zu erobern, die ihr im Kampf um irdischen Besitz entrissen worden. In diesem Zeitpunkt öffnet ein weiser und geliebter König den scheuen Musen ein Asyl in seinem Königreich; und selbst ein deutscher Mann in dem tiefsten und weitesten Sinne des Worts, ladet er deutsche Wissenschaft und Kunst

in den Schatten seines Thrones ein, damit sie hier ihr frohes und genußreiches Geschäft in ungestörter Sicherheit und stillem Frieden vollbringen möge. Hier also oder nirgends kann sich ein neues Griechenland bilden; und wenn einst die Geschichte die Vollendung deutscher Art und Kunst feiert, wird sie mit freudigem Entzücken den vielgeliebten Namen des Königes feiern, auf dessen erhabenes Haupt wir heute, mit seinem begeisterten Volk, alle Segnungen, die den Monarchen, den Gemahl und den Vater beglücken können, von dem Throne des Höchsten erflehen.

4) Predigt über den Werth der Freundschaft.

Text.

Sprüche Salom. 18. v. 24.

Ein treuer Freund liebet mehr, und steht fester bei, denn ein Bruder.

Gott, ewige, unerschöpfliche Quelle der Liebe und aller Glückseligkeit, welche Freuden, welche Seligkeiten hast du uns nicht dadurch bereitet, daß du uns fähig gemacht hast, einander zu lieben, und unsre Liebe zur reinsten, edelsten Freundschaft zu erhöhen! Welches Gegengewicht gegen alle Beschwerden und Lasten des Lebens hast du uns nicht dadurch gegeben! Welches Licht über die finstersten Pfade desselben dadurch verbreitet! Ja, alle Anlagen, alle Kräfte, alle Neigungen und Triebe, die du selbst in unsre Natur gelegt hast, sind gut; sie zeugen alle davon, daß du uns als Vater liebest, daß du uns nicht zur

Traurigkeit, sondern zur Freude, nicht zum Elende, sondern zur Glückseligkeit bestimmt hast! Möchten sich nur bei uns allen diese Anlagen so entwickeln, diese Kräfte so äußern, diese Neigungen eine solche Richtung bekommen, und diese Triebe so sich veredeln, wie es deinen huldreichen väterlichen Gesinnungen gegen uns gemäß ist! Möchten Weisheit und Tugend, möchte das Licht der Religion uns alle dabei leiten und führen, und uns alle zu der Vollkommenheit und Glückseligkeit führen, deren wir fähig sind! Wie viele ungerechte, strafbare Klagen über menschliches Elend würden dann nicht wegfallen! Wie zufrieden, wie selig würden wir dann nicht in dem gemeinschaftlichen frohen Genusse deiner Güte seyn! Wie sehr uns durch gegenseitige Liebe und Freundschaft unsern Fortgang auf dem Wege der Pflicht und der Tugend erleichtern, und wie viel gewisser und völliger unsere Bestimmung erreichen! Gott, sende du selbst den Geist der Liebe, der reinsten, edelsten Liebe in unser Herz! Oeffne dasselbe dem Reize der tugendhaften Freundschaft; laß uns ihren großen Werth deutlich erkennen und innig empfinden; und reinige uns von allen niedrigen, selbstsüchtigen Leidenschaften und Neigungen, die mit derselben streiten. Gott, dir, dem Vater aller Geister, näher zu kommen, und sich eines mit dem andern immer genauer zu vereinigen, darnach schmachten alle denkende, empfindende Wesen, darnach sehnen sich auch menschliche Seelen! Laß uns doch dieses Glückes in beiden Absichten immer fähiger werden, und aus dieser Quelle des Lebens immer mehr Seligkeit schöpfen. Segne zu dem Ende die Betrachtungen, die wir itzt darüber anzustellen gedenken. Stärke unser Nachdenken, und laß es uns

von tugendhaften, edlen Gesinnungen und Empfindungen durchdringen. Wir bitten dich darum als Verehrer deines Sohns Jesu, unsers Heilands, und rufen dich ferner im Vertrauen auf seine Verheißungen an: Unser Vater ꝛc.

Sprüche Salom. 18. v. 24.

Ein treuer Freund liebet mehr, und steht fester bei, denn ein Bruder.

Man hat dem Christenthum oft den Vorwurf gemacht, daß es der Freundschaft nicht günstig sey, weil es dieselbe nicht ausdrücklich einschärfet, und seinen Bekennern zwar Wohlwollen gegen jedermann, allgemeine Gütigkeit und Menschenliebe, aber nicht besondere Freundschaft vorschreibt. Allein, Freundschaft ist eigentlich nicht Pflicht, nicht unabläßige Verbindlichkeit für alle; sie läßt sich nicht so wie Gerechtigkeit und allgemeine Gütigkeit befehlen; ihre Entstehung, ihre Einrichtung hängt sehr oft von Umständen und Zufällen ab, die nicht in unsrer Gewalt sind; und auch sehr verständige und gute Menschen, die ein empfindsames, freundschaftliches Herz haben, können und müssen oft ohne ihre Schuld des Glückes der Freundschaft, ich meine die ganze innige, vertraute Freundschaft, entbehren. Je mehr inzwischen der Mensch sein Herz dem allgemeinen Wohlwollen, der Menschenliebe und der Bruderliebe, diesen Hauptgeboten des Christenthums, öffnet; je mehr er sich von dem Geiste desselben beherrschen läßt: desto fähiger und geschickter wird er zu jeder, selbst der edelsten und erhabensten Art der Freundschaft seyn. Ja die Freundschaft würde eine sehr allgemeine Tugend, und die ganze Gesellschaft der

Christen eine Gesellschaft innigst mit einander verbundener Freunde seyn, wenn sie alle den Vorschriften der Lehre, die sie bekennen, unverbrüchlich folgten, und sich ganz von ihrem Geiste beseelen ließen.

Daran läßt uns auch das, was wir von dem Stifter des Christenthums, und von seinen ersten Bekennern wissen, nicht zweifeln. Wenn wir Jesum den sanften, zärtlichen, liebevollen Charakter seines Jüngers Johannes mit vorzüglicher Liebe und Vertraulichkeit belohnen, wenn wir diesen seinen Jünger so oft an seiner Brust liegen sehen, und ihn stets den Jünger, den er lieb hatte, nennen hören; wenn wir unsern Herrn das Haus seines Freundes Lazarus zu seinem Erholungs- und Zufluchtsorte wählen sehen; wenn wir ihn zu seinen Begleitern sagen hören: unser Freund Lazarus schläft, aber ich gehe hin, daß ich ihn aufwecke; wenn er dann zu seinem Grabe eilet, bei dem Anblicke des Verstorbenen weinet, und die Zuschauer ausrufen: siehe, wie hat er ihn so lieb gehabt! — wie können wir da an dem freundschaftlichen Charakter Jesu zweifeln, oder glauben, daß dieser Charakter mit seinem Geiste und mit seiner Lehre streite? — Und die Verbindung Jesu mit seinen Schülern und Nachfolgern überhaupt, welch ein Muster der edelsten Freundschaft stellet die uns nicht dar! Wie nachsichtsvoll, wie liebreich, wie vertraulich war nicht sein Umgang mit ihnen! Wie groß seine Fürsorge für sie! Wollet ihr mich haben, sprach er bei seiner Gefangennehmung, so lasset diese gehen. So, wie er die Seinen einmal geliebt hatte, heißt es, so liebet er sie bis ans Ende. Und wie er sie, da er von ihnen scheiden sollte, tröstete, er-

munterte, beruhigte! Wie er sich selbst und seine wichtigsten Angelegenheiten darüber ganz zu vergessen schien! Wie er bei dem letzten Abendmahle den zärtlichsten Abschied von ihnen nahm, und sich ihrem Andenken empfahl! Wie er sie selbst während seines Leidens nicht aus den Augen verlor, und sich auch da noch ihrer annahm! Und wie er gleichsam eilte, sich nach seiner Auferstehung von den Todten ihnen wieder zu zeigen, und ihnen ihre Thränen abzutrocknen! War das nicht Freundschaft, nicht die edelste Freundschaft? — Und die ersten Christen, die alle, von dem Geiste des Christenthums beseelet, Ein Herz und Eine Seele waren, die gleichsam alles mit einander gemein hatten, die täglich einmüthig bei einander waren: machten die nicht eine Gesellschaft innigst mit einander verbundener, durch Gottesliebe und Jesusliebe und Bruderliebe mit einander verbundener Freunde aus?

Nein, das Christenthum ist der wahren, tugendhaften Freundschaft nichts weniger als ungünstig. Es flößet uns vielmehr alle die Gesinnungen ein, treibt uns zu allen den Handlungen an, und machet uns zu allen den Aufopferungen fähig, die den Charakter und den Ruhm der Freundschaft ausmachen. Nur müssen wir sie recht kennen und beurtheilen lernen. Und dies ist die Absicht meines gegenwärtigen Vortrags. Ich werde in demselben

Den Werth der Freundschaft,

eines der größten Güter des Lebens, mit euch untersuchen. Zu dem Ende werde ich

erstlich zeigen, wie die Freundschaft beschaffen seyn muß, wenn sie einen wahren, großen Werth haben soll;

dann, worinnen der Werth derselben bestehe; und

endlich, wie wir uns in Rücksicht auf dieselbe verhalten müssen, wenn sie uns das seyn und leisten soll, was sie uns zu seyn und zu leisten vermag.

Dies alles wird uns die Warheit des Spruches Salomons in unserm Texte fühlen lassen: ein treuer Freund liebet mehr, und steht fester bei, denn ein Bruder.

Freundschaft, welch ein heiliger, verehrungswürdiger, — und welch ein gemißbrauchter, entheiligter Name! Bald das reizendste Gewand der Tugend; bald die Larve des Lasters. Bald das unauflöslichste Band der reinsten, edelsten Seelen: bald der gefährlichste Fallstrick des Verführers der Unschuld. Itzt die Mutter der Wahrheit, der Aufrichtigkeit, der Offenherzigkeit: dann der Deckmantel des künstlichsten Betrugs und der tiefsten Arglist. Itzt ein mächtiger Antrieb zu den schönsten großmüthigsten Thaten, dann ein niedriges Mittel, die eigennützigsten Absichten zu verfolgen und zu erreichen. Inzwischen behauptet doch die wahre Freundschaft ihre Rechte und ihre Würde. Sie behauptet die erhabene Stelle, die sie unter den Tugenden und Vorzügen der menschlichen Natur, unter den Quellen unsrer Glückseligkeit einnimmt. Aber nicht alles, was ihren Namen trägt, nicht alles, was ihre Gestalt entlehnet, ist sie selbst. Laßt uns, um sie zu retten, Schein und Wahrheit wohl unterscheiden.

Wenn ich von dem Werthe der Freundschaft rede, so verstehe ich nicht das darunter, was der Miß-

brauch gemeiniglich so nennet; nicht jede weitläufigere oder engere Verbindung, die sich auf Verwandtschaft, oder auf Geschäfte, oder auf Umgang, oder auf gemeinschaftliche Vergnügungen und Lustbarkeiten gründet, und wobei weder innige Liebe, noch Zärtlichkeit, noch Vertraulichkeit statt findet. Dies ist fast immer nichts anders, als ein eigennütziger Tausch von kleinen Gefälligkeiten und Dienstleistungen, an welchen das Herz den wenigsten Antheil hat; oft ist es ein niedriges Gewerbe von gegenseitigen Vortheilen, das nur so lange besteht, als jeder seine Rechnung dabei findet. Nein, die wahre Freundschaft ist reine, edle Liebe, ist innige, völlige Vereinigung der Herzen, welche die wahrhaftigste Theilnehmung an allen Freuden und Leiden des andern, die größte gegenseitige Offenheit und Vertraulichkeit, den uneigennützigsten Diensteifer zeuget, und den Freund mit seinem Freunde in Rücksicht auf Gesinnungen und Empfindungen so verbindet, daß sie beide gleichsam nur ein Ich ausmachen.

Auch Aehnlichkeit oder Gleichförmigkeit der Denkungsart, des Geschmackes, der Neigungen, der Absichten und Bestrebungen, und ein daraus entstehender stärkerer Hang gegen einander, ist nicht das einzige, nicht das Vornehmste, was bei der wahren, dieses Namens würdigen, Freundschaft zum Grunde liegt. Diese Aehnlichkeit, diese Gleichförmigkeit, dieser gegenseitige Hang kann auch zwischen Thoren und Bösewichtern statt haben, und sie auf eine kürzere oder längere Zeit sehr genau mit einander verbinden. Aber wer wird dieses Verhältniß und diese Verbindung Freundschaft nennen? Nicht selten ist es Verschwörung gegen das allgemeine Beste, Ver-

bindung zu gemeinschaftlichen Ausschweifungen und Verbrechen. Nein, nur die Aehnlichkeit, die Gleichförmigkeit der Denkungs- und Sinnesart, die sich auf gegenseitige gute Neigungen und Gesinnungen, edle und gemeinnützige Absichten und Bestrebungen gründet, nur die kann Menschen einander so nahe bringen, und so innig mit einander vereinigen, daß sie gleichsam ein Herz und eine Seele werden; und nur aus dieser Vereinigung kann wahre, erhabene Freundschaft entstehen.

Soll also die Freundschaft einen wahren, großen Werth haben; so muß sie sich auf wirkliche Vorzüge des Geistes und des Herzens; sie muß sich auf Verstand und Tugend, und auf gegenseitige Hochachtung gründen. Beide, Geist und Herz, sind dabei gleich nothwendig. Das gute Herz allein ist zum Glücke der Freundschaft nicht genug. Ein gesunder richtiger Verstand muß dasselbe leiten, wenn uns nicht der Freund wider seinen Willen oft mehr Verdruß als Freude verursachen, mehr schaden als nützen soll. Das Licht, das uns als Freunde erleuchten, und die Wärme, die uns beleben soll, müssen nicht dem blendenden Scheine des Blitzes und der versengenden Hitze des Sommers, sondern dem Lichte des Tages und dem sanft erwärmenden Hauche des Frühlings ähnlich seyn. — Aber auch der richtige Verstand und das weichste, zärtlichste Herz sind ohne die Hülfe der Tugend nur schwache, hinfällige Stützen der Freundschaft. Freundschaft, die sich nicht auf Tugend, auf gegenseitige Liebe alles dessen, was schön und wahr und recht und gut ist, gründet, kann nicht lange Bestand

haben. Sie ist keiner edeln, großmüthigen Aufopferung fähig. Der Lasterhafte ist immer in gewissen Stücken selbstsüchtig, eigennützig. Seine Absichten, seine Vortheile ändern sich so wie seine Neigungen und Leidenschaften; und sobald diese ins Gedränge kommen, so wird die Stimme der Freundschaft nicht mehr gehört und ihre heiligsten Rechte werden unter die Füße getreten. Die Freundschaft zwischen Bösen dauert nur so lange, als einer des andern zur Ausführung seiner Entwürfe, oder zur Befriedigung seiner sinnlichen Lüste, oder zur Bedrückung und zum Verderben des dritten bedarf. Nur der Tugendhafte bleibt auch dann noch seinem Freunde getreu, wenn ihm dieser keine Vortheile mehr verschaffen und keine Hülfe mehr leisten, wenn er ihm für alle seine Gefälligkeiten und Dienste nichts als ein Herz, das ihren Werth erkennet und fühlet, zurückgeben kann. Nur die Tugend kann endlich wahre, dauerhafte Hochachtung gegen meinen Freund in mir zeugen. Und was ist Freundschaft ohne Hochachtung? Das Werk des Eigensinns, der Laune, der Sinnlichkeit, des Eigennutzes, oder eines blinden, mechanischen Triebes, das eben so vielen Abwechslungen und Zufällen unterworfen ist, als der Grund, worauf es beruhet.

Soll die Freundschaft ferner einen wahren, einen großen Werth haben, so muß sie uneigennützig, edel, und dabei unpartheiisch seyn. Wer meine Freundschaft nur deswegen suchet und pfleget, weil er gewisse ihm vortheilhafte Absichten durch mich zu befördern und zu erreichen, oder gewisse Entwürfe der Ehrbegierde desto leichter auszuführen hoffet, wer nur in so weit und so lange mein

Freund ist, als er seinen Nutzen oder sein Vergnügen dabei findet: der entheiliget den ehrwürdigen Namen, worunter er seine niedrige Selbstsucht verbirgt. Der wahre Freund denket mehr an das Wohl seines Freundes, als an sein eignes Wohl, und fühlet sich weit glücklicher, wenn er ihm geben, ihm helfen, für ihn arbeiten, für ihn leiden kann, als wenn er Hülfe und Wohlthaten von ihm empfängt. Er verehret und liebet den Geist, das Herz seines Freundes, das, was ihn zu einem verehrungs- und liebenswürdigen Menschen machet, und nicht seinen Stand, seinen Reichthum, sein Ansehen, seinen Einfluß auf andere, seine äußern Vorzüge. Bei dem allem aber ist er unpartheiisch. Er verkennt die größern Vorzüge der Verdienste anderer, mit denen er weniger genau verbunden ist, nicht; läßt ihnen völlige Gerechtigkeit widerfahren; erweiset ihnen, wenn sie es verdienen und bedürfen, noch mehr Achtung, noch mehr Ehrerbietung, noch mehr Hülfe, als dem Freunde seines Herzens; setzet sie nicht nur in Gedanken, sondern in der That über denselben hinauf, und befördert ihre Absichten und ihr Glück selbst zum scheinbaren Nachtheile seines Freundes, wenn es die Wahrheit und Gerechtigkeit und das gemeine Beste fordern.

Ja, soll die Freundschaft einen wahren, großen Werth haben; soll sie moralisch gut seyn, so darf sie drittens weder mit der allgemeinen Menschenliebe, noch mit dem Besten der ganzen Gesellschaft, deren Glied ich bin, noch mit den besondern Verhältnissen streiten, in welche ich gegen Blutsverwandte, Ehegatten, Hausgenossen, Mitbürger stehe. Nein, Freundesliebe darf

eben so wenig als Vaterlandsliebe in Menschenhaß ausarten. Nie darf ich meinem Freunde meine Pflicht, nie ihm die Rechte des Unschuldigen, nie das gemeine Beste aufopfern; nie mich so ausschliessungsweise an ihn hängen, und für ihn leben, daß ich darüber andern, die ebenfalls Ansprüche auf meine Achtung und meine Liebe haben, mein Wohlwollen, oder meinen Umgang und meine Dienste entziehe. Freundschaft, die sich auf Weisheit und auf Tugend gründet, kann und wird dieses nie fordern; ja sie würde sich beleidiget, entehret, geschändet finden, wenn solches geschähe. Je mehr Vergnügen hingegen edle Freunde ihrer Pflicht aufopfern; je würdiger ein jeder seine Stelle in der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft behauptet: desto fester wird das Band der Freundschaft zwischen ihnen geknüpft.

Den größten Werth giebt endlich der Freundschaft die wahre Herzensfrömmigkeit. Die verbindet den Freund mit seinem Freunde durch alles, was die Religion ehrwürdiges, heiliges, tröstliches hat. Die machet ihnen alles, woran dem Menschen am meisten gelegen ist, zur gemeinschaftlichen Angelegenheit. Die reiniget ihre Herzen von allen selbstsüchtigen, niedrigen Trieben und Neigungen. Die verknüpfet sie als Mitanbeter Gottes, als Mitverehrer Jesu, als Miterber der zukünftigen Seligkeit, durch die engsten Bande des Glaubens und der Hoffnung mit einander. Die eröffnet ihnen Aussichten in einen höhern Zustand, wo sie sich ewig lieben, und ewig mit vereinigten Kräften nach Vollkommenheit streben werden. Und welcher Treue, welcher Aufopferungen muß sie dies nicht fähig ma-

chen! Welche große, erhabene Empfindungen ihnen wechselweise mittheilen! welchen Werth ihrer Freundschaft geben!

Ja, Freundschaft, die so beschaffen ist, die auf solchen Gründen beruhet, die hat einen großen, einen unschätzbar großen Werth! Laßt uns sehen, was ihr diesen Werth gebe, oder worinnen dersselbe bestehe? Freundschaft ist erstlich die innigste, seligste Vereinigung zwoer Seelen von einerlei edlen Denkungs- und Sinnesart. Alles in der Natur, M. A. Z., in der Geister- wie in der Körperwelt, strebet nach Vereinigung, nach immer genauerer und völligerer Vereinigung. So wie sich die Materie gegenseitig anzieht: so ziehen sich auch Geister, so menschliche Seelen an; so strebet alles, sich dem zu nähern und mit dem zu vereinigen, was gleichartig mit ihm ist oder zu seyn scheint. Dies ist der Grund der Liebe, dies der Grund der Freundschaft. Jene hat sinnliche und gröbere; diese geistige und edlere Vereinigung zur Absicht. Je weiser und besser, je vollkommener die Freunde sind; desto vollkommener ist ihre Vereinigung. Wenn beide einen richtig und stark denkenden Verstand, ein viel umfassendes, gefühlvolles Herz; wenn beide weit ausgebreitete Kenntnisse, große, erhabene Gesinnungen, reine, edle Empfindungen; beide viel Thätigkeit im Guten haben: so sind auch zwischen beiden gleichsam um so viel mehr Berührungspunkte, und eine so viel größere Gleichartigkeit, die sie einander immer näher bringt, und immer unauflöslicher verbindet. Sie sehen so viele Dinge von derselben Seite, aus demselben Gesichtspunkte, in derselben Verbindung an; sie

denken und urtheilen über so viele wichtige Dinge eben dasselbe; sie werden bei so vielen Gelegenheiten von eben denselben Empfindungen durchdrungen; sie beschäftigen sich so oft und so gern mit eben denselben Dingen: daß ein jeder sich selbst in dem andern erblicket, sich selbst in dem andern fühlet, und beide so denken und wollen und empfinden und handeln, als ob sie nur Eins wären. Freundschaft ist in der That eine verdoppelte oder vervielfältigte Art zu seyn und zu wirken, und Gutes zu genießen. Ein jeder existiret zugleich in dem andern, handelt und wirket durch den andern. Das Gute, was der eine thut, das haben beide gethan; die Freude, die der eine genießt, wird auch von dem andern genossen; das Verdienst des einen wird zugleich auf die Rechnung des andern geschrieben. Beide werden von demselben gemeinschaftlichen Interesse belebet und in die mannigfaltigste Thätigkeit gesetzt. Und wie sehr muß nicht dieses alles gleichgestimmte Seelen vereinigen; und wie selig muß nicht das Gefühl, der Genuß dieser Vereinigung seyn!

Die wahre Freundschaft ist ferner die innigste Gemeinschaft aller Freuden und Leiden des Lebens; eine Gemeinschaft, die jene eben so sehr versüßet und erhöhet, als sie diese erleichtert. Keine Freude, die ganz in meinem Herzen verschlossen bleibt, die ich nicht mit irgend einem Wesen meiner Art theilen, die ich nicht mit ihm genießen kann, behält einen großen Werth; selbst die erhabenste, göttlichste aller Freuden, die Andachtsfreude, würde nicht das seyn, was sie ist, wenn ich sie nicht im Gefühl der Gegenwart Gottes, und meiner Verbindung mit ihm genösse; und jedes, selbst das ge-

ringste Leiden kann drückend, kann unerträglich werden, wenn ich es ganz allein tragen muß, wenn keiner von allen, die mich umgeben, mit mir leidet, oder wenn mich nicht der Gedanke des Allgegenwärtigen dabei unterstützet. Aber welche Freude wird nicht dadurch erhöhet und vervielfältiget, welche Freude wird nicht oft dadurch zum Entzücken, daß ich sie dem Freunde meines Herzens mittheile, daß er sie eben so innig, eben so ganz fühlet, als ich sie selbst fühle, daß er mich auf jeden Umstand, jede Folge, jede Wirkung derselben, die ihren Werth vermehret, aufmerksam machet, und für mich und mit mir aus der Fülle meines Herzens Gott, dem Freudengeber dafür danket! Und welcher wahre, gute Gedanke, welche menschliche, edle Empfindung, welches rühmliche Vorhaben, welches nützliche Geschäfte, welcher merkliche Fortgang in demselben, welcher unschuldige Genuß der Natur, welcher Wachsthum in der Erkenntniß oder in der Tugend, welche Annäherung zum gemeinschaftlichen Ziele wird nicht Freunden dieser Art zur Quelle der Freude! Wie veredelt sich nicht alles in ihren Augen durch den gegenseitigen frohen Antheil, den sie daran nehmen, durch das gefühlvolle, von Liebe durchdrungene Herz, womit sie es genießen! — Und ihre Leiden, wie viel erträglicher, wie viel leichter, müssen ihnen die nicht werden, da sie nicht ihrer eigenen Heftigkeit und Wuth überlassen sind, da sie nicht in dem Innersten des Herzens verschlossen bleiben, und da um so viel tiefer verwunden und schmerzen, sondern sie einer in den Schooß des andern ausschüttet, einer dem andern alles, was ihn ängstiget und quälet, ohne Zurückhaltung anvertrauet, und auch das nicht vor

ihm verbirgt, was ihm vielleicht keine Gefahr, keine Folter zu entdecken vermöchte! Nein, keiner leidet für sich allein; keiner trägt die Last, die ihn drücket, allein; jeder findet bei dem andern allen Trost, allen Rath, alle Hülfe, die er ihm nur immer zu geben und zu leisten vermag. Und welche Süßigkeiten weiß nicht die Freundschaft selbst über die bittersten Leiden des Freundes zu verbreiten! Mit welchem Lichte die Finsterniß, die ihn umgiebt, zu zerstreuen! Welchen Muth, welche Stärke seinem verzagten, ermatteten Herzen einzuflößen! Welchen kleinen Umstand, der ihn erquicken und erheitern kann, benutzet sie nicht! Mit welcher sanften Hand verbindet sie nicht seine Wunden! Welche Aufmerksamkeit, welche Dienstleistung, welche Gefälligkeit, welche Nachsicht, welches Opfer ist ihr zu mühsam oder zu theuer! Und was erfreuet, was belohnet sie mehr, als wenn sie den leidenden Freund weniger leiden, ruhiger leiden, nicht mehr leiden sieht; wenn sie ihn gerettet, gestärket, erheitert, zufrieden in seine Arme schließen, und an ihr Herz drücken kann!

Die wahre tugendhafte Freundschaft ist drittens gemeinschaftliches Fortstreben nach einem und eben demselben Ziele, Fortstreben nach immer höherer Vollkommenheit. Und wie sehr müssen sich nicht gutgesinnte, edeldenkende Freunde dieses Fortstreben nach dem Ziele der Vollkommenheit erleichtern! Hand in Hand wandeln sie auf dem Pfade der Weisheit und der Tugend; mit vereinigten Herzen, mit zusammengesetzten Kräften arbeiten sie an ihrer Besserung und Glückseligkeit. Einer erwecket und ermuntert den andern zum Fortgange; einer treibt den andern zum Fleiße, zur Be-

harrlichkeit; einer feuert den andern zu edlen, rühmlichen Thaten an. Jeder wachet über den andern, so wie über sich selbst: warnet ihn vor jeder Gefahr, erinnert ihn an jede Pflicht, unterstützet ihn bei jeder mühsamen, schweren Unternehmung, führet ihn von jedem Abwege oder Irrwege liebreich zurücke. Strauchelt oder fällt der eine, so richtet ihn der andere wieder auf; wird der eine in seinem Laufe verdrossen und müde, so flößet ihm der Zuruf und das Beispiel des andern neuen Muth und neue Standhaftigkeit ein. Jeder findet in hundert Fällen bei dem andern die Einsichten, die Kräfte, die Fertigkeiten, die er bei sich selbst nicht findet. Nie entfernet und schwächet sie niedere Eifersucht; aber edle Nacheiferung beseelet sie stets, und läßt keinen von beiden zurückbleiben. Sie kämpfen gemeinschaftlich gegen jede unordentliche Leidenschaft, die sich in ihnen reget, gegen jeden Angriff des Neides und des Spottes, gegen allen schädlichen Einfluß herrschender böser Grundsätze und Gewohnheiten, gegen alle ängstliche Sorgen und Bekümmernisse. Und wie sehr muß ihnen dieses nicht den Sieg über alle ihre Feinde erleichtern! Je mehr Hindernisse und Schwierigkeiten, je mehr Gefahren sie auf ihrem Wege antreffen: desto fester wird das Band, das sie verbindet, geknüpft; desto mehr wird ihre Treue geübt und bewähret; desto stärker ist das gegenseitige Gefühl der Freundschaft; und desto wirksamer ihre gemeinschaftliche Anstrengung, alle Hindernisse zu übersteigen, alle Schwierigkeiten zu überwinden, mitten durch alle Gefahren nach dem Ziele zu eilen, und dasselbe mit innig verbundenen Händen und Herzen zu ergreifen. Die dringendste Noth, die augen-

scheinlichste Gefahr, die schwersten, kostbarsten Aufopferungen sind eben sowohl Nahrung als Probe der edlen Freundschaft; und je mehr der Freund für seinen Freund thun und wagen und aufopfern und leiden und erinnern kann, desto seliger ist er im Gefühle seiner Freundschaft. Und welcher Thaten, welcher Unternehmungen sind Freunde dieser Art nicht fähig! Welcher Grad der Tugend, welche Vollkommenheit ist für sie unerreichbar!

Und welch einen Werth, welch einen unschätzbaren Werth muß nicht dieses alles der Freundschaft geben! Welches irdische Glück, welcher äußere Vorzug kann mit ihr verglichen werden? Nein, sie ist weit mehr werth, als Reichthum und Ehre und Hoheit nnd Macht, als aller Glanz irdischer Thronen. Mit ihr kann der Mensch dieses alles entbehren und doch glücklich seyn; ohne sie kann jenes alles sein Herz nicht befriedigen, und seine Sehnsucht nach Glückseligkeit nicht stillen! — Selbst die Liebe muß der Freundschaft weichen. Sinnliche Liebe verzehret und zerstöret sich selbst durch den Genuß; und wenn sie sich nicht zur Freundschaft erhebt und in Freundschaft verwandelt, so zieht sie bald Sättigung, Ueberdruß, Eckel nach sich. Die Freuden der Freundschaft allein sind unerschöpflich, und ihr Genuß läßt das Verlangen darnach nie ermatten. Ist die Freundschaft weniger lebhaft und feurig als die Liebe, so ist sie um so viel reiner und dauerhafter. Sie hat Gegenstände, die einer immer zunehmenden, einer unaufhörlichen Vollkommenheit fähig sind; an welchen sich immer neue Schönheiten, neue Vorzüge, neue Blüthen und Früchte entdecken und genießen lassen. Sie ver-

einiget nicht Blumen, die heute blühen und morgen verwelken; nicht hinfällige, beständig dem Staube und der Verwesung sich nähernde Körper: sondern Seelen, Geister, unsterbliche Wesen mit einander; Wesen die sich immer weiter über den Staub erheben, und ihrem gemeinschaftlichen Urquell, dem Vater aller Geister, immer näher kommen. Wenn die Liebe gemeiniglich noch diesseits des Grabes erstirbt, so erstrecket sich die Freundschaft bis über das Grab, bis in die zukünftige bessere Welt hinaus, und der Tod giebt ihr neues Leben, versetzet sie auf einen neuen Schauplatz, wo ihr Genuß noch reiner, noch völliger ist, und sie sich durch noch edlere Bestrebungen und Thaten äußert.

So groß dabei der Werth der Freundschaft, M. A. Z., und so beneidenswerth der Mensch ist, der ihre Seligkeit genießt, so ist sie doch kein Vorrecht der Lieblinge des Glücks, kein Gut, auf welches nur Personen von höhern, Ständen Anspruch machen könnten. Nein die Freundschaft wohnet selten bei Reichen, noch seltener bei Großen und Mächtigen. Sie zieht die Hütte dem Pallaste, die einfache Lebensart des bescheidenen, und mit seinem Loose zufriedenen Mittelmannes der Pracht und Ueppigkeit der Vornehmen; sehr oft zieht sie die Wohnung des Leidens dem Sitze der Freude vor. Menschen von niedrigen Klassen halten sich näher zusammen, fühlen ihre natürliche Gleichheit mehr, durchkreuzen einander in ihren Absichten und Unternehmungen weniger, sind seltener Mitwerber um dieselben Vorzüge, sind weniger zerstreuet und betäubet, und verlieren einander nicht so oft unter der Menge fremder Gegen-

stände aus dem Gesichte: und der Leidende bedarf eines Mitleidenden, in dessen Herz er seinen Kummer ausschütte, dessen Gegenwart und Theilnehmung ihn tröste und erheitere, und in dessen Umgange er seinen Verlust und seine Leiden vergesse. So hält sehr oft die Freundschaft dem tiefsten Elende das Gegengewicht, und der Mangel derselben benimmt dem glänzendsten Wohlstande einen großen Theil seines Werths.

Lauter Betrachtungen, M. A. Z., die uns nicht daran zweifeln lassen, daß die Freundschaft ein sehr begehrenswürdiges Gut, daß sie eines der kostbarsten, edelsten Güter des Lebens sey. Wohl dem, der dieses seltene Gut besitzt, der seinen ganzen Werth zu schätzen und seine ganze Seligkeit zu empfinden weiß! Ihm kann es nie an Beruhigung, an Trost, an Freude, an Glückseligkeit fehlen. Ihm muß der Pfad seines Lebens weit ebener und heiterer und angenehmer seyn, als dem Unglücklichen, der ihn ohne Begleiter, ohne Freund durchwandern, seine Annehmlichkeiten für sich allein bemerken und genießen, und seine Beschwerden ohne Hülfe und Unterstützung tragen muß.

Willst du, mein christlicher Bruder, das Glück der Freundschaft aus Erfahrung kennen, so sey behutsam in der Wahl deines Freundes. Laß dich Weisheit und Tugend dabei leiten. Laß nicht äußere Reize, nicht freundliche lächelnde Mienen, nicht schmeichelnde Reden, nicht zuvorkommende Gefälligkeit, nicht den ersten Eindruck des Wohlgefallens, nicht jede Aehnlichkeit des Sinnes oder des Geschmackes dich täuschen. Gieb dein Herz ja nicht leichtsinniger Weise jedem, der Ansprüche darauf

machet, oder der itzt Vergnügungen und Lust gewähret, dahin. Vertraue dich keinem Unbesonnenen, keinem Spötter, keinem Witzlinge, keinem Verächter der Religion und der strengen Sittsamkeit an. Verbinde dich mit niemanden, dem die Bande des ehelichen, des häußlichen, des gesellschaftlichen Lebens, und die noch ehrwürdigern Bande, die das Geschöpf mit dem Schöpfer verbinden, nicht heilig sind. Ziehe bei deiner Wahl Verstand und Rechtschaffenheit allem Glanze des Reichthums und des Standes, Offenheit und Redlichkeit des Herzens dem feinsten, unterhaltendsten Witze; ziehe selbst den strengsten Tadler dem gefälligsten Schmeichler vor. Wähle den Wahrheitsfreund, den Tugendfreund, den Menschenfreund, den Freund Gottes zu deinem Freunde. Entbehre lieber des Glückes der Freundschaft um so viel länger, als daß du dich der Gefahr bloß setzen solltest, da Kummer und Elend zu finden, wo du die reinste menschliche Glückseligkeit suchtest!

Willst du ferner das Glück der Freundschaft genießen, und es auf eine vernünftige, dauerhafte Art genießen, so mache dir keine übertriebene, keine romanhafte Begriffe von dem, was Freundschaft ist. Täusche dich nicht mit dem Bilde eines Freundes, der nirgends existiret, oder der, wenn er so existirte, ein unbrauchbares und schädliches Glied der Gesellschaft wäre. Sey billig in deinen Forderungen an deinen Freund. Verlange keine übermenschliche Vollkommenheit, keine Fehlerlosigkeit von ihm. Vergiß nie, daß er ein Mensch, ein schwaches, eingeschränktes Geschöpf ist, das so wie du irren und fehlen kann und muß und wird, so lange er Mensch ist.

Vergiß nie, daß er Vater, Gatte, Bruder, Bürger, Haupt oder Glied irgend einer kleinern oder größern Gesellschaft ist, und mit tausend andern Menschen in mancherlei Verbindungen steht. Verlange also nicht von ihm, daß er dich immer ganz richtig beurtheile, daß er dir immer den besten Rath gebe, daß sein Angesicht immer gleich heiter, sein Betragen immer gleich einnehmend und reizend, sein Herz immer gleich empfindsam und offen, seine Theilnehmung an allem, was dich betrifft, immer gleich groß und gleich warm sey. Verlange nicht von ihm, daß er blos für dich lebe, blos mit dir umgehe; noch weniger, daß er um deinetwillen sein Gewissen verletze, seine Pflicht versäume, oder dir das Beste derjenigen, deren Versorger und Beschützer er ist, aufopfere. Nein, gegenseitige Treue und Rechtschaffenheit in der Erfüllung seiner Pflichten ist, so wie gegenseitige Nachsicht und Geduld, das festeste Band der Freundschaft.

Willst du drittens dieses Glück ganz und lange genießen, so behandle deinen Freund mit Vorsichtigkeit. Die Blume der Freundschaft will mit zarter Hand gepfleget und gewartet seyn; sie hat Nahrung und Erquickung vonnöthen, wenn sie nicht welken oder gar verwelken soll. Schone also der unschuldigen, aber dir vielleicht beschwerlichen, Schwachheiten deines Freundes. Lege ihm keine Bürden auf, die ihn drücken könnten. Gieb ihm eben so gern und noch lieber, als du von ihm empfängst. Setze ihn nie auf Proben, die Mißtrauen verrathen oder Verdacht erwecken könnten. Dringe ihm deine Dienste und Gefälligkeiten nie auf; und zwing ihm kein Geheimniß ab, womit er

dich nicht belasten will. Hüte dich, ihm jede Miene, jedes Wort, jede kleine Handlung, die vielleicht nicht freundschaftlich genug sind, zum Verbrechen der beleidigten Freundschaft anzurechnen, wenn du einmal seines Herzens gewiß bist. Laß die Gewalt, die du über ihn hast, ja nicht in Herrschsucht und Strenge; und die Freiheit und Vertraulichkeit, die zwischen dir und ihm statt finden, ja nicht in gänzliche Hintansetzung alles Wohlstandes und aller Bescheidenheit ausarten.

Willst du endlich das Glück der Freundschaft genießen und seinen ganzen Werth aus Erfahrung kennen lernen, so sey eifrig und genau in der Erfüllung aller Pflichten, die du deinem Freunde schuldig bist. Verliere seine Bedürfnisse, seine Angelegenheiten, seine Absichten, seine Verbindungen nie ganz aus dem Gesichte; laß dir nichts von dem, was ihn betrifft, fremde, aber alles immer wichtiger und theurer werden. Komm ihm, so oft als du nur kannst, mit dem zuvor, was er von deiner Freundschaft erwarten oder verlangen könnte; und laß dich Heiterkeit und Freude bei allem dem begleiten und beleben, was du für ihn thust. Danke ihm für die Gefälligkeiten und Dienste, die er von dir annimmt, ebensowohl, als für diejenigen, die er dir leistet. Sey vornehmlich sorgfältig und treu in den wichtigsten, edelsten Erweisungen der tugendhaften Freundschaft. Erinnere ihn, warne ihn, ermuntere ihn, treib ihn zu allem, was schön und gut ist, an; und laß dich die Furcht, seine Achtung und Liebe dadurch zu verlieren, nie davon abhalten. Freundschaft, die bei dieser Probe nicht be-

steht, die durch dieselbe nicht noch fester geknüpft wird, verdienet diesen ehrwürdigen Namen nicht, verdienet nicht, daß du sie als das größte Gut des Lebens, mit aller möglichen Sorgfalt unterhaltest. Freilich darfst du dich die ersten vergeblichen Versuche nicht abschrecken lassen. Freilich mußt du deinen Erinnerungen, deinen Warnungen, deinen Bestrafungen, durch alles, was die Freundschaft überredendes und überwältigendes hat, Eingang und Gehör zu verschaffen suchen. Freilich mußt du den Unwillen deines sonst edeln Freundes oft vertragen, und mit ungeschwächter Liebe vertragen. Aber wenn er sich schlechterdings nicht erinnern, nicht warnen, nicht strafen läßt, wenn er blos geschmeichelt seyn will, so laß die Bande, die dich mit ihm verbinden, sich immerhin auflösen. Sie waren nicht von der Weisheit und Tugend geknüpft, und könnten dir leicht zu Fallstricken werden. — Wenn du aber jenes mit Recht von deinem Freunde verlangest, so nimm denn auch auf der andern Seite die Erinnerungen, die Zurechtweisungen, selbst die Bestrafungen deines Freundes mit willigem, dankbarem Herzen an. Verehre und liebe ihn um so viel inniger, um so viel seltnere Proben er dir dadurch von seiner Achtung und Liebe giebt; und eile so mit ihm dem Ziele der menschlichen Vollkommenheit entgegen, zu welchem uns jede Tugend, jede Art von Glückseligkeit, und also auch die Freundschaft führen soll! Amen.

5) Predigt auf Weihnachten 1786.

Ich verkündige euch große Freude, welche sich über alles Volk verbreiten wird. Luk. 2, 10.

Wir feiern gewöhnlich, meine Brüder, nur die Geburt der Großen durch öffentliche und ausgezeichnete Anstalten der Ehre und Freude. Und oftmals zwar — es ist heilige Pflicht, dies zu rühmen — oftmals ist diese Feier wirklich der reine, lebendige Ausdruck der Wonne und der Dankbarkeit, die ein gerührtes und von Wohlthaten durchdrungenes Volk seinem Vater des Vaterlandes zollt, indem es, begeistert von dem Gefühl der Ruhe und Zufriedenheit, die es genießt, in den heissen und herzlichen Wunsch ausbricht: Möchte doch dieser weise, dieser gütige und gerechte Fürst ewig unter uns leben!

Aber die Geschichte belehrt uns auch, daß diese Feier nicht selten bloß ein heuchlerisches Bestreben der Schmeichelei war, Verdienste und Wohlthaten zu preisen, wo keine waren, und dem Stolze der Großen unverdienten Weihrauch zu streuen. Und, o mein Gott! was konnte alsdann das unter mancherlei Drangsalen seufzende Volk, anstatt sich zu freuen, anders thun, als blutige Thränen weinen, wenn der Tag der Geburt ihres Gebieters sie erinnerte, daß der Mann, den die Vorsehung bestimmt hatte, sie zu beglücken, seine Macht zum Werkzeuge ihres Unglückes mißbrauche? Was konnte dann die unterdrückte Menschheit im Gefühle des Unmuthes anders, als in Geheim den unwillkührlichen Wunsch ausstoßen: Möchte doch dieser Mann nie geboren seyn!

Aber, meine Brüder, heute lassen Sie immerhin Ihr gefühlvolles Herz frei athmen! Heute überlassen Sie sich ganz den süßen Empfindungen der Freude, die so schwesterlich mit den Empfindungen der Tugend und des Menschenwohles vereinigt sind! Wir feiern die Geburt, o nicht bloß eines großen, sondern des größten, des besten Mannes, der je zum Wohle der Menschheit geboren ward. An seiner Wiege liegen nicht Krone und Scepter, aber sein Leben war mehr, als Kronen und Scepter werth; denn es war ganz Güte, es war das Leben des besten, des größten Menschenfreundes. So lange die Menschheit den Werth der Weisheit und der Tugend, so lange sie den Adel der Menschenliebe fühlt, wird ihr seine Geburt und sein Andenken heilig seyn. Es ist dies ein Festtag nicht etwa nur eines Landes, einer Nation, es ist ein Festtag des ganzen Erdenkreises und des ganzen Menschengeschlechtes.

Die Engel verkündigten ehemals den einsamen Hirten Freude über seine Ankunft in die Welt, aber wir, meine Brüder, haben keine Engelstimme mehr vonnöthen; o jede seiner menschenfreundlichen Thaten ist für uns ein schöner Engel, welcher uns noch nach tausend Jahren zur Freude ermuntert; wir können nicht umhin, selbst die Mutter selig zu preisen, die ihn in ihrem Schooße trug, und aus deren Brust er die erste Nahrung des Lebens sog. Er war so ein guter Mensch, — wer sollte ohne Rührung, ohne die redlichste Theilnehmung die Feier seiner Geburt begehen! Wir erkennen in ihm einen Sohn des Allerhöchsten, wir beten ihn als denjenigen an, der mit dem Vater und dem göttlichen Geiste eines

Wesens und einer Herrlichkeit ist. Die Schrift erklärt uns seine ewige Abkunft vom Vater, sie erkennt an ihm eine göttliche Vollkommenheit, sie schmücket ihn mit allen Titeln der Gottheit aus. Aber, meine Brüder, so sehr diese Betrachtung in uns Erstaunen, Anbetung und Ehrfurcht gegen ihn erzeugt, so lassen Sie uns doch heute, bei seiner Geburt im Fleische, Jesum vorzüglich als Menschen zum Gegenstande unserer Erbauung machen! Er war ein Mensch, aber der beste Mensch, den je die Erde sah; unter diesem Gesichtspunkte ist er, um mich so auszudrücken, unsers gleichen, wir können den Guten mehr lieben, weil wir in ihm den Bruder lieben; wir können uns an seiner Güte mehr freuen, weil es menschliche Güte ist.

Schon seine Lehre hat so viel Vorzügliches. Sie ist die lauterste Stimme der Weisheit, sie macht die besten, die vollkommensten Menschen, sie veredelt und beglücket das menschliche Leben. Das muß uns, die wir uns zu dieser Lehre bekennen, schon ganz an den Verkündiger derselben anheften. Aber wenn wir dann hören, daß er selbst der beste aller Menschen war, daß kein Arg, keine Falte der Unredlichkeit in ihm zu finden, daß sein Charakter in allen Auftritten des Lebens so ganz aus Güte und Wohlwollen zusammengesetzt war, wie hoch muß unsere Liebe zu ihm und unsere Freude an ihm nicht steigen!

O er war gut in der Mitte der größten Hindernisse, und er zeigte sich gut in der Mitte der Bösen! Dies sind die zwei höchsten und zuverlässigsten Merkmale der menschlichen Güte, und zugleich die zwei Gesichtspunkte, unter welchen wir jetzt, bei

der Feier seiner Geburt, den guten, den liebenswürdigen Jesus betrachten wollen.

Er war gut, selbst bei den größten Hindernissen, mit welchen er zu kämpfen hatte; dies ist die erste Betrachtung. Er war gut, selbst gegen die Bösen, unter welchen er leben mußte; dies ist unsere zweite Betrachtung. Wenn seine Güte alle Hindernisse besiegte, so sehen wir, wie tief sie in seiner Seele gegründet war, und wenn seine Güte selbst unter den Bösen sich gleich blieb, so sehen wir, wie stark, wie unerschütterlich sie in der Ausübung war.

Erster Theil.

Es ist ein Glück, meine Brüder, unter einem milden Himmel, und unter einem weisen und tugendhaften Volke geboren zu werden; man ist alsdann schon in einem fruchtbaren Erdreiche, und die gute Pflanze kann ohne große Hindernisse gedeihen. Daher dankte jener Weise der Vorsehung, daß sie ihn unter so vielen weisen Männern Griechenlandes und in Athen, dem Sitze der Aufklärung und der menschlichen Bildung, geboren werden ließ.

Aber dieses Glück, meine Brüder, ward Jesu nicht zu Theil. Die Nation, unter welche ihn die Vorsehung verpflanzte, war eine der rohsten und verdorbensten des damaligen Zeitalters. Sie befand sich in einem Zustande der drückendsten Sklaverei, in welchem die schönen und edeln Gefühle der Menschheit allmählich verschwinden, wo die Menschen, von der Furcht gefesselt und durch die öffentliche Verachtung erniedrigt, in ihren eignen Augen allen Werth verlieren, zu jeder niedrigen Leidenschaft, zu den abscheulichsten Handlungen, ohne Schamröthe, fähig

sind. Wir dürfen nur die Geschichte Jesu lesen, so werden wir wahrnehmen, daß sein Vaterland damals ein Scheusal, eine wahre Grube der Laster und der Niederträchtigkeiten war. Das Verderbniß der Sitten hatte sich, wie ein schleichendes Gift, über alle Stände verbreitet. Die Könige waren entweder Tyrannen ihrer Brüder, oder müßige Wollüstlinge, oder beides zugleich. Die Hohenpriester zeichneten sich durch Geiz und Heuchelei und durch die niedrigste, kriechendste Rache aus. Die Schriftgelehrten waren unwissende Schwätzer, bei welchen Stolz und Unverschämtheit die Stelle der Weisheit und Tugend vertraten. Das Volk hatte keinen Charakter und kein Gefühl für Sittlichkeit; es überließ sich dem ersten Bösewicht, welcher kam, es zu täuschen und zu seinem Vortheil zu mißbrauchen, und es war noch mehr Sklave der Unwissenheit, des Fanatismus und der elendesten Leidenschaften, als es Sklave der Römer war.

Sehen Sie, meine Brüder, so war das Land beschaffen, in welches der beste aller Menschen von der Vorsehung berufen ward! Welch ein Fond der Güte mußte nicht in ihm seyn, da er durch alle diese Hindernisse so siegreich sich hindurchwand, da er nichts Gutes um sich her sah, und dennoch nichts als Gutes aus sich hervorbrachte! Er hat Allen Gutes und alles gut gethan, sagt die Schrift von ihm. Wer sollte sich nicht freuen, wenn er auf einem verdorrten Hügel, in einer sandigten Wüste plötzlich ein Paradies von Blumen fände? O so müssen wir uns auch freuen, wenn wir hier das schönste Ideal der Menschengüte mitten unter den verdorbensten Menschen wahrnehmen!

Nicht einmal die Religion seines Landes konnte den Saamen der Güte in seinem Herzen zum Wachsthume bringen, so sehr entstaltet, so ausgeartet war sie. Die Religion der Juden war überhaupt eine Religion der Furcht. Gott ist die Liebe, diese Wahrheit war für sie ein Licht unter dem Metzen. Wenn die Heiden ihren Gott einen Donnerer nannten, so glich der Gott der Juden einem Monarchen, der seine Sklaven bis ins vierte Geschlecht zur Strafe zieht. Welcher Keim der Güte und Liebe kann unter diesen Begriffen gedeihen? Aber die Priester erstickten noch überdies die wenigen bessern Körner der Religion, welche im Judenthume zerstreut lagen, durch die Vorurtheile und Irrthümer, die sie nach ihrem Eigendünkel damit verbanden, und wodurch sie das Joch der Furcht durch das Joch des Aberglaubens vergrößerten.

Indessen, wie die Sonne endlich über den dichten Nebel triumphirt, welcher uns den schönen Anblick ihres Aufgangs entzieht, so siegte Jesus über alle diese Hindernisse, welche sich der Bildung, und Veredlung seines Herzens entgegen setzten. Seine Seele schuf sich gleichsam selbst neue und edle Begriffe, sein Herz heiterte sich unter den Finsternissen seines Landes auf, jede seiner Handlungen verkündigte die lauterste Güte seiner Natur, die ein desto größeres Wunder war, weil es unter so verdorbenen Menschen beinahe das einzige war.

Der edle, vortreffliche Mann schuf rings um sich her ein Paradies, sah alles im milden und schönen Lichte, sah alles von außen, wie er selbst von innen war. „Gott ist die Liebe, er ist der Vater der Geschöpfe, er ist die Quelle alles Guten, er

kann nichts wollen, als das Glück und die Zufriedenheit aller lebendigen Wesen. Die Menschen nähern sich der Gottheit, wenn sie Gutes, wie Gott, thun. Die Menschen sind Brüder, sie müssen einander lieb und theuer seyn. Ein gemeinschaftliches Band des Blutes knüpft sie an einander. Weder Religion noch Staat soll zwischen ihnen eine Scheidewand machen. Der Jude ist ein Bruder des Heiden, alle stehen unter einem Vater im Himmel, alle liebt dieser Vater, alle beseligt dieser Vater, alle sollen einander lieben, weil sie Brüder, weil sie geliebte Kinder Gottes sind. Geselligkeit und Eintracht und Wohlwollen macht das Glück unsers Geschlechtes aus. Gott ist die Liebe, und der Menschen erste Pflicht ist die Liebe.“ Wie edel, wie gut mußte der Mann seyn, welcher diese liebenswürdigen Grundsätze, nicht in irgend einem Religionssystem fand, — ach! er sah vielmehr überall das Gegentheil, — sondern sie aus seinem Busen hervorzog, sie als ein bis dahin unbekanntes Licht, wie die Sonne ihre eigenen Strahlen, aus seinem Innersten ausgehen ließ, und durch seine Gesinnungen und Handlungen verstärkte! Hat man je eine so sanfte, so warme Theilnehmung an den Freuden und Leiden der Menschen gesehen, als sie Jesus äußerte? Ward er jemals müde, Allen zu helfen, Allen zu rathen, Alle zu ertragen? Welch einen großen Kreis der Wirksamkeit hat er sich nicht selbst ausgezeichnet, und wie treu und unbesiegbar war seine Güte, die ihn drang, in jede kleine Theilnehmung, wie in jedes große Geschäft, das damit verknüpft war, einzugehen! Wie mäßigte nicht die Güte seines Charakters überall die Festigkeit seiner Weisheit! Wie edel und sanft schmiegte er sich nicht an

alle Menschen, gleich als ob er kein anderes Glück kennete, als Andere glücklich zu sehen!

Mit welcher Wärme nahm er nicht die Kleinen in seine Arme und auf seinen Schooß; ihre Unschuld weckte alle gleichlautende Gefühle seines Herzens; er sah sich selbst in ihnen, wie in einem reinen und glänzenden Spiegel. Mit welcher Inbrunst sprach er von der Natur! Wie innigst fühlte er ihre Schönheiten und webte sie, bei jedem Anlasse, in seine Gespräche und Unterweisungen! O wie gut muß man seyn, wenn man die Reize und Vollkommenheiten der schönen Schöpfung in ihren Theilen und im Ganzen so innigst fühlen kann!

Wie rühmen wir nicht, meine Brüder, die Güte eines Mannes, welcher zur Minderung der menschlichen Leiden in dem Bezirke seiner Stadt, seines engen Wirkungskreises, eine wohlthätige Anstalt zu Stande bringt! Wie liebenswürdig scheint er nicht jedem, der Gefühl für Menschenwohl hat! Aber Jesus hat die größte Anstalt zur Veredlung und Beseligung des Menschengeschlechtes entworfen, hat sie ausgeführt und sie steht bereits als ein Gegenstand des Erstaunens und der Bewunderung seit achtzehn Jahrhunderten in dem Mittelpunkt des Menschengeschlechts. Nein! nie hatte vor ihm ein Mensch den wohlthätigen Gedanken gedacht, für alle Menschen insgesamt, für ihre wahre Aufklärung, für ihre sittliche Bildung, für ihre Vereinigung durch Liebe und Geselligkeit zu sorgen, wie er. Nie verbreitete ein Menschenfreund sein Wohlwollen so weit, daß er Gutes durch alle Theile des Erdbodens, Gutes durch alle künftigen Zeitläufte, so lange die Erde bestehen würde, zu stiften suchte, wie er. Sein Plan

war die höchste Stufe der Menschenliebe, die nie ein Herz fühlte und nie ein Geist dachte. Voll des reinsten Enthusiasmus für das Wohl ihm ähnlicher Geschöpfe, beseelte er eine Anzahl Schüler mit eben dem Liebesgeiste. Dieser würdige und erste Gedanke der menschlichen Größe und Güte athmete in allen seinen öffentlichen Reden; mit diesen vom Himmel stammenden, und in seinem Herzen zur Reife gebrachten Grundsätzen entflammte er alle redlichen Seelen, die ihn hörten; und wenn Sie sich jetzt, meine Brüder an unsern Reden erbauen und in unsern Vorträgen Trost und Beruhigung der Seele fühlen, so müssen Sie dabei gedenken, daß es nur Fortsetzung jener Anstalt ist, welche dieser liebenswürdigste Mann bereits vor mehr als tausend Jahren ausgedacht, ausgeführt und unter allem Wechsel der Zeiten und der menschlichen Verfassungen auf dem Erdboden verewiget hat. O! es war ein guter Mann! Kein Hinderniß vermochte je den Zug seiner Güte zu hemmen und den Muth seiner Menschenliebe zu ersticken; und um Ihnen die Größe seiner Güte und seines Wohlwollens noch lebhafter zu schildern, so setze ich hinzu: er war gut in der Mitte der Bösen und gegen die Bösen selbst, unter welchen er lebte. Diese Betrachtung enthält mein

Zweiter Theil.

Es giebt eine Art Menschen, meine Brüder, welche, durch die Schönheit der Tugend angezogen, sich dem Erwerbe derselben widmen, die aber dieser an sich so würdige Entschluß selbst, wenn ich so sagen soll, unerträglich macht. Sie streben nach sittlicher Vollkommenheit, aber sie glauben nicht, darin zu-

zunehmen, wenn sie nicht jedem schwachen oder lasterhaften Mitbruder den Krieg ankündigen. Je mehr das Gefühl und die Sehnsucht zum Guten in ihnen wächst, desto unversöhnlicher werden sie gegen die Bösen. Dieses rühmliche Streben nach dem Bessern in einem erbitterten, unduldsamen Herzen ist gleichsam ein schönes kostbares Gewächs in einem besudelten Gefäße. Der wahre Tugendhafte weiß das Edle und Gute an den Menschen zu fühlen, ohne sich durch ihre Schwachheiten oder Thorheiten in seinen so gerechten Empfindungen der Achtung und der Freude stören zu lassen. Die wahre Tugend, der wahre Geschmack und die wahre Güte des Herzens sind ein und das nämliche Ding. Menschen, die davon begeistert sind, fühlen das Gute, freuen sich am Guten, sie mehren selbst die Summe des Guten nach Möglichkeit; aber sie sind auch gegen die Bösen gut, und sie wissen überall das Gute hervorzuziehen, ohne durch die Bitterkeit des Bösen in ihrem Genusse zu sehr gestört zu werden.

Die ersten Jünger Jesu, wie roh, wie voll jüdischer Vorurtheile, niedriger Begriffe und unedler Gesinnungen waren sie nicht! Aber das gute Herz ihres Meisters schmiegte sich doch brüderlich an sie. O er war so fähig, wenig von den Menschen zu fordern, und ihnen aus seiner ganzen Fülle alles mitzutheilen; so fähig, um einer guten Eigenschaft wegen, die er fand, hundert Schwachheiten mit Liebe zu decken und zu tragen! Er konnte die fehlenden Menschen so durch seine Güte einnehmen, ohne durch ihre Fehler beleidigt zu werden. Er entschuldigte mit so viel Liebe und besserte mit so viel Nachsicht! Nur wenn sie selbst unverträglich wurden, wenn ihre

jüdische üble Laune auffuhr und Menschen tadeln wollte, die vielleicht besser, als sie selbst waren, dann ergoß sich sein Eifer wider sie, dann hielt er ihnen ernste Strafreden, die ihnen die Größe ihres Fehlers durch die Größe des Nachdruckes, den er seinen Worten gab, begreiflich machen sollte. Der wahrhaft Gute kann nur zürnen, wenn man unverträglich und mürrisch gegen Andere ist, wenn man die süße Harmonie der Bruderliebe stört.

Wenn wir die Geschichte Jesu lesen, so bemerken wir, daß diese Menschen, die er seines nähern Vertrauens und seiner täglichen Gesellschaft würdigte, wenigstens im Anfange die Größe seines Charakters nicht fühlen, nicht enimal ahnen konnten. Sie boten ihm täglich Beweise ihrer falschen und niedrigen Vorstellungen von ihm dar. Seine Lehren wurden in ihren Köpfen entstaltet und durch ihr Judenthum gleichsam verunreiniget. Sie verstanden seine Worte nicht einmal; ihr eingeschränktes, an ihr kleines Vaterland angeheftetes Herz konnte den großen Gedanken nicht fassen, den die Güte seines Herzens erzeugt hatte, und zu dessen wohlthätiger Ausführung sie dereinst die Werkzeuge seyn sollten. Und doch — wie freundlich, wie langmüthig, war der edle Mann gegen sie! Wie unermüdet, ihre Begriffe zu berichtigen, ihre Gesinnungen zu veredeln und ihr Herz zu bilden! Einem Mann von der Seelengröße Jesu, was konnte ihn gegen den Eckel in dem täglichen Umgange mit so ungebildeten, so schwachen und rohen Menschen schadlos halten, als eine Güte des Herzens, die der Größe seiner Seele das Gleichgewicht hielt? Was anders, als die in ihm so unbesiegbar arbei-

tende Menschenliebe, die seine eigne Bequemlichkeit aufopferte, um Andern nützlich zu werden, und die ihm alle Unannehmlichkeiten ihrer Gesellschaft durch den Gedanken versüßte, wie viel Gutes er durch sie in dem Menschengeschlechte stiften könnte!

Ach, meine Brüder, was der Stolz der übrigen Menschen verwarf, das nahm seine Liebe auf. An den Landleuten gefiel ihm die redliche Einfalt. Die Elenden machte ihm ihr Elend selbst schätzbar und ehrwürdig; wen der Priester verachtete, weil er ihn für einen Sünder oder Irrgläubigen hielt, den würdigte er seiner Freundschaft, weil er ihn mehr unwissend, als unredlich, oder mehr schwach, als böse fand. War es nicht ein Vorwurf gegen ihn, daß er mit Sündern und Zöllnern Umgang pflegte? O, der Gute kannte diesen Unterschied der Stände nicht, der den Bürger vom Adel trennt, und zwischen dem Pharisäer und Heiden Feindschaft unterhält. Er liebte überall die schöne Menschennatur; wie ein Tropfen zum andern fließt, so floß sein Herz an jedes Menschenherz, welches Kennzeichen irgend einer guten Eigenschaft verrieth. Ob der Mann ein paar Lehrsätze der Synagoge mehr oder weniger glaubte, ob er zu Jerusalem oder auf dem Berge Garizim opferte, ob ihn der Schriftgelehrte nach seinen Haustraditionen verdammte oder nicht, ach! das machte ihn nicht irre! Die Redlichen liebte er um ihrer Redlichkeit wegen, und die Bösen, weil er sie zu bessern hoffte. Dem Unvollkommenen verzieh er um der Vollkommenen willen, und bei Menschen schien es ihm überhaupt genug, daß sie Menschen wären, um sie mit Bruderliebe zu umarmen. Ach, der Gute liebt, weil er selbst gut ist. Wenn sich Andere

verschlimmern, so liebt er nicht weniger, weil er noch immer nicht weniger gut ist.

Aber die Güte seines Charakters erschien nirgends in schönerm Glanze, als unter den Verfolgungen, die ihm die Zunft der Bösen bereitete.

Man wird unwillig, wenn man die niedrigen Vorwürfe liest, die der Neid und die Heuchelei dem Besten aller Menschen machte. Abgerissene Stücke seiner Reden wurden als Ketzereien gebrandmarkt, Liebeswerke als Verletzungen des mosaischen Gesetzes verdrehet. Jetzt kämpfte man aus Staatsgründen, jetzt aus vorgeblichem Eifer für Religion gegen ihn; wie betrug sich der Gute? Bei allen Stürmen ruhig, bei allem Gewölke von außen heiter, sprach immer dieselbe reine Liebe aus ihm, und wenn er allezeit siegte, so war es nicht Ungestüm, nicht Leidenschaft, was ihm den Sieg erwarb. Die Wahrheit, und sie allein — war seine Gehülfin.

Er bestraft einen König — durch ruhiges Stillschweigen. Er belehrt einen Jünger — durch einen sanften Blick. Der Richter, der ihn verdammte, wird ihm geneigt, durch die Milde, wie durch die Kraft seiner Verantwortung; die Priester knirschen mit den Zähnen gegen ihn, und er steht vor ihnen wie ein Lamm, das zur Schlachtbank bestimmt ist. Das Volk, das ihn verurtheilt und zugleich bedauert, hört von ihm nur Worte der Sanftmuth. Weinet nicht über mich, spricht er, weinet über euch selbst! Seine Feinde, die ihn noch am Kreuze verhöhnten, vertritt er selbst beim Vater durch jenen merkwürdigen Ausguß der Güte und Liebe: Sie wissen nicht, was sie thun.

O der Beste geht mit eben der ruhigen Würde zum Tode hinaus, als er in das Haus seiner Freunde und Freundinnen eintrat. Er konnte es, weil er gut war, weil er in seinem Tode selbst ein Gut für die Menschheit keimen sah, das in seinen Augen das Opfer des Lebens gering machte. O wir freuen uns so innig an der sanften untergehenden Sonne, wir sind entzückt, wenn wir ihr dämmerndes Licht noch einmal an der Spitze der Berge und an dem leichten Gewölke des Himmels wahrnehmen! So starb der beste aller Menschen. Die Strahlen seiner Sanftmuth verschönerten noch die letzten Augenblicke seines Lebens. Verzeih' ihnen, Vater! das war der letzte Glanz der Güte, den er über die Menschheit ausgoß, die ihn verachtet, verdammt und zu Tode gemartert hatte. O er war gut bis in den Tod, gut unter den Bösen, gut gegen die Bösen selbst, und wenn ihn seine Güte nicht vom Tode rettete, so zwang sie doch einen der anwesenden Heiden selbst, der Güte fühlen konnte, zu sprechen: Fürwahr, das war der Sohn Gottes! — gerade, wie wir beim Verschwinden der Sonne ausrufen: „Sie ist hinab, die Wohlthäterin der Erde!“

Beschluß.

Ach, meine Brüder, ich schließe meine Rede mit eben jenem freudigen Zurufe, womit ich sie eröffnet habe: Heute lassen Sie Ihr gefühlvolles Herz nur ganz frei athmen! Heute überlassen Sie sich ganz den gerechten Empfindungen der Freude! Wir feiern ja die Geburt des größten, des besten Mannes, der je zum Wohle der Menschheit geboren ward! Sie

haben gehört, wie gut er war, aller Hinderniſſe ungeachtet, die ſich der Entwicklung ſeiner Güte entgegenſetzten! Sie haben gehört, wie gut er war, obgleich ſeine Umgebungen nicht vortheilhaft für die Ausbreitung ſeiner Güte waren, ob er gleich unaufhörlich gegen böſe, verdorbene, ſchwache und unwiſſende Menſchen zu kämpfen hatte. Er beſiegte alles durch die Größe ſeiner Güte. Und an dieſem Siege nimmt die ganze Menſchheit, nehmen wir alle noch jetzt den wichtigſten Antheil. Es ſoll als die Geburt Jeſu immer für uns ein Feſt der innigſten und reinſten Freude ſeyn. Er iſt der Mann, in deſſen wohlwollendem Herzen die ganze Menſchheit, und auch wir, wie das Kind in dem Schooße ſeiner Mutter, lag. Auch für uns ſchlug ſein zärtliches Bruderherz. Auch wir ſind, wie in ſeiner Liebe, ſo in dem Plane ſeiner Menſchenerlöſung begriffen. Unſere Freude an ſeiner Geburt ſey die Freude von guten Menſchen an dem beſten Menſchen, von liebenden Brüdern an dem bis in den Tod liebenden Bruder, von lernbegierigen Schülern an dem weiſeſten Meiſter, von ſündigen Menſchen an ihrem Erlöſer. Dieſe Freude ſey aber keine Freude, wie bei dem Geburtsfeſte eines Monarchen, in bloßen Worten, Ceremonien und lärmenden Luſtbarkeiten. Sie ſey eine Freude des Herzens. Sie ſey eine Freude, die uns mit Liebe für den beſten aller Menſchen beſeelet, eine Freude, die uns ewig an den beſten und weiſeſten Menſchenfreund anfeſſelt, und uns mit ihm, wie die Schoße mit dem Weinſtocke, vereinigt, daß wir aus ſeiner Güte Saft und Nahrung zum Wachsthume unſerer Güte ziehen, eine Freude, die uns

mit ewiger Achtung und Liebe für diesen in seiner Art einzigen Menschenlehrer entflammt, daß auch wir, wie ehemals seine Jünger, in der Begeisterung dieser heiligen Freude sprechen: Herr, du bist wahrhaft von Gott ausgegangen! du hast Worte des Lebens, wir wollen ewig bei dir bleiben, und deine Güte und Liebe sey die anziehende Kraft, die uns, wie die Strahlen mit der Sonne, mit dir, als unserm Mittelpunkte, auf immer vereinigt! Amen.

6) Predigt auf den zweiten Pfingsttag.

Was wir zu thun haben, wenn der Einfluß des Glaubens an ewige Fortdauer auf unsre Tugend auch bei uns wirksam werden soll.

Evangelium: Joh. III, 16—21.

Wenn man in Erwägung zieht, meine Zuhörer, daß Glaube an ewige Fortdauer in dem Herzen aller derer wirksam seyn soll, welche Bekenner Jesu seyn wollen; wenn man überlegt, daß sie sich als Geschöpfe betrachten, die für eine bessere Welt bestimmt sind, als Geschöpfe, die hier blos ihre erste Bildung erhalten, und durch die gewissenhafteste Anwendung ihrer Zeit und ihrer Kräfte fähig werden sollen, einen höhern Schauplatz zu betreten, wichtigere Geschäfte zu übernehmen, und erhabenere Seligkeiten zu genießen; wenn man bedenkt, daß dies die Erwartungen sind, die den Geist der Christen beleben und erfüllen: so sollte man meinen, wenn wahre Tugend auch nirgends auf Erden anzutreffen seyn sollte, so müsse sie doch ganz gewiß unter den Christen ihren Sitz haben. Wir haben gestern gesehen, was die Tugend unter dem Einflusse

des Glaubens an ewige Fortdauer ist, und seyn kann. Sie gewinnt nämlich durch diesen Einfluß an Kraft; denn wir betrachten dann jede Vergehung und jede gute That als eine Veränderung von unendlichen Folgen. Sie gewinnt durch denselben an Reinheit; denn er erweckt uns zum Gefühl unsrer Würde, und läßt uns nicht blos mit dem äußern Scheine zufrieden seyn. Sie gewinnt durch ihn ferner an Entschlossenheit; denn von ihm gestärkt, läßt sie sich weder durch das Glück der Lasterhaften, noch durch den Mangel an Erfolg bei ihren Bemühungen furchtsam machen. Sie gewinnt endlich durch diesen Einfluß auch an Hoheit; denn sie wird durch denselben fähig, ihrer Pflicht alles aufzuopfern, und dem nachzueifern, der das größte Opfer dieser Art gebracht hat. Wenn also die ganze Welt der Tugend untreu wird, wenn Niemand Muth genug mehr hat, sie zu lieben und auszuüben: so müssen, wie es scheint, die Christen bei solchen Aussichten und Erwartungen die Freunde, die treuesten Anhänger und Vertheidiger derselben seyn.

Aber wenn man sich nun umsieht unter uns, meine Zuhörer, die wir insgesamt Christen sind, wenn man nach den Beweisen des Eifers forscht, den der Glaube an ewige Fortdauer für die Tugend in uns entflammt haben sollte: wo soll man die Wirkungen dieses Einflusses finden? was wollen wir anführen, worauf wollen wir uns berufen, um darzuthun, daß wir unsrer großen Bestimmung ein-

gedenk sind, daß wir uns als Menschen betragen, die einst die Bewohner einer bessern Welt seyn werden? Die Bewohner einer bessern Welt! Gott, welche Würde! Und an uns wäre sie sichtbar diese Würde? An uns, die wir uns im Taumel sinnlicher Freuden so oft vergessen; die wir im Genusse der Güter schwelgen, welche der Erdboden uns darbietet; die wir an ihn, und an alles, was er hat, so mit ganzer Seele uns hängen, als ob wir ewig hier bleiben sollten? uns leichtsinnigen, zerstreuten, ganz der Erde lebenden Menschen sollte man es ansehen, daß wir den Glauben haben, einst Bürger des Himmels zu werden?

Lasset uns eingestehen, der Glaube an ewige Fortdauer hat auf unsre Tugend den wirksamen Einfluß nicht, den er haben sollte. Dieser Glaube war es, was die besten Menschen aller Zeiten fähig gemacht hat, der Tugend alles aufzuopfern, und mit einer Größe zu handeln, welche die Bewunderung der Welt wurde. Dieser Glaube war es, der in sonderheit unsern Brüdern im christlichen Alterthum den hohen Sinn, und den feurigen Eifer gab, mit welchem sie für die Warheit wirkten, lebten, litten und bluteten. Und bei uns, bei uns wirkt er so wenig; wir sind verlegen, wenn wir die Spuren seines Einflusses nachweisen sollen! Muß die Schuld hievon nicht an uns liegen? Muß es nicht der Mühe werth seyn, noch besonders zu untersuchen, was wir zu thun haben, wenn der Einfluß des Glaubens an ewige Fortdauer auf unsere Tugend auch bei uns wirksam werden soll? Mitberufne zur Unsterblichkeit, nach we-

nig Jahren, vielleicht nach wenig Monaten und Tagen werdet ihr hinübertreten in eine Welt, wo Vergeltung, Vergeltung nach euren Werken, euch erwartet. O ermuntert euch heute, sehet aufwärts, und denket an euren großen Beruf. Der Geist der Wahrheit sey mit uns, und beseele uns zu Entschließungen, die unsterblicher Geschöpfe würdig sind. Wir flehen um diese Gnade in stiller Andacht.

Evangelium: Joh. III, 16 — 21.

Große Anstalten hat also Gott getroffen, meine Zuhörer, wie ihr aus dem vorgelesenen Evangelio sehet, das menschliche Geschlecht aus dem Schlummer der Sinnlichkeit aufzuwecken, und es an seine Bestimmung für eine bessere Welt zu erinnern. Er hat seinen Sohn gesandt, um durch ihn den Rathschluß der Liebe verkündigen zu lassen, nach welchem wir nicht verloren seyn, sondern das ewige Leben haben sollen. Jesus hat Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht; er ist nicht nur der größte Lehrer einer ewigen Fortdauer, sondern auch unser Führer zur Unsterblichkeit geworden. Aber freilich hat er auch gefordert, daß wir als Bürger einer bessern Welt denken und handeln, daß wir, voll vom Glauben an unsre ewige Fortdauer, die Werke der Finsterniß hassen, und die Wahrheit thun sollen. Und was kann billiger, was kann gerechter seyn, als diese Forderung! Haben wir nicht gestern gesehen, wie mannigfaltig und groß der Einfluß ist, welchen der Glaube an ewige Fortdauer auf unsre Tugend haben kann? Lasset uns also noch untersuchen, was wir zu thun haben, wenn dieser Einfluß auch

bei uns wirksam werden soll, und es wird uns nicht befremdend scheinen, daß viel von uns verlangt wird, wir werden uns stark genug fühlen, Werke zu verrichten, die in Gott gethan sind. Soll nämlich der Glaube an ewige Fortdauer allen den Einfluß auf unsre Tugend äußern, den er äußern kann: so müssen wir dafür sorgen, daß er immer fester, immer bestimmter, immer gegenwärtiger werde, und es nie vergessen, daß die Zeit unsrer irdischen Vorbereitung vielleicht bald zu Ende seyn wird. Lasset mich über die Betrachtungen und Uebungen, die ich hier kurz angezeigt habe, die nöthigen Erläuterungen geben.

Wir müssen dafür sorgen, daß unser Glaube an ewige Fortdauer immer fester werde, wenn sein Einfluß bei uns wirksam werden soll. Eine Ueberzeugung, der es an Gewißheit mangelt, die so wankend, so schwach ist, daß sie jeder Bedenklichkeit unterliegt, kann nichts wirken, meine Zuhörer, sie ist ein müßiges unfruchtbares Wissen. Nur allzuoft ist dies der Fall bei dem Glauben an ewige Fortdauer, von welchem ich spreche. Jeder frage sein Herz, ob er völlige Gewißheit in dieser wichtigen Sache hat; ob er nicht heimliche Zweifel nährt, die er sich gern selbst verbergen möchte; ob es nicht Augenblicke giebt, wo ihm sein künftiges Daseyn ein Räthsel zu seyn scheint, über welches sich nichts entscheiden läßt; ob seine Lüste, ob sein Hang zur Ausschweifung und zum Genusse ihn nicht zuweilen zu dem Gedanken verleiten, im Tode sey alles aus, nach dem Ruine des Körpers, bleibe nichts von uns übrig. Darf man sich wundern, wenn der Glaube

an ewige Fortdauer bei solchen Umständen keinen Einfluß auf unsere Tugend äußert? Soll er wirksam in uns werden, so lasset uns ihn vor allen Dingen befestigen, so lasset uns ihn durch die Aussprüche unserer Vernunft, und durch die Versicherungen des Christenthums stärken.

Schon unsre Vernunft thut Aussprüche, welche den Glauben an ewige Fortdauer in uns stärken müssen, wenn wir ihre Stimme nur hören wollen. Wir wollen es einräumen, daß uns das Wesen unsers Geistes unbekannt ist; daß dunkle Nacht das Geheimniß verhüllt, wie unsre Seele mit dem Körper zusammenhängt; daß unsre ganze Natur ein Räthsel ist, an dessen Auflösung unser Verstand bisher immer umsonst gearbeitet hat. Vergeblich, wir wollen es zugestehen, vergeblich sucht der Licht und Ueberzeugung, der in diese Tiefen sich wagt, der seine Bestimmung zu einer ewigen Fortdauer in Abgründen aufsucht, welche unerforschlich für uns sind. Weit näher, meine Zuhörer, weit näher liegen uns die Ursachen, warum wir an eine ewige Fortdauer glauben müssen. Denn merket nur auf die Stimme eurer Vernunft, vernehmt nur ihr großes, heiliges Gebot! Könnt ihr es läugnen, daß sie euch zu allem auffordert, was gut und recht ist; daß sie euch bestraft, und mit Vorwürfen peinigt, sobald ihr Böses thut; daß sie euch nöthigt, nach einer reinen, untadelhaften, vollendeten Rechtschaffenheit zu streben; daß sie euch mit einem Worte ein Ziel der Vollkommenheit anweiset, welches ihr ewig nicht erreichen, dem ihr euch ewig nur nähern könnet? Legt sie euch aber nicht eben dadurch die Nothwendigkeit

auf, zu glauben, daß ihr auch bestimmt seyn müsset, ewig fortzudauern? Würde sie nicht etwas eitles gebieten, würde sie nicht im Widerspruche mit sich selber seyn, wenn sie hinfällige Geschöpfe, mit denen es bald aus ist, zu einer Heiligkeit verpflichten wollte, zu deren Erlangung ewig dauernde Bestrebungen nöthig sind? Und soll der Durst nach gränzenloser Fortdauer, den unser Herz so mächtig fühlt, soll die unbezwingliche Liebe zum Leben, die nie stärker wirkt, als wenn wir sterben sollen, uns umsonst gegeben seyn? Ist irgend ein Trieb in der ganzen Natur, der ohne Absicht und Nutzen da wäre, den der Urheber der Welt erweckt hätte, ohne ihm eine Befriedigung gewähren zu wollen? Setzet, es erwarte uns kein anderes Leben, so sind alle Triebe unsrer Natur Kräfte, die nie befriedigt werden, die zu groß, zu edel, zu mächtig für diese Erde sind, welche nicht einen einzigen derselben ganz zu sättigen vermag. Und werfet einen Blick auf das Schauspiel der menschlichen Schicksale. Ist es nicht lauter Verwicklung ohne Auflösung? Soll der, welcher der übrigen Schöpfung unverkennbare Spuren der Weisheit, Gerechtigkeit und Güte eingedrückt, bei den Schicksalen der Menschen allein nicht weise, gerecht, und gütig seyn; nur da soll er tausend Verbrechen nicht ahnden, die auf Erden ungestraft bleiben; nur da soll er tausend Verdienste nicht belohnen, die man auf Erden verkennt; so viele Millionen vernünftiger Geschöpfe, die sich nützliche Kenntnisse, brauchbare Eigenschaften, Fähigkeiten zu höheren Geschäften, sittliche Würde, und Aehnlichkeit mit ihm selbst erworben haben, soll er dann, wann sie gerade am meisten verdienen,

erhalten zu werden, unbarmherzig zurückstoßen in in ihr voriges Nichts? Entweder alles ist Täuschung, meine Zuhörer, alles Verwirrung und Widerspruch: oder es ist wahr, was uns unser Herz sagt, womit wir uns trosten, worauf wir uns berufen, wenn uns Unrecht geschieht, wenn wir bei Menschen keine Genugthuung finden, daß es ein Leben der Vergeltung giebt, daß uns ein unbegränztes Daseyn erwartet. Soll diese Ueberzeugung fest in uns werden, und Einfluß auf unsre Tugend erhalten: o so sey es unser Geschäft, alles oft zu erwägen, oft zu sammeln, was sie begünstigt; so lasset uns den Glauben an ewige Fortdauer durch die Aussprüche unsrer Vernunft stärken.

Aber auch durch die Versicherungen des Christenthums. Können wir für unsre Unsterblichkeit einen größern Beweis fordern, als die Erscheinung des Sohnes Gottes auf Erden? Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Ewiges Leben, ewige Fortdauer und Glückseligkeit ist also der Endzweck aller Anstalten Gottes in Christo. Hat auch jemand den Glauben an Unsterblichkeit deutlicher gelehrt, freimüthiger geäußert, und dringender gefordert als Jesus? Hat er nicht Pflichten vorgeschrieben, und eine Sittenlehre vorgetragen, wobei dieser Glaube überall vorausgesetzt wird? Ist er nicht selbst aus dem Grabe zurückgekehrt, und hat durch sein Beispiel gezeigt, daß unser Geist beim Tode des Leibes nicht vergeht? Hat er sich nicht zu einem Zustande aufgeschwungen, wo er selbst Leben und Un-

sterblichkeit geben, und die Seinen ewig erhalten kann? Hat er zum Beweis seines Lebens seinen Freunden nicht den Geist gesandt, und durch sie ein Werk auf Erden angefangen, das nichts anders ist, als Bildung, Vorbereitung und Erziehung für eine bessere Welt? Welche Beweise, welche Stützen für den Glauben an Unsterblichkeit, meine Brüder! Ihn unterhält das menschliche Herz als ein dunkles Gefühl, wenn der Verstand auch noch so wenig aufgeklärt ist. Er ist aber auch Trost der weisesten Männer, der edelsten Menschen, der erhabensten Helden aller Zeiten und Völker gewesen, und hat sie zu unsterblichen Thaten begeistert. Soll er diese Wirkung auch bei uns haben: so lasset uns dafür sorgen, daß er immer fester bei uns werde.

Aber auch immer bestimmter. Denn unmöglich kann der Glaube an ewige Fortdauer vortheilhaft für unsere Tugend werden, wenn wir nicht recht wissen, was wir denn eigentlich erwarten, und bei dunkeln Vorstellungen stehen bleiben; oder wenn wir zuviel wissen wollen, und uns eitlen Träumen überlassen. Denken wir bei dem, was wir ewige Fortdauer nennen, gar nichts Bestimmtes, so wird unser Glaube unkräftig und todt seyn; und wagen wir es, im Voraus zu viel festsetzen zu wollen, so entzündet unsre Einbildungskraft eine Schwärmerei, die unsrer Tugend gefährlich werden kann. Lasset uns also dafür sorgen, daß unser Glaube an ewige Fortdauer rein von selbsterdachten Träumen, daß er Glaube an die vollkommenste Vergeltung in einem andern Leben sey.

Rein von selbsterdachten Träumen muß unser Glaube an ewige Fortdauer

seyn, wenn er einen wirksamen Einfluß auf unsre Tugend haben soll. Wie sehr würde unsre Tugend an Reinheit und Würde verlieren, meine Zuhörer, wenn ein Gewebe von reizenden Bildern, wenn ausschweifende Erwartungen von künftigen Qualen und Seligkeiten, wenn Erdichtungen von der Beschaffenheit des künftigen Lebens, die sich durch nichts rechtfertigen und erweisen lassen, einen schwärmerischen Eifer bei uns entzünden, oder uns mit ängstlicher Furcht erfüllen könnten. Edlere Antriebe, vernünftigere Ursachen, gut und recht zu handeln, und jede Pflicht mit pünktlicher Genauigkeit zu beobachten, müssen wir haben, wenn wir Christen seyn wollen, als selbsterdachte Träume von dem, was uns in einem andern Leben erwartet. Muß uns nicht die Behutsamkeit bescheiden machen, mit welcher die Schrift von unserm künftigen Zustande redet? Sehet ihr nicht, daß sie in unzähligen Stellen, wo sie unsre ewige Fortdauer lehrt, sich blos allgemeiner Ausdrücke bedient, und es sorgfältig vermeidet, unsre Einbildungskraft durch allzu lebhafte Vorstellungen zu reizen? Und ist eine Neugierde, die itzt schon in die Geheimnisse des künftigen Lebens eindringen will, nicht in jeder Hinsicht thöricht? Ist es möglich, etwas richtiges von einem Zustande zu vermuthen, der uns völlig fremd ist; wo uns itzt alles noch eben so unbekannt ist, als es die Erde vor unsrer Geburt war? Und werfet einen Blick auf die Vorstellungen, die der menschliche Geist von der künftigen Welt gebildet und zusammengesetzt hat. Sind sie etwas anders als Gemälde, deren Umrisse und Farben von Gegenständen der Erde geborgt sind; etwas anders als Träume, denen es an Zusammenhang und Ueber-

einstimmung fehlt; etwas anders als Eingebungen und Gaukeleien unsrer Neigungen und Leidenschaften? Lasset uns eingestehen, meine Zuhörer, daß unser Geist für den Zustand, der uns nach dem Tode erwartet, für die Empfindungen, die da in uns erwachen, für die Verhältnisse, in die wir da treten, für die Geschäfte, die wir da übernehmen, für die Seligkeiten, die wir da genießen sollen, noch kein Bild, und unsre Sprache noch keinen Ausdruck hat; daß uns Gott selbst nicht eher davon unterrichten kann, als bis wir die höhere Stufe unsers Daseyns wirklich werden betreten haben. Und so wollen wir denn vorsichtig seyn; wir wollen dafür sorgen, daß unser Glaube an ewige Fortdauer rein sey von selbsterdachten Träumen.

Da er aber dessen ungeachtet bestimmt seyn, da wir bei dieser ewigen Fortdauer etwas denken sollen: so sey er Glaube an die vollkommenste Vergeltung in einem andern Leben. Denn dies ist die große, wichtige, unaussprechlich ernsthafte Vorstellung, die wir fassen müssen, wenn unser Glaube an ewige Fortdauer der Schrift gemäß seyn soll. Wer die Warheit thut, sagt Jesus im Evangelio, der kommt an das Licht, daß seine Werke offenbar werden, denn sie sind in Gott gethan; nur der Tugendhafte verrichtet Werke, mit denen Gott zufrieden seyn, die er künftig belohnen kann. Jesus versichert auch anderwärts, er werde das ewige Schicksal eines jeden genau nach seinen Werken bestimmen. Was der Mensch säet, drückt der Apostel dies aus, das wird er ärndten. Die künftige Vergeltung soll so genau, so gerecht, so überein-

stimmend mit allen Gesinnungen und Handlungen der Menschen seyn, daß der Herr selbst sagt: wer dieser Geringsten einen nur mit einem Becher kalten Wassers tränket, ich sage euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben. Wir treten also beim Tod in einen Zustand hinüber, ihr Brüder, der die Folge unsers gesammten Betragens auf Erden ist. Die Seligkeit des Himmels ist nicht eine Sache, die Gott uns nach Belieben, und ohne Rücksicht auf unser Verhalten, schenken kann; die sich durch bloses Bitten, durch müßiges Glauben, durch abergläubische Mittel erschleichen läßt.

Nur so viel Gutes kann uns Gott in der künftigen Welt zutheilen, als wir anzunehmen fähig sind; die Einsichten, die wir uns hier erwarben, die Gesinnungen, die wir angenommen, die Tugenden, die wir geübt, der Eifer für das Gute, den wir bewiesen, die ganze Bildung, die wir unserm Geiste gegeben haben, diese Dinge allein können den Grad der Glückseligkeit bestimmen, welchen uns Gott zuerkennen wird. Kann aber der Glaube an ewige Fortdauer unkräftig für unsere Tugend seyn, wenn wir sie so denken? Es ist also nicht gleichgültig, ob wir hier nach Wahrheit streben, oder unwissend bleiben. Es ist nicht gleichgültig, ob Gesinnungen der Großmuth und Liebe, oder Gesinnungen des Eigennutzes und der Härte die Triebfedern unsers Verhaltens sind. Es ist nicht gleichgültig, ob wir unsere Zeit vertändeln oder anwenden, unsere Kräfte anstrengen oder ungebraucht lassen; ob wir viel oder wenig gethan haben. Alles hat seine Folgen; alles nützt oder schadet; alles reicht über die Gränzen dieses Lebens hinüber; alles wird streng, genau, ge-

recht und ewig vergolten. Ernsthafter Gedanke; ein Zustand der Vergeltung ist die ewige Fortdauer, die wir erwarten. Möchtest du mit allen deinen Schrekken uns erschüttern, wenn wir Böses thun wollen; möchtest du mit allen deinen Seligkeiten uns trösten, wenn wir Kraft und Muth zu guten Thaten bedürfen!

Doch wenn er diesen wirksamen Einfluß auf uns äußern soll dieser Glaube: so müssen wir dafür sorgen, daß er uns immer gegenwärtiger bleibe. Denn nur diejenigen Vorstellungen werden wirksam für unser Verhalten, die uns immer vorschweben, und mit allem, was wir unternehmen, gleichsam zusammenfließen. Soll also der Glaube an ewige Fortdauer nicht eine müßige Ueberzeugung in uns bleiben, soll es sichtbar werden, daß wir als Menschen handeln, die sich auf dem Wege zu einer bessern Welt befinden: so müssen wir den Gedanken an das künftige Leben denen beifügen, die am meisten in uns herrschen: so müssen wir ihn auf die Angelegenheiten des irdischen Lebens ausdrücklich anzuwenden suchen.

Es ist viel daran gelegen, daß wir den Gedanken an das künftige Leben denen beifügen, die am meisten in uns herrschen. Es giebt eine gewisse Zahl von Vorstellungen, die euch am geläufigsten sind, meine Zuhörer, die euch immer zuerst beifallen, die sich immer hervordrängen, und die übrigen verdunkeln, die bei euern Berathschlagungen und Entschließungen fast immer den Ausschlag geben. Von diesen Vorstellungen hängt die Güte eurer innern Verfassung, und der Werth

eurer Handlungen ab; je nachdem sie beschaffen sind, wird euer Verhalten Tugend oder Laster seyn; sie machen das Unterscheidende und Eigenthümliche eurer ganzen Denkungsart aus. Wohl euch, wenn die Vorstellungen von Gott, von Jesu seinem Sohne, von der Heiligkeit eurer Pflicht, von der Würde, und dem Werth eurer Natur, von der Wichtigkeit und den Rechten eurer Brüder, wenn diese Vorstellungen euch unablässig vorschweben, und gleichsam die immerwährenden Bewegkräfte eurer Seele sind. Aber diesen großen, ernsthaften, heiligen Gedanken füget die Vorstellung noch bei, daß ihr ewig fortdauern und leben sollt. Denn ist es nicht offenbar, daß dieser unaussprechlich kraftvolle Gedanke blos darum so wenig bei euch wirkt, weil ihr ihn zu selten hervorrufet, weil ihr das künftige Leben als etwas entferntes ansehet, woran man sich zuweilen nur flüchtig erinnert? Aber versuchet es, nehmet ihn unter die Vorstellungen auf, die euch täglich vorschweben; durch die ihr euch an jedem Morgen zu den Geschäften und Leiden des Tages vorbereitet und stärkt; die euch beifallen, so oft ihr euch sammelt; auf die sich euer Geist gleichsam wirft, so oft er Muth und Trost bedarf: und ihr werdet euch erhoben fühlen über alles, was niedrig, und eines Unsterblichen unwürdig ist; es wird euch leichter werden, eure Lüste zu bekämpfen, und eurer Pflicht zu gehorchen; ihr werdet mit einer Entschlossenheit, mit einer Größe handeln lernen, ohne die wahre Tugend gar nicht seyn kann.

Lasset uns noch weiter gehen, meine Zuhörer, lasset uns den Gedanken an unsre ewige Fortdauer auf die Angelegenheiten des

irdischen Lebens ausdrücklich anzuwenden suchen. Denn seine ganze Kraft wird der Glaube an diese Fortdauer erst dann äußern können, wenn er in alle Theile unsers täglichen Verhaltens eingreift, und sich mit ihnen verknüpft. Streben wir also nach Gelehrsamkeit und Einsicht; wohlan, geliebte Brüder, so lasset uns fleißig überlegen, ob die Kenntnisse, die wir einsammeln, Gewinn für die Ewigkeit seyn werden. Wie werden wir unnützes Wissen verschmähen, und nach wahrer, bleibender Weisheit streben, wenn uns der Gedanke an unsre ewige Fortdauer leitet! Beschäftigen wir uns mit der Erwerbung, Erhaltung und Anwendung zeitlicher Güter; wohlan, geliebte Brüder, lasset uns fleißig überlegen, daß wir an diesen Gütern Treue lernen, und uns durch eine pflichtmäßige Verwaltung derselben zu den höhern Geschäften eines bessern Lebens vorbereiten sollen. Wie wird unser Streben nach Vermögen und Reichthum sich veredeln, welche treue Haushalter Gottes werden wir werden, wenn uns der Gedanke an unsre ewige Fortdauer leitet! Erziehen wir unsere Kinder, und sorgen für ihre Wohlfahrt; wohlan, geliebte Brüder, lasset uns fleißig überlegen, daß auch sie unsterblich sind, und daß wir durch die Bildung, die wir ihnen geben, den Grund zu ihrem Zustande in der Ewigkeit legen. Wie wichtig, wie ehrwürdig, wie theuer werden uns die kleinen Bürger der künftigen Welt werden, die Gott unsern Händen anvertraut; mit welcher Gewissenhaftigkeit werden wir sie behandeln, wenn uns der Gedanke an unsre ewige Fortdauer leitet. Haben wir wichtige Einrichtungen zu treffen; haben wir schwere Pflichten zu erfüllen; haben wir

gefährliche Versuchungen zu überwinden, haben wir große Leiden zu erdulden; wohlan, geliebte Brüder, lasset uns fleißig überlegen, daß wir unsterblich sind, und nicht für die wenigen Augenblicke des Lebens auf Erden handeln. Wie behutsam bei unsern Geschäften, wie pünktlich bei unsern Pflichtleistungen, wie standhaft bei allen Versuchungen, wie getrost bei allen Widerwärtigkeiten werden wir seyn, wenn der Gedanke an unsre ewige Fortdauer uns leitet! Sehet da, meine Brüder, was es heißt, himmlisch gesinnt seyn; was der Apostel sagen will, wenn er spricht: unser Wandel ist im Himmel! Alles wird sich bei uns bessern, läutern, ordnen, unsere Tugend wird immer edler, stärker und fester werden, wenn wir dafür sorgen, daß der Glaube an unsere ewige Fortdauer immer gegenwärtiger in uns werde.

Endlich lasset uns nie vergessen, daß die Zeit unsrer irdischen Vorbereitung vielleicht bald zu Ende seyn wird. Wir wissen es nicht, wann Gott uns abrufen, und in das ewigdauernde Leben versetzen wird, das wir erwarten. Lasset uns also wohl bedenken, daß uns die gegenwärtige Gelegenheit, Fehler zu verbessern, und Vorzüge des Geistes zu erwerben, vielleicht bald benommen seyn wird.

Wer ist unter uns, der nicht noch manches zu verbessern haben sollte? Wer getraut sich, so, wie er ist, in das Licht der Ewigkeit hinüber zu treten, und bei ihrem Glanze sich untersuchen zu lassen? Ach wenn wir auch noch so gut, noch so rechtschaffen

sind: wie viel findet sich noch an uns, womit wir selbst nicht zufrieden seyn können! Und was soll ich erst von euch sagen, die ihr Arges thut, die ihr gar nicht an das Licht kommen dürfet, wenn eure Werke nicht gestraft werden sollen! Ihr seyd noch ganz ungebessert, noch ganz unfähig, in ein Leben überzugehen, wo nur der glücklich seyn kann, dessen Werke in Gott gethan sind. Dürfen wir säumen, dürfen wir zaudern, uns loszureißen von unsern Lastern, die Werke der Finsterniß zu lassen, und selbst jeden kleinen Fehler zu verbessern, der an Bürgern der zukünftigen Welt nicht vorkommen soll? Können wir das wichtige Geschäft unsrer Reinigung und Besserung auch nur einen Augenblick mit Sicherheit aufschieben? Ist es nicht ganz unentschieden, wie viel Zeit wir dazu noch werden anwenden können; ob wir uns dem Abgrunde der Ewigkeit nicht schon mächtig nähern, und nach wenig Schritten von demselben verschlungen seyn werden? Welch ein Antrieb, unsre Fehler ohne Aufschub abzulegen, wird der Glaube an unsre ewige Fortdauer für uns werden, wenn wir bedenken, daß die gegenwärtige Gelegenheit dazu, mit allen den Besserungsmitteln, die wir itzt haben, uns vielleicht bald benommen seyn wird.

Dies gilt aber auch von der gegenwärtigen Gelegenheit, Vorzüge des Geistes zu erwerben. Ich muß wirken, weil es Tag ist, dies war selbst ein Grundsatz unsers Herrn, meine Brüder. O möchten auch wir ihn annehmen. Wie kurz ist das Leben auf Erden! Wie flüchtig eilt es dahin! Und doch ist es die Vorbereitung auf eine ganze

Ewigkeit. Lasset uns also wirken, weil es Tag ist. Lasset uns jeden Augenblick dazu anwenden, reich zu werden an guten Werken. Wir wissen nicht, wie lang dieser Tag auf Erden noch währen dürfte, wie bald die Gelegenheit, Vortheile für die Ewigkeit, Schätze für den Himmel zu gewinnen, verschwunden seyn möchte. Und so würdige uns denn deiner Unterstützung, deiner alles belebenden Wirksamkeit, Geist des Herrn, und sey mächtig in unsrer Schwachheit. Ach jeder Augenblick, den wir hier zubringen, ist so wichtig! Und doch giebt es der Hindernisse, der Schwierigkeiten, der Gefahren so viel; doch vergessen wir es so leicht, wie schnell die Zeit der Erziehung und Vorbereitung verschwindet! O laß uns weise werden! Befestige, stärke, belebe den Glauben in uns, daß eine beßre Welt uns erwartet, und gieb uns Kraft, schon itzt für sie zu leben. Und das Zeugniß, Geist des Herrn, dein erquickendes Zeugniß, daß wir Gottes Kinder sind, und einst Erben, einst Miterben Christi seyn werden, laß uns immer stärker, immer mächtiger fühlen, bis wir erhoben werden zur Herrlichkeit; Amen.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Beschreibende Gattung.

A) Beschreibungen von Naturgegenständen.

	Seite	
1) Beschreibung des Bienenschwarmes	1	Funke.
2) Ueber die Steppen und Wüsten	6	Al. v. Humbold.
3) Schilderung des Rheinfalls bei Schafhausen .	28	Meiners.
4) Schilderung des nämlichen Gegenstandes . .	34	Heinse.
5) Des Schweizerlandes erste Gestalt	37	J. v. Müller.

B) Beschreibungen aus der Kunstwelt.

1) Gruppe der Niobe mit ihrer jüngsten Tochter .	39	v. Göthe's Propyläen.
2) Die Statue des Vatikanischen Apollo . . .	44	Winkelmann.
3) Schakespears Hamlet .	47	v. Göthe.

Inhalt.

C) Beschreibungen aus der Menschenwelt.

	Seite	
1) Salomon Geßners Charakter	51	Hottinger.
2) Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont	56	v. Schiller.
3) Carl der Zwölfte, König von Schweden	66	Posselt.
4) Adraft, der falsche Schamhafte	68	Gellert.

Zweiter Abschnitt.

Erzählende Gattung.

1) Die Schlacht bei Sempach 1386	72	J. v. Müller.
2) Die Belagerung von Antwerpen, durch den Prinzen von Parma, in den Jahren 1584 und 1585.	85	v. Schiller.
3) Traum des Galilei	151	Engel.

Dritter Abschnitt.

Didaktische Gattung.

1) Platonische Betrachtungen über den Menschen	160	Wieland.
2) Ueber Handlung und handelnde Personen in der Fabel	185	Lessing.
3) Ueber das Erhabene	190	v. Schiller.
4) Die Bestimmung des Menschen	208	Fichte.
5) Ueber den Neid	220	Heidenreich.
6) In wieferne die Tugend der Weg zur Glückseligkeit sey, und worin das Wesen der Tugend bestehe	230	Gellert.

Seite

7) Erläuterung des Sokratischen Ausspruchs beim Cicero de Officiis L. 2. c. 12 . . . . . 249 Garve.

Vierter Abschnitt.

Briefform.

1) Gellert dankt für empfangnes Lob 254
2) Gellert an einen trauernden Freund. . . . 254
3) Gellert an einen jungen Dichter 256
4) Gellert antwortet auf eine Empfehlung . . . 257
5) Gellert ladet einen Freund zu sich auf das Land . 258
6) Rabener an Gellert . 261
7) Jakobi an seinen Bruder über Pfeffels Tod . 265
8) Zollikofer an Garve . 274
9) Johannes von Müller an Bonstetten 277
10) Derselbe an denselben 279
11) Derselbe an denselben 281
12) Gleim an den Kronprinzen von Preußen . 282

Fünfter Abschnitt.

Gesprächform.

1) Scipio und Allucius . 283 Meisner.
2) Der Bienenkorb . . 291 Engel.
3) Hermes und Poemander 303 Herder.

Sechster Abschnitt.

Redeform.

1) Dem Vaterlandstode der

Inhalt.

	Seite	
vierhundert Bürger von Pforzheim	310	Posselt.
2) Mäzen an August .	331	Engel.
3) Ueber einen Vorzug der griechischen Sprache im Gebrauche ihrer Mundarten	342	Jakobs.
4) Predigt über den Werth der Freundschaft . .	364	Zollikofer.
5) Predigt auf Weihnachten 1786	387	v. Werkmeister.
6) Predigt auf den zweiten Pfingsttag 1795 . .	402	Reinhard.

In den Goebhardtschen Buchhandlungen zu Bamberg und Würzburg sind neu erschienen und in allen guten Buchhandlungen um beigesetzte Preise zu haben:

Baumann, A., kurzer Unterricht in der Obstbaumzucht, zweite verbesserte und mit einem Anhange über die gemeinnützigsten Pflanzen vermehrte Auflage, gr. 8. 15 kr. oder 4 ggr.

Brenner, F., Versuch einer historisch-philosophischen Darstellung der Offenbarung als Einleitung in die Theologie, 2te Auflage, gr. 8. 2 fl. 15 kr. oder 1 Thlr. 12 ggr.

Dictionaire, nouveau, de poche, allemand-françois et françois-allemand par Gley, II Vol. 12. 1 fl. 45 kr. oder 1 Thlr. 4 ggr.

Elementarbuch für den Schulunterricht in der Geographie, dritte nach den neuesten bis zum August 1812 eingetretenen politischen Bestimmungen umgearbeitete Auflage. 8. 15 kr. oder 4 ggr.

Ephemeriden der Heilkunde, herausgegeben von A. F. Marcus, 1r bis 8r Band, gr. 8. 28 fl. oder 18 Thlr. 16 ggr.

Felbiger, J. v., katholischer Katechismus, zum Gebrauche der Jugend, in drei Klassen abgetheilt, neueste Ausgabe, 8. 30 kr. oder 8 ggr.

Fesel, Ch., Mahler-Theorie, oder kurzer Leitfaden zur historischen Mahlerei, 8. 15 kr. oder 4 ggr.

Gedanken über das Allerheiligste des Menschengeschlechtes, bei Gelegenheit des französ. National-Conciliums, 8. 45 kr. oder 12 ggr.

Gehrig, J. M., neueste Volkspredigten und Homilien auf alle Sonntage des katholischen Kirchenjahres, 2 Thlr. 8. 2 fl. 15 kr.

Gehrig, J. M., neueste Volkspredigten und Homilien auf alle Festtage des katholischen Kirchenjahres, 8. 1 fl. oder 16 ggr.

— — Unterweisungen in dem Geschäfte der Buße und in einigen Uebungen der Andacht, ertheilet bei der Mission zu Heidingsfeld, 8. 30 kr. od. 8 ggr.

— — Materialien zu Katechesen über die christliche Glaubenslehre zum Gebrauche für Seelsorger und Schullehrer, 8. 1 fl. 30 kr.

— — neue Lieder nach alten und bekannten Melodien zum Gebrauche bei kathol. öffentl. Gottesverehrungen, 2te vermehrte und verbesserte Aufl., 8. 15 kr. oder 4 ggr.

Haas, N. Wie soll der Religionslehrer über das Laster der Unzucht überhaupt öffentlich katechesiren? Mit zwei Katechesen. Eine Preisfrage Seiner königl. Hoheit des Großherzogs von Frankfurt, 2te Auflage, 8. 24 kr. oder 6 ggr.

Jäck, J. H., allgem. Geschichte Bambergs vom J. 1007 bis 1811, mit 8 Beil. gr. 8. 1 fl. 30 kr. od. 1 Thlr.

Kratzer, E. N., System des Criminalrechts nach neueren, von den bisherigen abweichenden Ansichten und Grundsätzen mit besonderer Rücksicht auf den Kaiserlich Französischen und Königlich Baierischen Criminal-Codex und sonstige Verordnungen, 1r Bd. 2 fl. oder 1 Thlr. 8 ggr.

Mangold, E., Lesebuch für Lehrjungen und Gesellen eingerichtet, neue Auflage, 8. 40 kr. od. 10 ggr.

Dessen Gebethbuch für junge reisende Künstler und Handwerksgesellen, mit Kpf. 18. 15 kr. od. 4 ggr.
das nämliche, Velinpapier. 24 kr. od. 6 ggr.

Nüßlein, E. A., Versuch eines neuen Systems der mineralogisch-einfachen Fossilien, nebst einer Einleitung in die Mineralogie, 8. 45 kr. od. 12 ggr.

— — Elemente der wissenschaftl. Zoologie, 8. 1813. 24 kr. oder 6 ggr.

Parizeck, A., Gebetbuch für römisch-katholische Christen, neueste mit Kupfern vermehrte Auflage, 18.
ordinär Papier ohne Kupfer 15 kr. oder 4 ggr.
weißes — mit — 24 kr. — 6 ggr.
holländisch — — — 36 kr. — 9 ggr.
— — mit ill. Kpf. 1 fl. 15 kr. od. 9 ggr

Psalmen, die, übersetzt und metrisch bearbeitet von M. Lindemann, gr. 8. 1 fl. oder 16 ggr.

Sattes, Dr. J. L. B., über die Verbindung der Statistik mit der Staatswirthschaft, gr. 4. 24 kr. od. 6 ggr.

Scheuring, J., über die Amputation eines Oberschenkels, nebst der Beschreibung und Abbildung eines künstl. Oberschenkelgelenkbaues, 4. 8 kr. od. 2 ggr.

— — Parallele der Vortheile und Nachtheile der vorzüglichsten Operationsmethoden des grauen Staares, 8. 15 kr. oder 4 ggr.

Versuch einer theologisch-juristischen Abhandlung über das Wesen und den Unterschied des katholischen und protestantischen Beichtsiegels, hauptsächlich in Beziehung auf Entdeckung und Beweis begangener, wie auch auf Verhütung künftiger Verbrechen, gr. 8. 1 fl. 45 kr. oder 1 Thlr. 4 ggr.

Ueber die Sustentation der in die Capituls-Pfründen nachrückenden Domicellaren. Ein Beitrag zur Erläuterung der §§. 53. 54. des Deputations-Schlusses vom Jahre 1803. 8. 36 kr. oder 9 ggr.

Zeitschrift, theologische, in Verbindung mit einer Gesellschaft Gelehrter, herausgegeben vormals von Dr. Joh. Jac. Batz, nun von Dr. Fr. Brenner, 1r bis 10r Theil. 30 fl. oder 20 Thlr.

Reuß, N., der fränkische Bienenwirth oder leicht faßlicher Unterricht in der Bienenzucht, zur gründlichen Belehrung der Bienenbesitzer und Verbesserung der Bienenzucht, 8. 8 ggr. od. 30 kr.

Lindemann, M., die Psalmen, übersetzt und metrisch bearbeitet, gr. 8. 16 gr. oder 1 fl.

Montag, E., Geschichte der deutschen staatsbürgerlichen Freiheit, oder der Rechte des gemeinen Freien, des Adels und der Kirchen Deutschlands. 1ten Bandes 2ter Theil, gr. 8. 20 gr. oder 1 fl. 15 kr. Der 2te, 3te und letzte Band sind unter der Presse. Wer auf das ganze pränumerirt, erhält es um 4 Rthlr. oder 6 fl. ordin. Nach Erscheinung des 3ten Bandes tritt der Ladenpreis von 6 Rthlr. 16 gr. oder 10 fl. ein.

Bayl, G., Beiträge zum Criminalrecht. 1ter Theil, gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr. oder 1 fl. 45 kr.

Dorns größere Vorschriften. 1tes Heft; enthält deutsche Vorschriften, 4. Fol. 12 gr. oder 45 kr.

Dessen 2tes Heft; enthält englische Vorschriften, 4. Fol. 12 gr. oder 45 kr.

An die Souveraine der rheinischen Konföderation. Ueber das Recht, ihren Staaten eigene Landes-Bischöfe und eine bischöfliche Diozesan-Einrichtung nach Gutbefinden zu geben, nebst einem gutachtlichen Entwurfe zu einem künftigen Konkordate. Ein abgedrungenes Wort zu seiner Zeit von Dr. Fr., einem katholischen Kanonisten, gr. 8. 8 gr. oder 30 kr.

Marcus, A. F., über den jetzt herrschenden u. ansteckenden Typhus, nebst biographischen Notizen über den am 27ten März an dieser Krankheit verstorbenen vormaligen fürstl. bamb. Hofrath und Leibarzt, dann k. baier. Garnisons-Medicus Dr. Joh. Philipp Ritter, mit Krankheitsgeschichte und Leichenöffnung. Aus den Ephemeriden der Heilkunde, 8. 8 gr. oder 30 kr.

Schmelzing, Dr. J., über das Verhältniß des sogenannten Natur-Rechts zum positiven Rechte, zur Moral und Politik. Eine rechtsphilosophische Abhandlung. 8. 8 gr. oder 30 kr.

Jäger, Fr., erste Versuche in der Dichtkunst, 8. 9 gr. oder 36 kr.

Genlis, Fr. v., die Botanik der Geschichte und Literatur, oder die Pflanzen in ihren mythologischen, religiösen, bürgerlichen, sinnbildlichen, abergläubischen, sprüchwörtlichen, literarischen, ästhetischen und geschichtlichen Beziehungen; übersetzt und vermehrt von Dr. K. J. Stang. 2 Theile. 8. broschirt. 3 Rthlr. oder 4 fl. 30 kr.

Heeger, G., Handbuch der christl. Sittenlehre für alle Stände, auch zum Gebrauche für Katecheten und Prediger ꝛc. gr. 8. 1 Rthlr. od. 1 fl. 30 kr.

Gesangbuch zur kirchlichen und häuslichen Gottesverehrung für die protestantischen Gemeinden im Großherzogthume Würzburg, nebst einer Sammlung von Gebeten. 8. Druckpapier 12 gr. oder 45 kr. Schreibpapier 20 gr. oder 1 fl. 15 kr. Fein Fichtenpapier 1 Rthlr. 4 gr. oder 1 fl. 45 kr.

Lesebuch, allgemeines, für katholische Bürger u. Landleute, vornehmlich zum Gebrauch in Stadt- und Landschulen, von einem katholischen Geistlichen

in Franken, mit der vom Professor Mannert entworfenen, nach den Zeitumständen von einem Sachkenner revidirten Erdbeschreibung. 8. 12 gr. oder 45 kr.

Lesebuch für Protestanten, neuerdings verbessert und bearbeitet von Dr. H. E. G. Paulus. 8. 12 gr. oder 45 kr.

Brenner, Dr. Fr., freie Darstellung der Theologie in der Idee des Himmelreichs, oder: Neueste katholische Dogmatik, nach den Bedürfnissen unserer Zeiten. 1r Band. gr. 8. 1815. unter der Presse.

Haas, Prof. N., die Weltgeschichte mit besonderer Rücksicht auf das Vaterland, zunächst für Schulseminaristen, Real- auch Studienschüler, dann für Gebildetere aus dem Volk. gr. 8. 1815. unter der Presse.

Metz, A., Handbuch der Logik, neue verbesserte Auflage. 8. unter der Presse.

Vergiß mein nicht, geistl. neue vermehrte und verb. Auflage, mit Kupfern, Schreibpapier. 36 kr.

Richarz, Prof., deutsches Musterbuch für die obern Klassen im Gymnasien. Erste Abtheil. Poetische Muster. 8. 1 fl. 45 kr.

Schön, Prof., Zifferrechnung oder gemeine Rechenkunst, zum Gebrauche für Schulen und im bürgerlichen Leben. Neue verbesserte Aufl. gr. 8. 1 fl. 36 kr.

Bayerische Staatsbibliothek München

W. A
Bu

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Richarz, Peter von, 1783-1855

Deutsches Musterbuch, oder Sammlung auserlesener Stellen aus den besten deutschen Schriftstellern zur Bildung der jugendlichen Seelenkräfte und des Styls
Bd.: 2,2

Bamberg 1815

P.o.germ. 1156-2,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117085-3